Der
Graf von Monte Christo.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Fünfzehntes bis achtzehntes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

Das Luzernengehege.

Unsere Leser müssen uns erlauben, sie zu diesem an das Haus von Herrn von Villefort gränzende Gehege zu führen, wo wir hinter dem von Kastanienbäumen überschatteten Gitter uns befreundete Personen finden werden.

Diesmal hat sich Maximilian zuerst eingefunden. Er hat sein Auge an den Verschlag gedrückt, und lauert in dem tiefen Garten auf einen Schatten zwischen den Bäumen und auf das Krachen eines seidenen Schuhes auf dem Sande der Allee.

Endlich läßt sich das so lange ersehnte Krachen hören, und statt eines Schattens erscheinen zwei. Die Verzögerung von Valentine war durch einen Besuch von Madame Danglars und Eugenie, der sich über die Stunde, wo Valentine erwartet wurde, ausgedehnt hatte, veranlaßt worden. Um bei dem Rendezvous nicht zu fehlen, schlug Valentine Fräulein Danglars einen Spaziergang im Garten vor, denn sie wollte Maximilian zeigen, daß sie nicht Schuld an dem Verzuge war, unter dem er ohne Zweifel litt.

Der junge Mann begriff Alles mit der den Liebenden eigenthümlichen Anschauung, und sein Herz war erleichtert. Ohne in das Bereich der Stimme zu kom=

men, richtete Valentine ihren Spaziergang so ein, daß Maximilian sie hin und hergehen sehen konnte, und so oft sie hin und herging, sagte ihm ein, von ihrer Gefährtin unbemerkter, nach dem Gitter geworfener und von dem jungen Manne aufgefangener Blick:

„Fassen Sie Muth, Freund, Sie sehen, daß es nicht mein Fehler ist.“

Und Maximilian faßte in der That Muth, während er den Contrast zwischen diesen zwei Mädchen bewunderte: zwischen dieser Blonden mit den schmachtenden Augen und der Gestalt vorgebeugt wie eine schöne Weide, und dieser Braunen mit den stolzen Augen und dem pappelartig geraden Wuchse; es versteht sich von selbst, daß bei dieser Vergleichung zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen der Vorzug, wenigstens im Innern des jungen Mannes, Valentine eingeräumt wurde.

Nach einem Spaziergang von einer halben Stunde entfernten sich die beiden Mädchen. Maximilian begriff, daß das Ende des Besuches von Madame Danglars gekommeн war.

Eine Minute nachher erschien Valentine wirklich wieder allein. Aus Furcht, ein indiscreter Blick könnte ihre Rückkehr verfolgen, kam sie langsam; und statt unmittelbar auf das Gitter zuzuschreiten, setzte sie sich auf eine Bank, nachdem sie, scheinbar absichtslos, jedes Gebüsch untersucht und das Auge in die Tiefe jeder Allee getaucht hatte.

Nachdem diese Vorsichtsmaßregeln genommen waren, lief sie zu dem Gitter:

„Guten Morgen, Valentine,“ sprach eine Stimme:

„Guten Morgen, Maximilian; ich ließ Sie warten, aber Sie haben wohl die Ursache gesehen?“

„Ja, ich erkannte Fräulein Danglars; doch ich glaubte nicht, daß Sie in so enger Verbindung mit dieser jungen Person stünden.“

„Wer sagt Ihnen, wir wären so enge verbunden, Maximilian?“

„Niemand; es schien mir jedoch aus der Art und Weise hervorzugehen, wie Sie ihr den Arm gaben, wie Sie mit ihr plauderten: man hätte glauben sollen, zwei Freundinnen aus der Kostschule tauschten ihre Vertraulichkeiten aus.“

„Wir thaten dies auch wirklich; sie gestand mir ihren Widerwillen gegen eine Verbindung mit Herrn von Morcerf, und ich gestand ihr, daß ich es als ein Unglück betrachte, Herrn d'Epinay heirathen zu sollen.“

„Theure Valentine!“

„Deshalb, mein Freund, sehen Sie diese scheinbare Hingebung zwischen mir und Eugenie; während ich von dem Manne sprach, den ich nicht lieben kann, dachte ich an den Mann, den ich liebe.“

„Sie sind so gut in allen Dingen, Sie haben etwas in sich, was Fräulein Danglars nie haben wird: den unerklärlichen Zauber, der bei der Frau das ist, was der Wohlgeruch bei der Blume, der Wohlgeschmack bei der Frucht; denn bei der Blume wie bei der Frucht ist mit der Schönheit nicht Alles abgethan.“

„Ihre Liebe läßt Sie die Dinge so anschauen, Maximilian!“

„Nein, Valentine, das schwöre ich Ihnen. Ich betrachtete vorhin Sie Beide, und bei meiner Ehre, während ich der Schönheit von Fräulein Danglars Gerechtigkeit widerfahren ließ, begriff ich doch nicht, wie ein Mann sich in sie verlieben könnte.“

„Dies geschah, Maximilian, weil ich da war, wie Sie sagten, und weil meine Gegenwart Sie ungerecht machte.“

„Nein . . . doch eine Frage einfacher Neugierde, welche aus gewissen Gedanken entspringt, die ich mir über Fräulein Danglars gemacht habe.“

„Oh! gewiß sehr ungerechte Gedanken, ohne daß ich weiß, was es ist. Wenn Ihr uns arme Frauen beurtheilt, dürfen wir keine Nachsicht erwarten.“

„Ihr aber seid stets gerecht gegen einander!“

„Weil beinahe immer Leidenschaft in Euren Urtheilen obwaltet. Doch kommen Sie auf Ihre Frage zurück."

„Liebt Fräulein Danglars irgend Einen, daß sie vor ihrer Verheirathung mit Herrn von Morcerf bange hat?"

„Maximilian, ich sagte Ihnen bereits, ich wäre nicht die Freundin von Eugenie."

„Ei, mein Gott! ohne Freundinnen zu sein, machen sich die jungen Mädchen vertrauliche Mittheilungen; gestehen Sie, daß Sie einige Fragen hierüber an sie gerichtet haben? Ah! ich sehe, Sie lächeln."

„Wenn dem so ist, so ist es nicht der Mühe werth, daß wir diesen Bretterverschlag zwischen uns haben."

„Nun, was sagte sie Ihnen?"

„Sie sagte mir, sie liebe Niemand," sprach Valentine; „sie verabscheue die Ehe; ihre größte Freude wäre es gewesen, ein freies und unabhängiges Leben zu führen, und sie wünschte beinahe, ihr Vater möchte sein Vermögen verlieren, daß sie wie ihre Freundin, Fräulein Louise d'Armilly, Künstlerin werden könnte."

„Ah, Sie sehen!"

„Was beweist dies?" fragte Valentine.

„Nichts," antwortete lächelnd Maximilian.

„Warum lächeln Sie dann ebenfalls?"

„Ah! Sie schauen auch."

„Soll ich mich entfernen?"

„Oh nein, nein! Doch kommen wir auf Sie zurück."

„Ah! ja, das ist wahr, denn wir können kaum zehn Minuten hier zusammen zubringen."

„Mein Gott!" rief Maximilian bestürzt.

„Ja, Maximilian, Sie haben Recht," sagte schwermüthig Valentine; „Sie haben eine arme Freundin. Welch ein Dasein lasse ich Sie hinschleppen, armer Maximilian, Sie, der Sie ganz geschaffen sind, um glücklich zu sein! Glauben Sie mir, ich mache es mir auch zum bittern Vorwurf."

„Ei! was ist Ihnen daran gelegen, Valentine, wenn ich mich so glücklich fühle, wenn dieses ewige Warten mir bezahlt scheint durch fünf Minuten Ihres Anblicks, durch zwei Worte Ihres Mundes, und durch die tiefe, ewige Ueberzeugung, daß Gott zwei so harmonische Herzen, wie die unserigen, nicht geschaffen und auf eine so wunderbare Weise vereinigt hat, um sie zu trennen."

„Gut, ich danke, hoffen Sie für uns Beide, Maximilian; das wird mich zur Hälfte glücklich machen."

„Was geht denn vor, Valentine, daß Sie mich so schnell verlassen?"

„Ich weiß es nicht; Frau von Villefort hat mich bitten lassen, wegen einer Mittheilung zu ihr zu kommen, von der, wie sie mir sagen ließ, ein Theil meines Glückes abhänge. Ei, mein Gott! sie mögen mir mein Vermögen nehmen, ich bin zu reich, und wenn sie es mir genommen haben, mögen sie mir Ruhe und Freiheit gönnen; nicht wahr, Sie werden mich dann eben so sehr lieben?"

„O! ich werde Sie stets lieben; was könnte mir an Reichthum oder Armuth liegen, wäre meine Valentine bei mir, und ich dürfte der Ueberzeugung leben, Niemand würde sie mir rauben! Doch, Valentine, glauben Sie nicht, daß sich diese Mittheilung auf Ihre Heirath bezieht?"

„Ich glaube es nicht."

„Hören Sie, Valentine, und erschrecken Sie nicht, denn so lange ich lebe, werde ich nie das Eigenthum einer Andern sein."

„Sie denken mich zu beruhigen, wenn Sie mir dies sagen, Maximilian?"

„Verzeihen Sie, Sie haben Recht, ich bin ein roher Mensch. Nun, ich wollte Ihnen sagen, ich habe kürzlich Herrn von Morcerf getroffen. Franz ist sein Freund, wie Sie wissen; er hat einen Brief von Franz

erhalten, der ihm seine nahe bevorstehende Rückkehr ankündigt."

Valentine erbleichte und hielt sich mit der Hand an dem Gitter.

„Ah, mein Gott!" sagte sie, „wenn dies so wäre! Doch nein, die Mittheilung käme nicht von Frau von Villefort."

„Warum nicht?"

„Warum . . . ich weiß es nicht . . . doch es scheint mir, wenn sich Frau von Villefort auch nicht offen widersetzt, so ist sie doch nicht für diese Heirath eingenommen."

„Ah! Valentine, mir dünkt, ich werde Frau von Villefort anbeten."

„Oh! eilen Sie nicht zu sehr, Maximilian," sprach Valentine mit einem traurigen Lächeln.

„Wenn sie aber gegen diese Heirath eingenommen ist, und wäre es nur, um die Sache abzubrechen, würde sich ihr Ohr nicht vielleicht einem andern Antrage öffnen?"

„Glauben Sie dies nicht, Maximilian; es sind nicht die Ehegatten, was Frau von Villefort verwirft, sondern es ist die Ehe."

„Wie? die Ehe! Wenn sie die Ehe so sehr haßt, warum hat sie sich verheirathet?"

„Sie verstehen mich nicht, Maximilian; als ich vor einem Jahre den Gedanken äußerte, mich in ein Kloster zurückzuziehen, nahm sie, trotz der Bemerkungen, die sie dagegen machen zu müssen glaubte, meinen Vorschlag mit Freuden an, und ich bin fest überzeugt, auch mein Vater gab auf ihren Antrieb seine Einwilligung dazu; nur mein armer Großvater hielt mich zurück. Sie können sich nicht vorstellen, Maximilian, welcher Ausdruck in den Augen dieses armen Greises liegt, der nur mich allein in der Welt liebt und, Gott verzeihe mir, wenn dies eine Lästerung ist, nur von mir allein in der Welt geliebt wird. Wenn Sie wüßten, wie er mich anschaute, wie viel Vorwurf in diesem Blicke, wie viel

Verzweiflung in diesen Thränen lag, welche ohne Klagen, ohne Seufzer an seinen unbeweglichen Wangen herabrollten! Ah, Maximilian, ich fühlte etwas wie einen Gewissensbiß, warf mich ihm zu Füßen und rief: „„Verzeihung! Verzeihung! mein Vater, man mag mit mir machen, was man will, ich werde Sie nie verlassen."" Dann schlug er die Augen zum Himmel auf! Maximilian, ich kann viel erdulden; dieser Blick meines guten, alten Großvaters hat mich zum Voraus für das, was ich leiden werde, bezahlt."

„Theure Valentine! Sie sind ein Engel, und ich weiß in der That nicht, wie ich es verdient habe, ich, der ich rechts und links Beduinen niederhieb, wenn nicht Gott in Betracht zog, daß es Ungläubige sind, ich weiß nicht, wie ich es verdient habe, daß Sie sich mir enthüllen. Doch sprechen Sie, Valentine, welches Interesse hat Frau von Villefort dabei, daß Sie nicht heirathen?"

„Hörten Sie mich nicht so eben sagen, ich wäre reich, Maximilian, zu reich? Ich habe als Erbtheil von meiner Mutter gegen fünfzigtausend Franken Rente; mein Großvater und meine Großmutter, der Marquis und die Marquise von Saint-Meran, müssen mir eben so viel hinterlassen; Herr Noirtier hat offenbar die Absicht, mich zu seiner einzigen Erbin einzusetzen. Daraus geht hervor, daß mein Bruder Eduard im Vergleiche mit mir, da er kein Vermögen von Frau von Villefort zu erwarten hat, arm ist. Frau von Villefort aber liebt dieses Kind, und hätte ich den Schleier genommen, so wäre mein ganzes Vermögen, auf meinen Vater, der von dem Marquis, der Marquise und mir erbte, zusammenfließend, ihrem Sohne zugekommen."

„Oh! wie sonderbar ist eine solche Habgier bei einer jungen und hübschen Frau!"

„Bemerken Sie wohl, daß sie hienach nicht für sich, sondern für ihren Sohn trachtet, und daß das, was Sie ihr als einen Fehler vorwerfen, Maximilian, aus dem

Gesichtspunkte der mütterlichen Liebe betrachtet, beinahe eine Tugend ist."

„Doch sprechen Sie, Valentine, wenn Sie einen Theil Ihres Vermögens diesem Sohne abtreten würden?"

„Wie einen solchen Vorschlag machen, und besonders einer Frau, welche beständig das Wort Uneigennützigkeit auf der Zunge hat?"

„Valentine, meine Liebe ist mir stets heilig geblieben, und wie jede heilige Sache, habe ich sie mit dem Schleier meiner Achtung bedeckt und in meinem Herzen eingeschlossen; Niemand in der Welt, nicht einmal meine Schwester, hat eine Ahnung von dieser Liebe, die ich keiner Seele anvertraute: Valentine, erlauben Sie mir, mit einem Freunde über diese Liebe zu sprechen?"

Valentine bebte und erwiederte:

„Mit einem Freunde? Oh mein Gott! Maximilian, ich zittere, wenn ich Sie nur so reden höre! Mit einem Freunde! und wer ist denn dieser Freund?"

„Hören Sie Valentine: haben Sie nie für irgend Jemand eine von jenen unwiderstehlichen Sympathien empfunden, welche dahin wirkte, daß Sie, obgleich Sie diese zum ersten Male sahen, dieselbe seit geraumer Zeit zu Person kennen wähnten und sich fragten, wo und wann Sie mit ihr zusammengetroffen, daß Sie außer Stands, sich des Ortes und der Zeit zu erinnern, zu dem Glauben gelangten, es sei in einer der unserigen vorhergehenden Welt gewesen, und diese Sympathie sei nur eine wiedererwachte Erinnerung?"

„Ja, ich habe dies empfunden."

„Das war es, was ich fühlte, als ich diesen außerordentlichen Menschen zum ersten Male sah."

„Einen außerordentlichen Menschen?"

„Ja."

„Den Sie also seit langer Zeit kennen?"

„Erst seit acht bis zehn Tagen."

„Und Sie nennen einen Menschen, den Sie erst seit acht Tagen kennen, Ihren Freund? Oh! Maximi-

lian, ich glaubte, Sie gingen geiziger mit diesem schönen Namen zu Werke."

„In logischer Beziehung haben Sie Recht, Valentine; doch Sie mögen sagen, was Sie wollen, nichts wird mich von diesem instinktartigen Gefühle zurückbringen. Ich glaube, daß dieser Mann mit Allem vermengt sein wird, was mir Gutes in der Zukunft begegnet, die zugleich sein tiefer Blick zu kennen und seine mächtige Hand zu lenken scheint."

„Er ist also ein Seher?" sprach Valentine lächelnd.

„Meiner Treue, ich bin versucht, zu glauben, daß er oft die Dinge vorhersieht . . . besonders die guten."

„Oh! machen Sie mich mit diesem Manne bekannt, Maximilian, damit ich von ihm erfahre, ob ich hinreichend geliebt sein werde, um mich für das zu entschädigen, was ich gelitten habe," versetzte traurig Valentine.

„Arme Freundin! doch Sie kennen ihn."

„Ich?"

„Ja."

„Er hat Ihrer Stiefmutter und deren Sohn das Leben gerettet."

„Der Graf von Monte Christo?"

„Er selbst."

„O! er kann nie mein Freund sein!" rief Valentine, „denn er ist zu sehr der meiner Stiefmutter."

„Der Graf der Freund Ihrer Stiefmutter, Valentine? Mein Instinkt kann mich in dieser Hinsicht nicht irre führen; ich bin überzeugt, daß Sie sich täuschen."

„Oh! wenn Sie wüßten, Maximilian! es ist nicht mehr Eduard, der im Hause regiert, sondern der Graf: hochgeschätzt von Frau von Villefort, die in ihm den Inbegriff aller menschlichen Kenntnisse erblickt; bewundert, verstehen Sie wohl, bewundert von meinem Vater, welcher behauptet, er habe nie mit mehr Beredsamkeit erhabenere Gedanken aussprechen hören; vergöttert von Eduard, der ihm, trotz seiner Furcht vor den großen, schwarzen Augen des Grafen, entgegenläuft, sobald er

ihn kommen sieht, ihm die Hand öffnet, wo er stets ein bewunderungswürdiges Spielzeug findet, ist Herr von Monte Christo hier nicht bei meinem Vater, ist Herr von Monte Christo nicht bei Frau von Villefort, sondern zu Hause."

„Nun wohl, Valentine, wenn die Dinge sich so verhalten, wie Sie sagen, so müssen Sie bereits die Wirkungen seiner Gegenwart fühlen oder werden Sie dieselben wenigstens bald fühlen. Er trifft Albert von Morcerf in Italien, um ihn den Händen von Räubern zu entreißen; er erblickt Madame Danglars, um ihr ein königliches Geschenk zu machen; Ihre Stiefmutter und Ihr Bruder fahren vor seiner Thüre vorüber, damit sein Nubier ihnen das Leben rettet. Dieser Mann hat offenbar die Macht erhalten, auf die Ereignisse, auf die Menschen und auf die Dinge Einfluß zu üben. Ich sah nie einen einfacheren Geschmack in Verbindung mit einer größeren Pracht. Sein Lächeln ist so süß, wenn er es mir zuwendet, daß ich vergesse, wie bitter die Andern sein Lächeln finden. Oh! sagen Sie mir, Valentine, hat er Ihnen so zugelächelt? Wenn er dies gethan, so werden Sie glücklich sein."

„Mir!" rief das junge Mädchen; „oh, mein Gott! Maximilian, er schaut mich nicht einmal an, oder er wendet vielmehr das Auge ab, wenn ich zufällig in seine Nähe komme. Nein, er ist nicht edelmüthig, oder er besitzt nicht den scharfen Blick, der in der Tiefe der Herzen liest, und den Sie mit Unrecht bei ihm voraussetzen; denn wenn er diesen Blick besäße, würde er gesehen haben, daß ich unglücklich bin; denn wenn er edelmüthig wäre, würde er, mich allein und traurig in diesem Hause gewahrend, den Einfluß, den er ausübt, zu meinem Schutze angewendet haben, und wenn er, wie Sie sagen, die Rolle der Sonne spielt, so hätte er mein Herz an einem von ihren Strahlen erwärmt. Sie behaupten, er liebe Sie, Maximilian; ei, mein Gott! woher wissen Sie dies? Die Männer machen stets ein

freundliches Gesicht gegen einen Officier von fünf Fuß acht Zoll, der einen langen Schnurrbart und einen großen Säbel hat, wie Sie, aber sie glauben ohne Furcht ein armes, weinendes Mädchen niedertreten zu können."

„Oh! Valentine, Sie täuschen sich, das schwöre ich Ihnen."

„Wenn es anders wäre, Maximilian, wenn er mich diplomatisch, das heißt, als ein Mann behandeln würde, der sich auf die eine oder andere Weise in einem Hause feststellen will, so hätte er mich, und wäre es auch nur einmal, mit jenem Lächeln beehrt, das Sie mir so sehr rühmen; doch er hat mich unglücklich gesehen, er begreift, daß ich ihm zu nichts nützen kann, und schenkt mir nicht die geringste Aufmerksamkeit. Wer weiß, ob er nicht, um meinem Vater, Frau von Villefort oder meinem Bruder den Hof zu machen, so viel in seiner Gewalt liegt, mich verfolgen wird. Offenherzig gesprochen, Maximilian, ich bin keine Frau, die man so ohne allen Grund verachten darf. Ah!" fuhr Valentine fort, als sie sah, welchen Eindruck diese Worte auf Maximilian hervorbrachten, „ich bin schlimm, und sage Ihnen da über diesen Menschen Dinge, von denen ich nicht einmal wußte, daß ich sie im Herzen hatte. Ich leugne nicht, daß der Einfluß, von dem Sie sprechen, besteht und daß er ihn sogar über mich ausübt, doch wenn er ihn ausübt, so geschieht es auf eine schädliche, verderbliche Weise, wie Sie sehen."

„Es ist gut, Valentine," erwiederte Morrel seufzend; „sprechen wir nicht mehr davon; ich werde ihm nichts sagen."

„Ach! mein Freund, ich betrübe Sie. Oh! warum kann ich Ihnen nicht die Hand drücken, um mir Verzeihung von Ihnen zu erbitten. Doch, mir wäre nichts lieber, als wenn ich überzeugt würde; sagen Sie mir, was hat denn dieser Graf von Monte Christo für Sie gethan?"

„Ich gestehe, Sie setzen mich sehr in Verlegenheit, Valentine, wenn Sie mich fragen, was der Graf für mich gethan habe: ich weiß wohl, nichts Auffallendes. Auch ist meine Zuneigung für ihn, wie ich Ihnen sagte, etwas rein Instinktartiges und trägt nichts Vernünftiges in sich. Hat die Sonne etwas für mich gethan? Nein; sie erwärmt mich, und bei ihrem Lichte sehe ich Sie, das ist das Ganze. Hat dieser oder jener Wohlgeruch etwas für mich gethan? Nein; sein Duft erquickt auf eine angenehme Weise einen von meinen Sinnen; ich habe nichts Anderes zu sagen, wenn man mich fragt, warum ich diesen Wohlgeruch rühme. Meine Freundschaft für ihn ist seltsam, wie die seinige für mich. Eine geheime Stimme offenbart mir, daß diese unvorhergesehene und gegenseitige Freundschaft mehr als Zufall ist. Ich finde einen Zusammenhang in seinen einfachsten Handlungen, in seinen geheimsten Gedanken mit meinen Handlungen und meinen Gedanken. Sie werden abermals über mich lachen, Valentine, aber seitdem ich diesen Mann kenne, ist mir der thörichte Gedanke gekommen, Alles, was mir Gutes begegne, entströme ihm. Und dennoch habe ich dreißig Jahre gelebt, ohne dieses Beschützers zu bedürfen,.. nicht wahr? gleichviel, hören Sie ein Beispiel: er hat mich auf Sonnabend zum Mittagessen eingeladen, das ist natürlich, so wie wir mit einander stehen, nicht wahr? Nun, was habe ich seitdem erfahren? Ihr Vater ist zu diesem Mittagessen eingeladen, Ihre Mutter wird kommen. Ich werde mit ihnen zusammentreffen, und wer weiß, was in der Zukunft hieraus entspringt? Das sind scheinbar ganz einfache Umstände. Ich aber sehe hierin etwas, was mich in Erstaunen setzt; ich schöpfe daraus ein seltsames Vertrauen. Ich sage mir, der Graf, dieser sonderbare Mann, welcher Alles erräth, habe mich mit Herrn und Frau von Villefort zusammenbringen wollen, und suche bisweilen, das schwöre ich Ihnen, in seinen Augen zu lesen, ob er nicht meine Liebe errathen hat.“

„Mein guter Freund,“ entgegnete Valentine, „ich hielte Sie für einen Visionär und hätte wahrlich bange für Ihren Verstand, wenn ich von Ihnen nur solche Bemerkungen hörte. Wie! Sie sehen in diesem Zusammentreffen etwas Anderes, als einen Zufall? Bedenken Sie doch. Mein Vater, der nie ausgeht, war zehnmal auf dem Punkte, diese Einladung Frau von Villefort abzuschlagen, welche im Gegentheil vor Verlangen brennt, den wunderbaren Nabob zu Hause zu sehen, und nur mit großer Mühe hat sie es dahin gebracht, daß er sie begleitet. Nein, nein, glauben Sie mir, abgesehen von Ihnen, Maximilian, habe ich von Niemand auf dieser Welt Hülfe zu verlangen, als von meinem Großvater, einem Leichnam, habe ich keine andere Unterstützung zu suchen, als die meiner Mutter, eines Schatten.“

„Ich fühle, daß Sie Recht haben, Valentine, und daß die Logik auf Ihrer Seite ist; doch Ihre sanfte, stets für mich so mächtige Stimme, überzeugt mich heute nicht.“

„Die Ihrige mich auch nicht, und ich gestehe, wenn Sie kein anderes Beispiel anzuführen wissen...“

„Ich habe eines,“ sprach Maximilian zögernd; „doch in der That, Valentine, ich muß selbst bekennen, es ist noch thörichter, als das erste.“

„Desto schlimmer,“ versetzte lächelnd Valentine.

„Und dennoch ist es nicht minder bündig für mich, einen Menschen, der ganz der Eingebung und dem Gefühle unterthan ist und seit den zehn Jahren, die er dient, wiederholt das Leben einem von jenen inneren Blitzen zu verdanken hatte, die uns eine Bewegung rückwärts oder vorwärts machen heißen, damit die Kugel, welche uns tödten sollte, an unserer Seite hinfährt.“

„Lieber Maximilian, warum erweisen Sie nicht meinen Gebeten die Ehre der Abweichung dieser Kugeln? Wenn Sie dort sind, bete ich zu Gott und zu meiner Mutter nicht mehr für mich, sondern für Sie.“

„Ja, seitdem ich Sie kenne," sprach lächelnd Morrel; „doch ehe ich Sie kannte, Valentine?"

„Wohl, da Sie mir nichts zu verdanken haben wollen, Böser, so kommen Sie wieder auf das Beispiel, das Sie selbst als thöricht bezeichnen."

„Nun, so schauen Sie durch die Bretter und sehen Sie dort an jenem Baume das neue Pferd, mit dem ich gekommen bin."

„Oh, ein herrliches Thier!" rief Valentine, „warum haben Sie es nicht zum Gitter geführt? ich hätte mit ihm gesprochen und es würde mich verstanden haben."

„Es ist in der That ein Thier von großem Werth; Sie wissen aber, daß mein Vermögen beschränkt ist, Valentine, und daß ich das bin, was man einen vernünftigen Menschen nennt. Nun, ich hatte diesen herrlichen Medeah, so nenne ich ihn, bei einem Pferdehändler gesehen; ich fragte nach dem Preise; man antwortete mir: viertausend fünfhundert Franken; ich mußte mich, wie Sie begreifen, enthalten, ihn länger schön zu finden, und entfernte mich, ich gestehe es, mit schwerem Herzen, denn das Pferd hatte mich zärtlich angeschaut, mich mit seinem Kopfe geliebkost und auf die zierlichste Weise unter mir getanzt. An demselben Abend sah ich einige Freunde bei mir, Herrn von Chateau-Renaud, Herrn Debray und fünf bis sechs andere schlimme Subjecte, die Sie nicht einmal dem Namen nach zu kennen so glücklich sind. Man schlug eine Bouillotte vor, ich spiele nie, denn ich bin nicht reich genug, um verlieren zu können, und nicht arm genug, um einen Gewinn zu wünschen. Doch Sie begreifen, ich war zu Hause und hatte nichts Anderes zu thun, als Karten holen zu lassen, was ich auch that. Als man sich zur Tafel setzte, kam Herr von Monte Christo. Er nahm seinen Platz, man spielte, und ich gewann, kaum wage ich es zu gestehen, Valentine, ich gewann fünftausend Franken. Wir trennten uns um Mitternacht.

Ich konnte mich nicht halten, nahm ein Cabriolet und ließ mich zu meinem Pferdehändler führen. Ganz fieberhaft läutete ich; derjenige, welcher mir öffnete, mußte mich für einen Narren halten. Ich stürzte durch die kaum geöffnete Thüre, trat in den Stall und schaute nach der Raufe. Oh Glück! Medeah knaubelte an seinem Haber. Ich ergreife einen Sattel, befestige ihm denselben selbst auf dem Rücken, lege ihm den Zaum an, und Medeah gibt sich auf das Anmuthigste von der Welt zu dieser Operation her. Dann händige ich die viertausend fünfhundert Franken dem erstaunten Kaufmann ein und kehre zurück, oder ich reite vielmehr die ganze Nacht auf den Champs=Elysées spazieren. Ich sah Licht an den Fenstern des Grafen, und es kam mir sogar vor, als erblickte ich seinen Schatten hinter den Vorhängen. Nun wollte ich schwören, Valentine, der Graf wußte, daß ich dieses Pferd wünschte, und verlor absichtlich, um mich gewinnen zu lassen."

„Mein lieber Maximilian, Sie sind in der That zu phantastisch . . . und werden mich nicht lange lieben ;.. ein Mann, der sich so Poesie macht, dürfte wohl nicht in einer eintönigen Liebe, wie die unserige ist, verschmachten wollen. Doch hören Sie, großer Gott! man ruft mich."

„Oh! Valentine, durch die kleine Oeffnung des Verschlages Ihren kleinsten Finger . . . daß ich ihn küssen kann."

„Maximilian, wir sagten, wir würden für einander zwei Stimmen, zwei Schatten bleiben."

„Nach Ihrem Belieben, Valentine."

„Werden Sie glücklich sein, wenn ich thue, was Sie wollen?"

„Oh, ja!"

Valentine stieg auf eine Bank und streckte, nicht ihren kleinen Finger durch die Oeffnung, sondern ihre ganze Hand über den Verschlag.

Maximilian stieß einen Schrei aus, sprang auf

einen Stein, ergriff die angebetete Hand und drückte seine glühenden Lippen darauf; doch sogleich entschlüpfte diese Hand der seinigen, und der junge Mann hörte Valentine, welche vielleicht über die Empfindung erschrocken war, die sich ihrer bemächtigt hatte, rasch entfliehen.

Zweites Kapitel.

Herr Noirtier von Villefort.

Man vernehme, was in dem Hause des Staatsanwaltes nach dem Abgang von Madame Danglars und ihrer Tochter und während der von uns mitgetheilten Unterredung vorfiel. Herr von Villefort trat, gefolgt von Frau von Villefort, bei seinem Vater ein; wo Valentine war, wissen wir.

Beide setzten sich an die Seite des Greises, nachdem sie ihn begrüßt und Barrois, einen alten Diener, der schon fünfundzwanzig Jahre in seinem Dienste stand, weggeschickt hatten.

Herr Noirtier saß in seinem großen Rollstuhle, in den man ihn jeden Morgen setzte, einem Spiegel gegenüber, welcher das ganze Zimmer wiederstrahlte und dem Greise, ohne daß er eine ohnmächtige Bewegung zu versuchen nöthig hatte, zeigte, wer in sein Zimmer eintrat, wer es verließ, und was man um ihn her machte; unbeweglich wie ein Leichnam, schaute Herr Noirtier mit gescheiten, lebhaften Augen seine Kinder an, deren umständliche Begrüßung ihm irgend einen officiellen und unerwarteten Schritt verkündigte.

Das Gesicht und das Gehör waren noch die einzigen Sinne, welche wie zwei Funken diese bereits zu drei Vierteln für das Grab geformte menschliche Materie belebten, und von diesen zwei Sinnen vermochte nur einer nach Außen das innere Leben der Bildsäule zu enthüllen, und das Gesicht, das dieses innere Leben offenbarte, war einem von jenen entfernten Lichtern ähnlich, die in finsterer Nacht dem in der Wüste verirrten Reisenden anzeigen, daß es noch ein Wesen gibt, welches in dieser Stille und in dieser Dunkelheit wacht.

In dem schwarzen Auge des alten Noirtier, das eine schwarze Braue überragte, während all sein Haar, das er lang und auf die Schultern herabhängend trug, weiß war, in diesem Auge, wie es bei jedem Organe geschieht, das sich auf Kosten der andern Organe geübt hat, waren die ganze Thätigkeit, die ganze Gewandtheit, die ganze Kraft, der ganze Verstand, einst in diesem Körper und in diesem Geiste ausgebreitet, nunmehr concentrirt. Allerdings fehlten die Geberden des Armes, der Ton der Stimme, die Haltung des Körpers; doch dieses mächtige Auge ersetzte Alles: er befahl mit den Augen, er dankte mit den Augen; es war ein Leichnam mit lebendigen Augen, und nichts war furchtbarer anzuschauen, als wenn sich zuweilen eben an diesem Marmorgesichte ein Zorn entzündete oder eine Freude glänzte. Nur drei Personen verstanden die Sprache des armen Gelähmten: Villefort, Valentine und der von uns bereits erwähnte alte Diener. Da jedoch Villefort nur selten und, gleichsam nur wenn er es nicht anders machen konnte, seinen Vater sah, da er demselben, wenn er ihn sah, nicht durch Begreifen gefällig sein wollte, so beruhte das ganze Glück des Greises auf seiner Enkelin, und Valentine war durch Ergebenheit, Liebe und Geduld dahin gelangt, daß sie alle Gedanken von Noirtier diesem an den Augen ansah. Auf seine stumme oder für jeden Andern unverständliche Sprache antwortete sie mit ihrer ganzen

Stimme, mit ihrer ganzen Physiognomie, mit ihrer ganzen Seele, so daß sich belebte Gespräche zwischen dem Mädchen und dem scheinbaren, beinahe zu Staub gewordenen, Thone bildeten, der jedoch noch ein Mann von ungeheurem Wissen, von unerhörtem Scharfsinne und von einem so mächtigen Willen war, als dies die Seele sein kann, welche in eine Materie eingeschlossen ist, durch die sie die Macht, sich Gehorsam zu verschaffen, verloren hat.

Valentine hatte also das seltsame Problem gelöst, den Gedanken des Greises zu begreifen, um ihm ihren Gedanken begreiflich zu machen, und in Folge dieses Studiums geschah es nur sehr selten, daß sie nicht bei den gewöhnlichen Dingen des Lebens mit Genauigkeit auf das Verlangen dieser lebendigen Seele, oder auf das Bedürfniß dieses halb unempfindlichen Körpers verfiel.

Was Barrois betrifft, so diente dieser, wie gesagt, seinem Herrn schon fünfundzwanzig Jahre, somit kannte er alle seine Gewohnheiten, und Noirtier brauchte nur sehr ausnahmsweise etwas von ihm zu verlangen.

Villefort bedurfte keiner Unterstützung, um mit seinem Vater das seltsame Gespräch anzuknüpfen, das er hervorzurufen gedachte, denn er kannte erwähntermaßen vollkommen das Wörterbuch des Greises, und wenn er sich desselben nicht häufiger bediente, so geschah dies aus Ueberdruß oder Gleichgültigkeit. Er ließ also Valentine in den Garten hinabgehen, entfernte Barrois, setzte sich rechts von seinem Vater, während Frau von Villefort ihren Platz zu seiner Linken nahm, und begann:

„Mein Herr, wundern Sie sich nicht, daß Valentine nicht mit uns heraufgekommen ist, und daß ich Barrois entfernte, denn die Unterredung, die wir mit einander haben werden, ist eine von denjenigen, welche nicht in Gegenwart eines jungen Mädchens oder eines Dieners stattfinden können; Frau von Villefort und ich haben Ihnen eine Mittheilung zu machen.“

Das Gesicht von Noirtier blieb unempfindlich, während im Gegentheil das Auge von Villefort bis in die tiefste Tiefe des Greises dringen zu wollen schien.

„Diese Mittheilung," fuhr der Staatsanwalt mit dem eisigen Tone fort, der nie einen Widerspruch zuzulassen schien, „diese Mittheilung, Frau von Villefort und ich sind es fest überzeugt, wird Sie erfreuen."

Das Auge des Greises blieb theilnahmlos, er hörte nur.

„Mein Herr," sprach Villefort, „wir verheirathen Valentine."

Ein Gesicht von Wachs wäre bei dieser Kunde nicht kälter geblieben, als das Gesicht des Greises.

„Die Heirath wird vor drei Monaten statthaben," fügte Villefort bei.

Das Auge des Greises war immer gleich leblos.

Frau von Villefort nahm ebenfalls das Wort und sprach hastig:

„Wir dachten, diese Mittheilung hätte Interesse für Sie, mein Herr; überdies schien Valentine stets sich Ihrer Zuneigung zu erfreuen; wir haben Ihnen also nur noch den Namen des für sie bestimmten jungen Mannes zu sagen. Es ist eine von den ehrenvollsten Partien, auf welche Valentine Anspruch machen kann. Der junge Mann besitzt Vermögen, einen schönen Namen, und es finden sich vollkommene Garantien des Glückes in dem Benehmen und in dem Geschmacke desjenigen, welchen wir ihr bestimmen. Sein Name kann Ihnen nicht unbekannt sein: es handelt sich um Franz von Quesnel, Baron d'Epinay."

Während der kleinen Rede seiner Frau heftete Villefort einen noch aufmerksameren Blick, als zuvor, auf den Greis. Sobald Frau von Villefort den Namen Franz aussprach, bebte das Auge von Noirtier, das sein Sohn so gut kannte, und seine Augenlieder ließen sich erweiternd, wie es seine Lippen hätten thun können, um Worte durchzulassen, einen Blitz durchzucken.

Der Staatsanwalt, der mit den früheren Beziehungen politischer Feindseligkeit, welche zwischen seinem Vater und dem Vater von Franz bestanden hatte, vertraut war, begriff dieses Feuer und diese Aufregung; doch er ließ Beides scheinbar unbemerkt vorübergehen und nahm die Rede da wieder auf, wo seine Frau abgebrochen hatte.

„Mein Herr," sagte er, „Sie begreifen, es ist von Wichtigkeit, daß Valentine, welche nunmehr ihrem neunzehnten Jahre nahe steht, ihre häusliche Versorgung findet. Nichtsdestoweniger haben wir Sie bei unsern Conferenzen nicht vergessen, und wir versicherten uns zum Voraus, daß der Gatte von Valentine einwilligen würde, wenn nicht bei uns zu leben, die wir einem jungen Ehepaare vielleicht lästig wären, wenigstens, daß Sie, den Valentine ganz besonders liebt, und der Sie Ihrerseits derselben diese Zuneigung zurückzugeben scheinen, bei ihnen leben würden, wodurch Sie keine von Ihren Gewohnheiten verlieren und, um über Sie zu wachen, zwei Kinder statt eines haben."

Der Blitz des Blickes von Noirtier wurde gleichsam blutig.

Es ging offenbar etwas Furchtbares im Innern dieses Greises vor, sicherlich stieg ihm der Schrei des Schmerzes und der Wuth in die Kehle und erstickte ihn beinahe, da er nicht ausbrechen konnte, denn sein Gesicht wurde purpurroth und seine Lippen erbleichten.

Villefort öffnete ruhig ein Fenster und sprach:

„Es ist sehr warm hier, diese Wärme macht Herrn Noirtier unwohl."

Dann kam er zurück, jedoch ohne sich zu setzen.

„Die erwähnte Heirath," fügte Frau von Villefort bei, „ist Herrn d'Epinay und seiner Familie sehr angenehm; übrigens besteht diese Familie nur aus einem Oheim und einer Tante. Seine Mutter starb in dem Augenblick, wo sie ihn zur Welt brachte, und da sein Vater 1815, das heißt, als das Kind kaum zwei Jahre

alt war, ermordet wurde, so hängt er nur von seinem eigenen Willen ab."

„Ein geheimnißvoller Mord, dessen Urheber unbekannt geblieben sind, obgleich der Verdacht, ohne sich niederzulassen, über dem Haupte von vielen Menschen schwebte," sprach Villefort.

Noirtier machte eine solche Anstrengung, daß seine Lippen sich wie zu einem Lächeln zusammenzogen.

„Die wahren Schuldigen aber," fuhr Villefort fort, „diejenigen, welche wissen, daß sie das Verbrechen begangen haben, diejenigen, auf welche die Gerechtigkeit der Menschen während ihres Lebens und die Gerechtigkeit Gottes nach ihrem Tode herabfallen kann, wären sehr glücklich, wenn sie sich an unserem Platze befänden und Herrn Franz d'Epinay eine Tochter zu bieten hätten, um auch den Schein des Verdachtes zu ersticken."

Noirtier hatte sich mit einer Gewalt beruhigt, die man bei dieser gebrochenen Organisation nicht hätte erwarten sollen.

„Ja, ich begreife," antwortete er Villefort mit dem Blicke, und dieser Blick drückte zugleich die tiefe Verachtung und den verständigen Zorn aus.

Villefort erwiederte diesen Blick, dessen Inhalt er gelesen hatte, mit einem leichten Achselzucken.

Dann bedeutete er seiner Frau durch ein Zeichen, sie möge aufstehen.

„Mein Herr, genehmigen Sie nun den Ausdruck meiner Achtung," sprach Frau von Villefort. „Erlauben Sie, daß Eduard Ihnen seine Ehrfurcht bezeigt?"

Verabredetermaßen drückte der Greis durch ein Schließen der Augen seine Billigung, seine Weigerung durch ein wiederholtes Blinzeln, und irgend einen Wunsch dadurch aus, daß er seine Augen zum Himmel aufschlug. Verlangte er nach Valentine, so schloß er nur das rechte Auge, verlangte er nach Barrois, so schloß er das linke Auge

Auf die Frage von Frau von Villefort blinzelte er heftig.

Als Frau von Villefort den Vorschlag mit einer offenbaren Weigerung aufgenommen sah, kniff sie sich in die Lippen.

„Ich werde Ihnen also Valentine schicken?“ sagte sie.

„Ja,“ antwortete der Greis, rasch die Augen schließend.

Herr und Frau von Villefort grüßten und entfernten sich mit dem Befehle, Valentine zu rufen, welche indessen bereits benachrichtigt war, daß sie im Verlaufe des Tages bei Herrn Noirtier zu erscheinen hätte.

Hinter ihnen trat Valentine, noch ganz rosig vor Aufregung, bei dem Greise ein. Sie bedurfte nur eines Blickes, um zu begreifen, wie sehr ihr Großvater litt, und wie viele Dinge er ihr zu sagen hatte.

„Ah, guter Papa,“ rief sie, „was ist denn geschehen? Nicht wahr, man hat Dich geärgert, und Du bist aufgebracht?“

„Ja,“ erwiederte er die Augen schließend.

„Gegen wen? Gegen meinen Vater? nein; gegen Frau von Villefort? nein; gegen mich?“

Der Greis machte ein bejahendes Zeichen.

„Gegen mich!“ versetzte Valentine erstaunt.

Der Greis wiederholte das Zeichen.

„Was habe ich Dir denn gethan, lieber, guter Papa?“ rief Valentine.

Keine Antwort; sie fuhr fort:

„Ich habe Dich den ganzen Tag nicht gesehen, man hat Dir irgend etwas über mich gesagt.“

„Ja,“ sprach heftig der Blick des Greises.

„Vergebens suche ich zu errathen. Mein Gott! ich schwöre Dir, guter Vater... Ah!... nicht wahr, Herr und Frau von Villefort gehen so eben von hier weg?“

„Ja.“

„Und sie sind es, welche Dir Dinge gesagt haben, die Dich ärgern? Was ist es denn? Soll ich hingehen

und sie fragen, damit ich mich bei Dir entschuldigen kann?"

„Nein, nein," machte der Blick.

„Du erschreckst mich. Mein Gott! was konnten sie Dir sagen?" Und sie suchte.

„Oh! ich habe es," sprach sie, die Stimme dämpfend und sich dem Greise nähernd. „Sie sprachen vielleicht von meiner Verheirathung?"

„Ja," antwortete der zornige Blick.

„Ich begreife, Du grollst mir wegen meines Stillschweigens. Oh! siehst Du, sie hatten mir so sehr eingeschärft, Dir nichts davon zu sagen; sie hätten mir selbst nichts davon gesagt, würde ich nicht das Geheimniß durch eine Indiscretion entdeckt haben; deshalb war ich so zurückhaltend gegen Dich. Vergib mir, guter Papa Noirtier!"

Wieder starr und ausdruckslos geworden, schien der Blick zu antworten: „Es ist nicht allein Dein Stillschweigen, was mich betrübt."

„Was ist es denn?" fragte das junge Mädchen; Du glaubst vielleicht, ich würde Dich verlassen, guter Vater, meine Heirath könnte mich vergeßlich machen?"

„Nein," erwiederte der Greis.

„Sie haben Dir also gesagt; Herr d'Epinay willige ein, daß wir beisammen bleiben?"

„Ja."

„Warum bist Du dann ärgerlich?"

Die Augen des Greises nahmen einen Ausdruck von unendlicher Sanftheit an.

„Ja, ich begreife," sagte Valentine, „weil Du mich liebst."

Der Greis machte ein bejahendes Zeichen.

„Und Du befürchtest, ich könnte unglücklich werden?"

„Ja."

„Du liebst Herrn Franz nicht?"

Die Augen des Greises wiederholten drei oder viermal: „Nein, nein, nein, nein!"

„Dann bist Du wohl sehr bekümmert, lieber Vater?“

„Ja.“

„Wohl, so höre,“ sprach Valentine, vor Noirtier niederknieend und ihre Arme um seinen Hals schlingend; „ich bin auch sehr bekümmert, denn ich liebe Herrn Franz d'Epinay ebenfalls nicht.“

Ein Blitz der Freude erleuchtete die Augen des Greises.

„Als ich mich in das Kloster zurückziehen wollte, warst Du, Du erinnerst Dich dessen, so sehr aufgebracht gegen mich.“

Eine Thräne befeuchtete das trockene Augenlied von Noirtier.

„Nun wohl,“ fuhr Valentine fort, „ich dachte hieran, um dieser Heirath zu entgehen, die mich in Verzweiflung bringt.“

Der Athem von Noirtier wurde keuchend.

„Diese Heirath macht Dir also großen Kummer, guter Vater? O mein Gott! wenn Du mir beistehen könntest, wenn wir Beide diesen Plan zu vereiteln vermöchten! Aber Du bist ohne Kraft gegen sie, Du, dessen Geist doch noch so lebhaft, dessen Wille noch so fest ist; wenn es sich jedoch darum handelt, zu kämpfen, so bist Du so schwach und sogar noch schwächer als ich. Ach! Du wärest in den Tagen Deiner Kraft und Deiner Gesundheit ein so mächtiger Beschützer für mich gewesen: aber heute vermagst Du nur noch mich zu begreifen und Dich mit mir zu freuen oder zu betrüben; es ist dies ein letztes Glück, das mir Gott mit den andern zu nehmen vergessen hat.“

In den Augen von Noirtier lag ein solcher Ausdruck von Grimm und Tiefe, daß das junge Mädchen die Worte darin zu lesen glaubte:

„Du täuschest Dich, ich vermag noch viel für Dich.“

„Du vermagst noch etwas für mich, lieber, guter Papa?“ übersetzte Valentine.

„Ja.“

Noirtier schlug die Augen zum Himmel auf. Dies war das zwischen ihm und Valentine verabredete Zeichen, wenn er etwas wünschte.

„Was willst Du, lieber guter Papa?"

Valentine suchte einen Augenblick in ihrem Geiste, drückte laut ihre Gedanken aus, wie sie sich ihr hinter einander darstellten, und als sie sah, daß der Greis auf Alles, was sie sagen mochte, beständig: „Nein," antwortete, rief sie:

„Wohl, wir müssen zu den großen Mitteln greifen, da ich so dumm bin."

Dann sprach sie hinter einander alle Buchstaben des Alphabets vom A bis zum N aus, während ihr Lächeln das Auge des Gelähmten befragte; bei dem N machte Herr Noirtier ein bejahendes Zeichen.

„Ah!" sprach Valentine, „die Sache, welche Du begehrst, fängt mit dem Buchstaben N an; wir haben es mit dem N zu thun. Laß einmal sehen, na, ne, ni, no . . . ."

„Ja, ja, ja," machte der Greis.

„Ah, es ist no."

Valentine holte ein Wörterbuch, das sie auf ein Pult vor Noirtier legte; sie öffnete es, und als das Auge des Greises auf die Blätter geheftet war, lief ihr Finger rasch auf den Seiten herab.

Die Uebung seit den sechs Jahren, da Noirtier in seinen betrübten Zustand verfallen, machten ihr die Proben so leicht, daß sie so rasch den Gedanken des Greises verrieth, als hätte dieser selbst in dem Wörterbuch suchen können.

Bei dem Worte Notar gab ihr Noirtier ein Zeichen einzuhalten.

„Notar?" sprach sie; „Du willst einen Notar, guter Papa?"

Der Greis machte ein Zeichen, daß er wirklich einen Notar verlange.

„Man soll also einen Notar holen lassen?“ fragte Valentine.

„Ja,“ erwiederte der Gelähmte.

„Darf es mein Vater wissen?“

„Ja.“

„Hast Du Eile, Deinen Notar bei Dir zu sehen?“

„Ja.“

„Dann wird man Dir denselben sogleich holen. Ist dies Alles, was Du haben willst?“

„Ja.“

Valentine lief nach der Glocke, rief einem Bedienten und bat ihn, Herrn oder Frau von Villefort zu dem Großvater kommen zu lassen.

„Bist Du zufrieden?“ sprach Valentine; „ja ... ich glaube wohl, nicht so? Es war nicht leicht dies zu finden?“

Das Mädchen lächelte seinem Großvater zu, wie man es einem Kinde hätte thun können.

Herr von Villefort trat von Barrois gerufen wieder ein.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte er den Gelähmten.

„Mein Großvater verlangt nach einem Notar,“ sprach Valentine.

Bei diesem seltsamen, und besonders unerwarteten Verlangen wechselte Herr von Villefort einen Blick mit dem Gelähmten.

„Ja,“ bezeichnete der letztere mit einer Festigkeit, welche andeutete, er wäre mit Hülfe von Valentine und seinem alten Diener, der nun wüßte, was er haben wollte, bereit, den Kampf auszuhalten.

„Sie verlangen den Notar?“ wiederholte Villefort.

„Ja.“

„Warum?“

Noirtier antwortete nicht.

„Wozu bedürfen Sie eines Notars?“ fragte Villefort.

Der Blick des Gelähmten blieb unbeweglich und

folglich stumm, was besagen wollte: „Ich beharre auf meinem Willen.“

„Um uns einen schlimmen Streich zu spielen?“ versetzte Villefort, „lohnt sich das der Mühe?“

„Wenn der gnädige Herr einen Notar haben will, so bedarf er desselben offenbar,“ sprach Barrois mit der alten Bedienten eigenthümlichen Hartnäckigkeit. „Also werde ich einen Notar holen.“

Barrois erkannte keinen andern Herrn an, als Noirtier, und gab nie zu, daß seinem Willen in irgend einer Beziehung widersprochen wurde.

„Ja, ich will einen Notar,“ machte der Greis und schloß die Augen mit einer Miene des Trotzes, und als hätte er gesagt:

„Wir wollen doch sehen, ob man es wagt, mir zu verweigern, was ich verlange.“

„Es wird ein Notar kommen, da Sie es durchaus so haben wollen, mein Herr: doch ich werde mich und Sie bei ihm entschuldigen, denn die Scene wird sehr lächerlich sein.“

„Gleichviel,“ sagte Barrois, „ich hole immerhin einen Notar.“

Und der alte Diener entfernte sich triumphirend.

In dem Augenblick, wo Barrois wegging, schaute Noirtier Valentine mit jener geistvollen Theilnahme an, welche so viel offenbarte. Das Mädchen begriff diesen Blick und Villefort ebenfalls, denn seine Stirne verdüsterte sich und seine Augenbrauen zogen sich zusammen.

Er nahm einen Stuhl, setzte sich in dem Zimmer des Gelähmten fest und wartete.

Noirtier ließ ihn mit vollkommener Gleichgültigkeit gewähren; forderte aber aus einem Winkel des Auges Valentine auf, sich durchaus nicht zu beunruhigen und ebenfalls zu bleiben.

Drei Viertelstunden nachher kam der Diener mit dem Notar zurück.

„Mein Herr,“ sprach Villefort nach den ersten Be-

grüßungen, „Sie sind von Herrn Noirtier von Villefort hieher berufen worden; eine allgemeine Lähmung hat ihm den Gebrauch der Glieder und der Stimme geraubt und uns allein gelingt es mit großer Mühe, einige Fetzen von seinen Gedanken aufzufassen."

Noirtier ließ mit dem Auge einen so ernsten und gebieterischen Aufruf an Valentine ergehen, daß sie auf der Stelle antwortete:

„Ich, mein Herr, ich verstehe Alles, was mein Großvater sagen will."

„Es ist wahr," fügte Barrois bei, „Alles, durchaus Alles, wie ich dem Herrn unter Weges sagte."

„Erlauben Sie mir, mein Herr, und Sie, mein Fräulein," sprach der Notar, sich an Villefort und Valentine wendend: „es ist dies einer von den Fällen, wo der öffentliche Beamte nicht unbedachtsam zu Werke gehen darf, ohne eine gefährliche Verantwortlichkeit zu übernehmen. Wenn ein Akt gültig sein soll, so muß der Notar nothwendig vor Allem davon überzeugt sein, daß er den Willen desjenigen, welcher denselben dictirt, genau aufgefaßt und getreu ausgelegt hat. Ich kann aber unmöglich der Billigung oder der Mißbilligung eines Cl:enten, der nicht spricht, sicher sein, und da mir der Gegenstand seiner Wünsche oder seines Widerstrebens in Betracht seiner Stummheit nicht klar dargethan werden kann, so ist mein Dienst mehr als unnütz und wäre sogar auf eine ungesetzliche Weise ausgeübt."

Der Notar machte einen Schritt, um sich zu entfernen. Ein unmerkliches Lächeln des Triumphes zeigte sich auf den Lippen des Staatsanwaltes. Noirtier aber schaute Valentine mit einem so schmerzlichen Ausdrucke an, daß sie sich dem Notar in den Weg stellte.

„Mein Herr," sagte sie, „die Sprache, welche ich mit meinem Großvater spreche, läßt sich sehr leicht erlernen; und eben so, wie ich sie begreife, will ich Ihnen dieselbe in wenigen Minuten begreiflich machen. Was

brauchen Sie, mein Herr, um zur vollkommenen Erbauung Ihres Gewissens zu gelangen?"

„Sie fragen, was zur Gültigkeit unserer Akte nöthig sei?" erwiederte der Notar; „die Gewißheit der Billigung oder Mißbilligung. Man kann krank am Körper testiren, muß aber gesund am Geiste testiren."

„Wohl, mein Herr, mit zwei Zeichen werden Sie die Gewißheit erlangen, daß sich mein Großvater nie mehr, als jetzt, der Fülle seines Verstandes erfreut hat. Der Stimme, der Bewegung beraubt, schließt Herr Noirtier die Augen, wenn er ja sagen will, und blinzelt mit denselben wiederholt, wenn er nein sagen will. Sie wissen nun genug, um mit Herrn Noirtier zu sprechen; versuchen Sie es."

Der Blick, den der Greis Valentine zuwarf, war so voll Zärtlichkeit und Dankbarkeit, daß ihn selbst der Notar begriff.

„Sie haben gehört und verstanden, mein Herr, was Ihre Enkelin so eben sagte?" fragte der Notar.

Noirtier schloß sachte die Augen und öffnete sie dann bald wieder.

„Und Sie billigen, was sie sagte, nämlich daß die von ihr angegebenen Zeichen wirklich diejenigen sind, mit deren Hülfe Sie Ihre Gedanken begreiflich machen?"

„Ja," machte der Greis.

„Sie haben mich rufen lassen?"

„Ja."

„Um Ihr Testament zu machen?"

„Ja."

„Und ich soll mich nicht entfernen, ohne dieses Testament gemacht zu haben?"

Der Gelähmte blinzelte lebhaft und wiederholt mit den Augen.

„Begreifen Sie nun," fragte das Mädchen, „und ist Ihr Gewissen beruhigt?"

Doch ehe der Notar antworten konnte, zog ihn Villefort bei Seite und sagte zu ihm:

„Mein Herr, glauben Sie, daß ein Mensch ungestraft einen so furchtbaren körperlichen Schlag, wie ihn Herr von Noirtier von Villefort erfahren hat, ertragen könne, ohne daß sein Geist ebenfalls einen ernsten Angriff erlitten haben müßte?“

„Das ist es nicht gerade, was mich beunruhigt, mein Herr,“ antwortete der Notar, „aber ich frage mich, wie wir dazu gelangen, die Gedanken zu errathen, um Antworten hervorzurufen.“

„Sie sehen also, daß es unmöglich ist,“ sprach Villefort.

Valentine und der Greis hörten diese Unterredung. Noirtier heftete seinen Blick so starr und fest auf Valentine, daß er offenbar eine Erwiederung hervorrufen wollte.

„Mein Herr,“ sagte sie, „lassen Sie sich dadurch nicht beunruhigen; so schwierig es auch ist oder vielmehr scheinen mag, die Gedanken meines Großvaters zu entdecken, so werde ich Ihnen dieselben doch in einer Weise offenbaren, welche jeden Zweifel in dieser Hinsicht benehmen muß. Seit sechs Jahren bin ich bei Herrn von Noirtier, und er mag selbst sagen, ob im Verlauf dieser sechs Jahre einer von seinen Wünschen in Ermangelung der Kraft, ihn mir verständlich zu machen, in seinem Herzen begraben geblieben ist.“

„Nein,“ bezeichnete der Greis.

„Versuchen wir es,“ sprach der Notar; „Sie nehmen das Fräulein zu Ihrem Dolmetscher an?“

Der Gelähmte machte ein bejahendes Zeichen.

„Wohl: was wünschen Sie, mein Herr, und welcher Akt soll vorgenommen werden?“

Valentine nannte alle Buchstaben des Alphabets bis zum Buchstaben T.

Bei dem T hielt der beredte Blick von Noirtier an.

„Der Herr verlangt den Buchstaben T,“ sprach der Notar, „die Sache ist sichtbar.“

„Warten Sie,“ versetzte Valentine; dann sich gegen ihren Großvater wendend: „Ta . . . te . . .“

Der Greis hielt bei der zweiten von diesen Sylben an.

Valentine nahm nun das Wörterbuch und blätterte vor den Augen des aufmerksamen Notars.

Testament bezeichnete ihre Finger, durch den Blick von Noirtier festgehalten.

„Testament!“ rief der Notar, „die Sache ist sichtbar, der Herr will testiren.“

„Ja,“ machte Noirtier wiederholt

„Mein Herr, das ist wunderbar, Sie müssen es selbst gestehen,“ sprach der Notar erstaunt zu Villefort.

„In der That,“ versetzte dieser, „und noch wunderbarer wäre das Testament; denn ich kann nicht denken, daß sich die Artikel auf dem Papiere Wort für Wort ohne die geistreiche Eingebung meiner Tochter ordnen werden. Valentine ist aber ein wenig zu sehr bei diesem Testamente interessirt, um als eine entsprechende Dolmetscherin des dunkeln Willens von Herrn Noirtier von Villefort gelten zu können.“

„Nein, nein, nein!“ machte der Gelähmte.

„Wie!“ entgegnete Herr von Villefort, „Valentine ist nicht interessirt bei Ihrem Testament?“

„Nein,“ bezeichnete Noirtier.

„Mein Herr,“ sprach der Notar, welcher, entzückt über ein solches Erlebniß, in der Gesellschaft die einzelnen Umstände dieser malerischen Episode zu erzählen gedachte; „mein Herr, nichts scheint mir jetzt leichter, als das, was ich so eben noch für etwas Unmögliches hielt, und dieses Testament wird ganz einfach ein mystisches Testament sein, das heißt von dem Gesetze vorhergesehen und als rechtsgültig anerkannt, vorausgesetzt, daß es in Gegenwart von sieben Zeugen vorgelesen, von dem Testator in ihrer Anwesenheit gebilligt, und

durch den Notar, ebenfalls in ihrer Anwesenheit, geschlossen wird. Was die Zeit betrifft, so wird es nicht länger dauern, als ein gewöhnliches Testament. Vor Allem kommen die geheiligten Formeln in Betracht, welche sich immer gleichen, und was die Einzelnheiten betrifft, so werden dieselben der Mehrzahl nach durch den Zustand der Angelegenheiten des Erblassers und durch Sie, der Sie dieselben geführt haben und kennen, an die Hand gegeben. Damit übrigens dieser Akt unangreifbar bleibt, werden wir demselben die vollständigste Rechtsgültigkeit geben; einer von meinen Collegen wird mir als Gehülfe dienen und gegen die Gewohnheit dem Dictiren beiwohnen. Sind Sie zufrieden, mein Herr?" fügte der Notar, sich an den Greis wendend, bei.

„Ja," erwiederte Noirtier, strahlend vor Freude, daß man ihn begriff.

„Was gedenkt er zu thun?" fragte sich Villefort, dem seine hohe Stellung so viel Zurückhaltung vorschrieb, während er nicht zu errathen vermochte, worauf sein Vater abzielte.

Er wandte sich zurück, um den zweiten durch den ersten bezeichneten Notar holen zu lassen; aber Barrois, der Alles gehört und den Wunsch seines Herrn errathen hatte, war bereits abgegangen.

Hienach ließ der Staatsanwalt seiner Frau sagen, sie möge heraufkommen.

Drittes Kapitel.

Das Testament.

Nach einer Viertelstunde waren Alle im Zimmer des Gelähmten versammelt, und der zweite Notar hatte sich ebenfalls eingefunden.

Mit wenigen Worten verständigten sich die zwei öffentlichen Beamten. Man las Noirtier eine unbestimmte, herkömmliche Testamentsformel vor; dann sprach der erste Notar, um gleichsam die Untersuchung seines Verstandes zu beginnen, sich nach dem Greise umwendend:

„Wenn man sein Testament macht, mein Herr, so geschieht es zu Gunsten oder zum Nachtheil von irgend Jemand."

„Ja," bezeichnete Noirtier.

„Haben Sie einen Gedanken, wie hoch sich Ihr Vermögen belaufen mag?"

„Ja."

„Ich will Ihnen mehrere, nach und nach steigende Zahlen nennen; Sie werden mich anhalten, wenn ich diejenige erreicht habe, welche Sie als die Ihrige betrachten."

„Ja."

Es lag in diesem Gehöre eine Art von Feierlichkeit; dabei war der Kampf des Geistes gegen die Materie nie sichtbarer gewesen, und wenn man es nicht als ein erhabenes Schauspiel bezeichnen konnte, so erschien es doch jedenfalls als ein seltsames.

Man machte einen Kreis um Villefort; der zweite Notar saß an einem Tische, bereit zu schreiben; der erste stand vor ihm und fragte:

„Nicht wahr, Ihr Vermögen übersteigt dreimalhundert tausend Franken?“

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

„Besitzen Sie viermal hundert tausend Franken?“ fragte der Notar.

Noirtier blieb unbeweglich.

„Fünfmal hundert tausend Franken?“

Dieselbe Unbeweglichkeit.

„Sechsmal hundert tausend? siebenmal hundert tausend? achtmal hundert tausend? neunmal hundert tausend?“

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

„Sie besitzen neunmal hundert tausend Franken?“

„Ja.“

„In unbeweglichen Gütern?“ fragte der Notar.

Noirtier machte ein verneinendes Zeichen.

„In Renteneinschreibungen?“

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

„Diese Einschreibungen sind in Ihren Händen?“

Auf einen Blick an Barrois gerichtet ging der alte Diener hinaus und kehrte einen Augenblick nachher mit einer kleinen Cassette zurück.

„Erlauben Sie, daß man diese Cassette öffnet?“ fragte der Notar.

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

Man öffnete die Cassette und fand für neunmal hundert tausend Franken Einschreibungen auf das große Buch.

Der erste Notar gab die Einschreibungen eine nach der andern seinem Collegen; die Rechnung war, wie sie Herr Noirtier bezeichnet hatte.

„Es ist so,“ sprach der Notar, „der Verstand erfreut sich offenbar seiner ganzen Kraft und seines ganzen Umfangs.“

Dann sich an den Gelähmten wendend:

„Sie besitzen also in Capitalien neunmal hundert tausend Franken, welche Ihnen, so wie sie angelegt sind, eine Rente von ungefähr vierzig tausend Livres abwerfen müssen?“

„Ja."

„Wem wollen Sie dieses Vermögen hinterlassen?"

„O!" sprach Frau von Villefort, „das ist nicht zweifelhaft; Herr Noirtier liebt einzig und allein seine Enkelin, Fräulein Valentine von Villefort; sie ist es, welche ihn seit sechs Jahren pflegt und durch ihre beständige Fürsorge die Zuneigung ihres Großvaters, ich möchte beinahe sagen seine Dankbarkeit, zu fesseln wußte; es ist also gerecht und billig, daß sie den Preis ihrer Ergebenheit erntet."

Das Auge von Noirtier schleuderte einen Blitz, als würde er durch die falsche Beistimmung nicht bethört, welche Frau von Villefort den Absichten gab, die sie bei ihm voraussetzte.

„Wollen Sie Fräulein Valentine von Villefort diese neunmal hundert tausend Franken vermachen?" fragte der Notar, der diese Clausel nur noch einregistriren zu dürfen glaubte, während ihm jedoch daran gelegen war, sich die Beipflichtung von Noirtier zu sichern und diese Beipflichtung durch alle Zeugen dieser seltsamen Scene bestätigen zu lassen.

Valentine hatte einen Schritt rückwärts gemacht und weinte mit niedergeschlagenen Augen; der Greis schaute sie eine Sekunde lang mit dem Ausdrucke einer tiefen Zärtlichkeit an, dann wandte er sich gegen den Notar und blinzelte mit den Augen auf die bezeichnete Weise.

„Nein?" sprach der Notar; „wie! Sie setzen nicht Fräulein Valentine von Villefort zur Universalerbin ein?"

Noirtier machte ein verneinendes Zeichen.

„Täuschen Sie sich nicht?" rief der Notar ganz verwundert; „Sie sagen nein?"

„Nein," wiederholte Noirtier, „nein!"

Valentine hob das Haupt wieder empor; sie war erstaunt, nicht über ihre Enterbung, sondern darüber, daß sie das Gefühl, welches gewöhnlich solche Akte dictirt, hervorgerufen haben sollte."

Doch Herr Noirtier schaute sie mit so tiefer Zärtlichkeit an, daß sie ausrief:

„Oh! mein guter Vater, ich sehe wohl, Sie entziehen mir nur Ihr Vermögen, lassen mir aber Ihr Herz?"

„Oh! ja, gewiß," sprachen die Augen des Gelähmten mit einem Ausdruck, in welchem sich Valentine nicht täuschen konnte.

„Dank! Dank!" murmelte das Mädchen.

Diese Weigerung hatte indessen in dem Herzen von Frau von Villefort eine unerwartete Hoffnung erzeugt; sie näherte sich dem Greise.

„Sie hinterlassen also Ihr Vermögen Ihrem Enkel Eduard von Villefort, mein lieber Herr Noirtier?" fragte die Mutter.

Das Blinzeln der Augen war furchtbar: es prägte beinahe Haß aus.

„Nein," sprach der Notar; „also Ihrem hier anwesenden Herrn Sohne?"

„Nein!" entgegnete der Greis.

Die zwei Notare schauten sich erstaunt an; Villefort und seine Frau fühlten, wie sie roth wurden; der eine aus Scham, die andere aus Verdruß.

„Aber was haben wir Ihnen denn gethan, Vater?" sagte Valentine; „Sie lieben uns also nicht mehr?"

Der Blick des Greises flog rasch über seinen Sohn, über seine Schwiegertochter hin, und hielt mit einem Ausdruck tiefer Zärtlichkeit bei Valentine an.

„Nun," sagte sie, „wenn Du mich liebst, guter Vater, so suche diese Liebe mit dem, was Du in diesem Augenblick thust, in Verbindung zu setzen. Du kennst mich, Du weißt, daß ich nie an Dein Vermögen dachte: überdieß sagt man, ich sei von meiner Mutter Seite reich, zu reich; erkläre Dich doch."

Noirtier heftete seinen glühenden Blick auf die Hand von Valentine.

„Meine Hand?“ sprach sie.

„Ja,“ bezeichnete Noirtier.

„Ihre Hand!“ wiederholten alle Anwesende.

„Ah! meine Herren, Sie sehen wohl, daß Alles vergeblich, und daß mein armer Vater ein Narr ist,“ sprach Villefort.

„O, ich begreife!“ rief plötzlich Valentine; „nicht wahr, meine Heirath, guter Vater?“

„Ja, ja, ja,“ wiederholte dreimal der Gelähmte, und schleuderte dabei einen Blitz, so oft sich sein Augenlied hob.

„Nicht wahr, Du grollst uns wegen der Heirath?“

„Ja.“

„Das ist albern,“ sprach Villefort.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte der Notar, „alles dies ist im Gegentheil sehr logisch und bringt auf mich die Wirkung einer vollkommenen Verkettung hervor.“

„Du willst nicht, daß ich Herrn Franz d'Epinay heirathe?“

„Nein, ich will nicht,“ drückte das Auge des Greises aus.

„Und Sie enterben Ihre Enkelin, weil Sie eine Heirath wider Ihren Willen macht?“ rief der Notar.

„Ja,“ antwortete Noirtier.

„Ohne diese Heirath wäre sie also Ihre Erbin?“

„Ja.“

Es trat nun ein tiefes Stillschweigen um den Greis ein. Die zwei Notare beriethen sich; Valentine schaute die Hände gefalten ihren Großvater mit einem dankbaren Lächeln an; Villefort biß sich auf seine dünnen Lippen; Frau von Villefort war außer Stands, ein freudiges Gefühl zurückzudrängen, das sich unwillkührlich über ihr Antlitz verbreitete.

„Aber es scheint mir,“ sagte endlich Villefort, das Stillschweigen brechend, „es scheint mir, ich bin der einzige Richter der Verhältnisse, welche zu Gunsten

dieser Verbindung sprechen. Allein Herr der Hand meiner Tochter, will ich, daß sie Herrn Franz d'Epinay heirathet, und sie wird ihn heirathen."

Valentine fiel weinend auf einen Stuhl.

„Mein Herr," sprach der Notar, sich an den Greis wendend, „was gedenken Sie mit Ihrem Vermögen zu thun, wenn Fräulein Valentine Herrn Franz d'Epinay heirathen würde?"

Der Greis blieb unbeweglich.

„Sie gedenken doch darüber zu verfügen?"

„Ja," bezeichnete Noirtier.

„Zu Gunsten irgend eines Mitgliedes Ihrer Familie?"

„Nein."

„Also zu Gunsten der Armen?"

„Ja."

„Sie wissen doch, daß das Gesetz dem widerstrebt, daß Sie Ihren Sohn völlig ausschließen?"

„Ja."

„Sie werden also nur über den Theil verfügen, welchen das Gesetz ihm zu entziehen Sie bevollmächtigt."

Noirtier blieb unbeweglich.

„Sie wollen immer noch über das Ganze verfügen?"

„Ja."

„Man wird das Testament nach Ihrem Tode angreifen."

„Nein."

„Mein Vater kennt mich," sagte Herr von Villefort, „er weiß, daß sein Wille mir heilig sein wird; übrigens sieht er wohl ein, daß ich in meiner Stellung nicht gegen die Armen prozessiren kann."

Das Auge von Noirtier drückte einen Triumph aus.

„Was bestimmen Sie, mein Herr?" fragte der Notar Villefort.

„Nichts, mein Herr, es ist ein in dem Innern mei-

nes Vaters festgestellter Entschluß, und ich weiß, daß er nie Etwas an seinen Entschließungen ändert," sprach Villefort. „Ich füge mich also. Diese neunmal hundert tausend Franken werden aus der Familie gehen, um Hospitäler zu bereichern; aber ich gebe der Laune eines Greises nicht nach und werde nach meinem Gewissen handeln."

Hienach entfernte sich Villefort mit seiner Frau und überließ es seinem Vater, nach Gutdünken zu testiren.

Noch an demselben Tage wurde das Testament gemacht; man holte Zeugen, es wurde von dem Greise gebilligt, in ihrer Gegenwart geschlossen und bei Herrn Deschamps, dem Notar der Familie, niedergelegt.

Viertes Kapitel.

Der Telegraph.

Herr und Frau von Villefort erfuhren, als sie in ihre Wohnung zurückkehrten, Herr von Monte Christo, der gekommen, um ihnen einen Besuch zu machen, sei in den Salon eingeführt worden, wo er ihrer harre. Zu sehr aufgeregt, um sogleich einzutreten, ging Frau von Villefort durch ihr Schlafzimmer, während der Staatsanwalt, mehr seiner Herr, gerade auf den Salon zuschritt.

Doch so sehr er auch Herr seiner Empfindungen war, so gut er sein Gesicht zu formen wußte, so vermochte Herr von Villefort die Wolke doch nicht so sehr von seiner

Stirne zu entfernen, daß der Graf, der ihm mit einem strahlenden Lächeln entgegentrat, nicht diese düstere, träumerische Miene bemerkt hätte.

„Oh, mein Gott!“ rief Monte Christo nach den ersten Begrüßungen, „was haben Sie denn, Herr von Villefort? Bin ich in dem Augenblick gekommen, wo Sie eine etwas hochnothpeinliche Anklage abfaßten?“

Herr von Villefort suchte zu lächeln und erwiederte:

„Nein, mein Herr Graf, es ist hier kein anderes Opfer, als ich selbst. Ich bin es, der den Prozeß verliert; der Zufall, die Halsstarrigkeit, die Narrheit haben das Requisitorium abgefaßt.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Monte Christo mit einer vortrefflich gespielten Theilnahme. „Ist Ihnen in der That ein ernstes Unglück widerfahren?“

„Oh! mein Herr Graf,“ versetzte Villefort mit einer Ruhe voll Bitterkeit, „es ist nicht der Mühe werth, davon zu sprechen; beinahe nichts, ein einfacher Geldverlust.“

„In der That,“ erwiederte Monte Christo, „ein Geldverlust ist etwas Geringes bei einem Vermögen, wie Sie es besitzen, und bei einem philosophischen, erhabenen Geiste, wie der Ihrige ist!“

„Auch ist es nicht die Geldfrage, was mich beschäftigt, obgleich im Ganzen neunmal hundert tausend Franken wohl ein Bedauern oder wenigstens eine Regung des Aergers werth sind; sondern ich fühle mich verletzt durch die Anordnung des Schicksals, des Zufalls, des Verhängnisses, ich weiß nicht, wie ich die Macht nennen soll, die den Schlag lenkt, welcher mich trifft, meine Hoffnungen niederstürzt und vielleicht die Zukunft meiner Tochter durch die Laune eines kindisch gewordenen Greises zerstört.“

„Ei, mein Gott! was ist es denn?“ rief der Graf. „Neunmal hundert tausend Franken, sagten Sie? In der

That, diese Summe verdient wohl ein Bedauern, selbst für einen Philosophen. Und wer bereitete Ihnen diesen Verdruß?"

„Mein Vater, von dem ich mit Ihnen sprach."

„Herr Noirtier? Wirklich! Sie sagten mir doch, wie mir scheint, er wäre völlig gelähmt, und alle seine Fähigkeiten wären vernichtet?"

„Ja, seine körperlichen Fähigkeiten, denn er kann sich nicht rühren, er kann nicht sprechen, und bei alle dem denkt er, will er, handelt er, wie Sie sehen. Ich habe ihn vor fünf Minuten verlassen, und er ist in diesem Augenblick damit beschäftigt, zwei Notaren ein Testament zu dictiren."

„Er hat also doch gesprochen?"

„Er hat sich begreiflich gemacht."

„Wie dies?"

„Mit Hülfe des Blickes; die Augen haben zu leben fortgefahren und tödten, wie Sie sehen."

„Mein Freund," sprach Frau von Villefort, welche nun ebenfalls eintrat, „Sie übertreiben vielleicht die Lage der Dinge."

„Madame..." sagte der Graf sich verbeugend.

Frau von Villefort grüßte mit ihrem freundlichsten Lächeln.

„Was sagt mir denn Herr von Villefort?" sprach Monte Christo; „und welche unbegreifliche Ungnade?..."

„Unbegreiflich, das ist das richtige Wort," versetzte der Staatsanwalt die Achseln zuckend; „die Laune eines Greises!"

„Gibt es denn kein Mittel, ihn von dieser Entscheidung abzubringen?"

„Doch," sprach Frau von Villefort, „und es hängt nur von meinem Manne ab, daß dieses Testament, statt zum Nachtheil von Valentine, gerade zu ihren Gunsten gemacht wird."

Als der Graf sah, daß die beiden Ehegatten in Parabeln zu sprechen anfingen, nahm er eine zerstreute

Miene an und betrachtete mit der tiefsten Aufmerksamkeit und der augenscheinlichsten Billigung Eduard, der Tinte in das Trinkgeschirr der Vögel goß.

„Meine Theuere,“ sagte Villefort seiner Frau antwortend, „Sie wissen, daß ich es nicht liebe, in meinem Hause als Patriarch aufzutreten, und daß ich nie glaubte, das Geschick des Weltalls hänge von einem Zeichen meines Kopfes ab. Es ist mir indessen daran gelegen, daß meine Entscheidungen in meiner Familie geachtet werden und die Narrheit eines Greises und die Laune eines Kindes nicht einen seit langen Jahren in meinem Innern festgestellten Plan niederwerfen. Der Baron d'Epinay war mein Freund, wie Sie wissen, und eine Verbindung mit seinem Sohne mußte mir in jeder Beziehung entsprechend erscheinen.“

„Sie glauben, Valentine sei mit ihm einverstanden?“ sagte Frau von Villefort; „sie widersetzte sich in der That von jeher dieser Heirath, und es würde mich nicht wundern, wenn Alles, was wir so eben gehört und gesehen haben, die Ausführung eines zwischen ihnen verabredeten Planes wäre.“

„Madame,“ entgegnete Villefort, „glauben Sie mir, man verzichtet nicht so auf ein Vermögen von neunmal hundert tausend Franken.“

„Sie verzichtete doch auf die Welt, als sie vor einem Jahre in ein Kloster gehen wollte.“

„Gleichviel,“ rief Villefort, „ich sage, daß diese Heirath geschlossen werden muß, Madame.“

„Gegen den Willen Ihres Vaters!“ sprach Frau von Villefort, eine andere Saite angreifend, „das ist sehr ernst!“

Monte Christo stellte sich, als hörte er nicht, verlor aber kein Wort von dem, was gesprochen wurde.

„Madame,“ fuhr Villefort fort, „ich kann wohl sagen, daß ich stets meinen Vater geachtet habe, weil sich mit dem natürlichen Gefühle der Abkunft bei mir das Bewußtsein seiner moralischen Ueberlegenheit ver-

band; weil ein Vater unter zwei Titeln geheiligt ist, geheiligt als unser Erzeuger, geheiligt als unser Herr; doch heute muß ich darauf Verzicht leisten, einen Verstand in dem Greise anzuerkennen, der in Folge einer einfachen Erinnerung des Hasses gegen den Vater auf diese Art den Sohn verfolgt; es wäre also lächerlich von mir, wenn ich mich in meinem Benehmen nach seinen Launen richtete. Ich werde nicht aufhören, die größte Achtung für Herrn Noirtier zu hegen. Ich werde ohne zu klagen mich der Geldstrafe unterziehen, die er über mich verhängt; aber ich bleibe unerschütterlich in meinem Willen, und die Welt mag richten, auf welcher Seite die gesunde Vernunft ist. Ich verheirathe folglich meine Tochter mit Baron Franz d'Epinay, weil diese Verbindung meinen Ansichten nach gut und ehrenvoll ist, und ich meine Tochter im Ganzen verheirathen will, mit wem es mir beliebt."

„Ei!" sprach der Graf, dessen Billigung der Staatsanwalt beständig mit dem Blicke nachgesucht hatte; „ei! Herr Noirtier enterbt, wie Sie sagen, Fräulein Valentine, weil sie den Herrn Baron Franz d'Epinay heirathen soll?"

„Mein Gott! ja, mein Herr; das ist der Grund," rief Villefort die Achseln zuckend.

„Wenigstens der sichtbare Grund," fügte Frau von Villefort bei.

„Der wirkliche Grund, Madame. Glauben Sie mir, ich kenne meinen Vater."

„Läßt sich dies begreifen?" entgegnete die junge Frau; „ich frage Sie, in welcher Hinsicht mißfällt Herr d'Epinay Herrn Noirtier mehr als ein Anderer?"

„In der That," sprach der Graf, „ich habe Herrn Franz d'Epinay kennen lernen; er ist der Sohn des General von Quesnel, nicht wahr, der von König Karl X. zum Baron d'Epinay gemacht wurde?"

„Ganz richtig!" erwiederte Villefort.

„Ei! mir scheint, das ist ein reizender junger Mann?"

„Ich bin fest überzeugt, es ist auch nur ein Vorwand," sprach Frau von Villefort; „die Greise sind Tyrannen in ihren Zuneigungen: Herr Noirtier will nicht, daß seine Enkelin heirathet."

„Kennen Sie nicht irgend eine Ursache dieses Hasses?"

„Ei, mein Gott! wer kann das wissen?"

„Vielleicht irgend eine politische Antipathie."

„In der That, mein Vater und der Vater von Herrn d'Epinay lebten in stürmischen Zeiten, von denen ich nur noch die letzten Tage gesehen habe," sprach Villefort.

„War Ihr Vater nicht Bonapartist?" fragte Monte Christo. „Ich glaube mich zu erinnern, daß Sie mir etwas dergleichen sagten."

„Mein Vater war vor Allem Jacobiner," erwiederte Villefort, durch die Aufregung über die Gränzen der Klugheit fortgerissen, „und das Gewand des Senators, das ihm Napoleon auf die Schultern warf, verkleidete nur den alten Mann, ohne etwas an ihm zu ändern. Conspirirte mein Vater, so geschah es nicht für den Kaiser, sondern gegen die Bourbonen, denn mein Vater hatte das Furchtbare an sich, daß er nie für Utopien, welche sich nicht verwirklichen ließen, sondern stets für mögliche Dinge kämpfte, und daß er zur Durchsetzung dieser möglichen Dinge die schrecklichen Theorien von Montagne anwandte, welche vor keinem Mittel zurückweichen."

„Sie sehen," sprach Monte Christo, „Herr Noirtier und Herr d'Epinay werden sich auf dem politischen Boden begegnet haben. Hatte der Herr General d'Epinay, obgleich er unter Napoleon diente, nicht im Grunde seines Herzens eine royalistische Gesinnung bewahrt, und ist es nicht derselbe, der, als er eines Abends einen napoleonistischen Clubb verließ, dem man ihn beigezogen, in der Hoffnung, einen Bruder in ihm zu finden, ermordet wurde?"

Villefort schaute den Grafen beinahe mit Schrecken an.

„Täusche ich mich?“ fragte Monte Christo.

„Nein, mein Herr,“ antwortete Frau von Villefort, „es ist im Gegentheil gerade so, und gerade um einen alten Haß ersticken zu sehen, hatte Herr von Villefort den Gedanken, zwei Kinder sich lieben zu lassen, deren Väter sich gehaßt hatten.“

„Erhabener Gedanke!“ rief Monte Christo, „ein Gedanke voll milder Menschenliebe, dem die ganze Welt ihren Beifall zollen müßte. In der That, es wäre schön gewesen, Fräulein Noirtier von Villefort sich Madame Franz d'Epinay nennen zu sehen.“

Villefort bebte und schaute Monte Christo an, als wollte er im Grunde seines Herzens die Absicht lesen, welche die von ihm ausgesprochenen Worte dictirt hatte.

Da aber der Graf das wohlwollende, auf seine Lippen stereotypirte Lächeln beibehielt, so vermochte der Staatsanwalt auch diesmal, trotz der Schärfe seines Blickes, nicht bis jenseits der Oberhaut zu dringen.

„Obgleich es ein großes Unglück für Valentine ist, das Vermögen ihres Großvaters zu verlieren,“ sprach Villefort, „so glaube ich doch nicht, daß die Heirath deshalb scheitert; ich glaube nicht, daß Herr d'Epinay vor dieser pecuniären Niederlage zurückweicht; er wird sehen, daß ich vielleicht mehr werth bin, als diese Summe, ich, der ich dieselbe dem Verlangen, ihm mein Wort zu halten, opfere; er wird überdies berechnen, daß Valentine durch das Vermögen ihrer Mutter reich ist, welches von Herrn und Frau von Saint Meran verwaltet wird, die sie Beide zärtlich lieben.“

„Und wohl würdig sind, daß man sie liebt und pflegt, wie dies Valentine bei Herrn Noirtier gethan hat,“ fügte Frau von Villefort bei; „sie kommen spätestens in einem Monat nach Paris, und Valentine wird nach einer solchen Beleidigung, davon befreit sein, sich, wie sie es bis jetzt gethan, bei Herrn Noirtier zu begraben.“

Der Graf hörte mit Wohlgefallen diese falsch klingende Stimme verletzter Eitelkeiten und in den Staub getretener Interessen, und sprach nach kurzem Stillschweigen:

„Mir scheint, und ich bitte Sie zum Voraus wegen dessen, was ich sagen werde, um Vergebung, mir scheint, daß Herr Noirtier, wenn er Fräulein von Villefort als schuldig, einen jungen Mann heirathen zu wollen, dessen Vater er gehaßt hat, enterbt, daß Herr Noirtier, sage ich, dem lieben Eduard nicht dasselbe Unrecht vorwerfen kann."

„Nicht wahr?" rief Frau von Villefort mit einem unbeschreiblichen Tone, „nicht wahr, das ist ungerecht, abscheulich ungerecht. Dieser arme Eduard ist ebenso gut der Enkel von Herrn Noirtier, und dennoch würde er Valentine sein ganzes Vermögen hinterlassen haben, wenn sie nicht Franz hätte heirathen sollen, und Eduard führt überdies den Namen der Familie, abgesehen davon, daß Valentine, wenn sie auch wirklich ihr Großvater enterbt, immer noch dreimal reicher sein wird, als er."

Nach diesem Schlage hörte der Graf nur und sprach nicht mehr.

„Nun genug," sagte Villefort, „wir wollen aufhören, uns mit Erbärmlichkeiten aus der Familie zu unterhalten; ja, es ist richtig, mein Vermögen wird die Einkünfte der Armen vermehren, welche heut zu Tage die wahren Reichen sind. Ja, mein Vater wird mich um eine gesetzliche Hoffnung gebracht haben, und dies ohne Grund; ich aber habe dann als ein Mann von Verstand, als ein Mann von Herz gehandelt. Herr d'Epinay, dem ich die Rente von dieser Summe versprach, wird sie bekommen, und sollte ich mir die größten Entbehrungen auferlegen."

„Es wäre indessen vielleicht besser," sagte Frau von Villefort, auf den einzigen Gedanken zurückkommend, der unablässig in der Tiefe ihres Herzens mur-

melte und flüsterte, „vielleicht wäre es besser, wenn man Herrn d'Epinay diesen Unfall mittheilte, und er selbst das Wort zurückgäbe."

„Oh! das wäre ein großes Unglück!" rief Villefort.

„Ein großes Unglück?" wiederholte Monte Christo.

„Allerdings," erwiederte Villefort sich besänftigend, „eine gescheiterte Heirath, und scheitert sie auch aus Geldgründen, wirft ein böses Licht auf ein junges Mädchen; dann würden alte Gerüchte, welche ich ersticken wollte, wieder an Haltbarkeit gewinnen. Doch nein, dem wird nicht so sein, Herr d'Epinay, wenn er ein ehrlicher Mann ist, wird sich durch die Enterbung von Valentine noch mehr für gebunden erachten, als zuvor, sonst würde er ganz einfach in einer geizigen Absicht handeln: nein, das ist nicht möglich."

„Ich denke wie Herr von Villefort," sprach Monte Christo, seinen Blick auf Frau von Villefort heftend, „und wenn ich mich so sehr zu seinen Freunden zählen dürfte, daß ich ihm einen Rath zu geben mir erlauben könnte, so würde ich ihn auffordern, da Herr d'Epinay zurückkommt, wenigstens wie man mir gesagt hat, diese Angelegenheit so fest zu knüpfen, daß sie sich nicht mehr lösen ließe; ich würde eine Sache ausfechten, deren Ausgang nur ehrenvoll für Herrn von Villefort sein kann."

Der Letztere erhob sich von einer sichtbaren Freude ergriffen, während seine Frau leicht erbleichte.

„Gut," sagte er, „das ist Alles, was ich haben wollte, und ich werde mir die Meinung eines Rathes, wie Sie sind, zu Nutze machen," fügte er, Monte Christo die Hand reichend, bei. „Es mag nun Jedermann das, was sich hier zugetragen hat, als nicht geschehen betrachten, und an unsern Plänen hat sich nichts geändert."

„Mein Herr," sprach Monte Christo, „so ungerecht die Welt ist, so wird sie Ihnen doch Dank für diesen Entschluß wissen, dafür stehe ich Ihnen; Ihre

Freunde werden stolz darauf sein, und Herr d'Epinay, müßte er auch Fräulein von Villefort ohne Mitgift nehmen, was nicht der Fall sein dürfte, ist sicherlich entzückt über seinen Eintritt in eine Familie, in der man sich auf die Höhe solcher Opfer zu erheben weiß, um sein Wort zu halten und seine Pflicht zu erfüllen."

Während der Graf so sprach, stand er auf und schickte sich an, wegzugehen.

„Sie verlassen uns?" sagte Frau von Villefort.

„Ich bin genöthigt, Madame, ich kam nur, um Sie an Ihr Versprechen für Sonnabend zu erinnern."

„Befürchteten Sie, wir würden es vergessen?"

„Sie sind zu gütig, Madame, doch Herr von Villefort hat so ernste und zuweilen so dringende Geschäfte..."

„Mein Mann hat sein Wort gegeben, Herr Graf, und Sie konnten so eben sehen, daß er es hält, wenn Alles dabei verloren gehen kann, um so mehr, wenn Alles dabei zu gewinnen ist."

„Versammelt man sich in Ihrem Hause in den Champs-Elysées?" fragte Villefort.

„Nein," sprach Monte Christo, „und das macht Ihr Opfer noch verdienstlicher... auf dem Lande."

„Auf dem Lande?"

„Ja."

„Wo dies? nicht wahr, in der Nähe von Paris?"

„Vor den Thoren, eine halbe Stunde vor der Barrière, in Auteuil."

„In Auteuil!" rief Villefort. „Ah! es ist wahr, Madame sagte mir, Sie wohnten in Auteuil, wo man sie in Ihr Haus brachte. Und an welchem Orte in Auteuil?"

„Rue de la Fontaine."

„Rue de la Fontaine?" versetzte Villefort mit gepreßter Stimme; „Numero?"

„Numero 28."

„Man hat also an Sie das Haus von Herrn von Saint-Meran verkauft?" rief Villefort.

„Von Herrn von Saint Meran?“ fragte Monte Christo. „Dieses Haus gehörte Herrn von Saint-Meran?“

„Ja,“ erwiederte Frau von Villefort; „und können Sie wohl Eines glauben?“

„Was?“

„Nicht wahr, Sie finden dieses Haus hübsch?“

„Reizend.“

„Nun, mein Mann wollte es nie bewohnen.“

„In der That, mein Herr? das ist ein Vorurtheil, von dem ich mir keine Rechenschaft geben kann.“

„Ich liebe Auteuil nicht,“ sprach der Staatsanwalt mit einer Anstrengung gegen sich selbst.

„Es würde mich jedoch sehr unglücklich machen, sollte mich diese Antipathie des Vergnügens berauben, Sie bei mir zu empfangen?“ versetzte Monte Christo.

„Nein, mein Herr Graf, ich hoffe wohl .... glauben Sie mir, daß ich Alles thun werde, was ich vermag ...“ stammelte Villefort.

„Oh! ich nehme keine Entschuldigung an,“ entgegnete Monte Christo. „Sonnabend um sechs Uhr erwarte ich Sie, und wenn Sie nicht kämen, so würde ich glauben, was weiß ich? es ruhe auf diesem seit zwanzig Jahren unbewohnten Hause irgend eine finstere Ueberlieferung, irgend eine blutige Legende.“

„Ich werde kommen, ich werde kommen,“ sprach Villefort rasch.

„Meinen Dank. Nun aber müssen Sie mir erlauben, mich von Ihnen zu verabschieden.“

„In der That, Sie sagten, Sie müßten uns verlassen, Herr Graf,“ versetzte Frau von Villefort, „und Sie wollten uns sogar mittheilen, warum, als Sie sich unterbrachen, um zu einem andern Gedanken überzugehen.“

„Wahrhaftig, Madame, ich weiß nicht, ob ich Ihnen sagen soll, wohin ich gehe.“

„Bah! sagen Sie es immerhin.“

„Ich will als wahrer Maulaffe etwas ansehen, worüber ich oft Stunden lang geträumt habe.“

„Was?“

„Einen Telegraphen. Nun, das Wort ist heraus!“

„Einen Telegraphen?“ wiederholte Frau von Villefort.

„Ei, mein Gott! ja, einen Telegraphen. Ich sah zuweilen am Ende einer Straße auf einem Hügel bei schönem Sonnenscheine diese schwarzen, wie die Füße eines ungeheuren Käfers sich biegenden Arme, und nie geschah es, ohne daß ich davon ergriffen wurde, das schwöre ich Ihnen, denn ich dachte, diese Zeichen, welche die Luft mit der größten Genauigkeit durchschneiden und auf dreihundert Stunden den unbekannten Willen eines vor einem Tische sitzenden Menschen an einen andern an dem Ende der Linie vor einem andern Tische sitzenden Menschen überbringen, heben sich auf dem Grunde der Wolken oder auf dem Azur des Himmels einzig und allein durch die Willenskraft dieses allmächtigen Lenkers hervor: ich glaubte dann an Geister, an Sylphen, an Gnomen, an verborgene Mächte, und lachte. Nie aber kam mir die Lust, diese großen Insekten mit den weißen Bäuchen und den schwarzen, magern Füßen von Nahem zu sehen, denn ich befürchtete, unter ihrem steinernen Flügel den kleinen menschlichen Geist, sehr gravitätisch, sehr pedantisch, sehr von Wissenschaft, von Cabale, von Hexerei vollgepfropft, zu finden. Doch eines Morgens erfuhr ich, die bewegende Kraft jedes Telegraphen wäre ein armer Teufel von einem Angestellten mit zwölfhundert Franken jährlich, der sich den ganzen Tag damit beschäftigte, nicht den Himmel zu betrachten, wie ein Astronom, nicht das Wasser, wie ein Fischer, nicht die Landschaft, wie ein leeres Gehirn, sondern das Insekt mit dem weißen Bauche, mit den schwarzen Füßen, seinen Correspondenten, der ein paar Meilen von ihm seinen Sitz hat. Da erfaßte mich ein seltsames Verlangen, diese lebendige Puppe näher anzuschauen

und der Komödie beizuwohnen, die sie der andern Puppe aus ihrem Bälglein heraus gibt, indem sie hinter einander einige Fäden anzieht."

„Und Sie gehen dahin?"

„Ja."

„Zu welchem Telegraphen? Zu dem auf dem Ministerium des Innern oder zu dem vom Observatorium?"

„Oh! nein, ich könnte dort Leute finden, die mich zwingen wollten, etwas zu begreifen, was ich nicht wissen mag, und mir wider meinen Willen ein Geheimniß erklären würden, das sie selbst nicht kennen. Teufel! ich will die Illusionen behalten, die ich noch über die Insekten habe; es ist schon genug, daß ich die, welche ich über die Menschen hatte, verlieren mußte. Ich werde also weder zu dem Telegraphen vom Ministerium des Innern, noch zu dem vom Observatorium gehen. Ich brauche einen Telegraphen im freien Felde, um den reinen, in seinem Thurme versteinerten guten Menschen zu finden."

„Sie sind ein sonderbarer vornehmer Herr," sprach Villefort.

„Welche Linie rathen Sie mir zu studiren?"

„Diejenige, welche zu dieser Stunde am meisten beschäftigt ist."

„Die spanische also?"

„Ganz richtig. Wollen Sie ein Schreiben vom Minister, daß man Ihnen erklärt . . ."

„Nein, ich sage Ihnen im Gegentheil, daß ich nichts davon begreifen will. Sobald ich etwas begreifen werde, gibt es für mich keinen Telegraphen mehr, sondern nur noch ein Zeichen von Herrn Duchatel oder von Herrn von Montalivet, übersandt an den Präfecten von Bayonne und in zwei griechische Worte — τηλε γραφειν travestirt. Es ist das Thier mit den schwarzen Füßen und das furchtbare Wort, was ich in seiner ganzen Reinheit und in meiner ganzen Verehrung erhalten will.

„So gehen Sie, denn in zwei Stunden ist es Nacht, und Sie sehen dann nichts mehr."

„Teufel! Sie erschrecken mich! Welches ist der nächste?"

„Auf der Straße nach Bayonne?"

„Ja."

„Der von Chatillon."

„Und nach dem von Chatillon?"

„Ich glaube, der von dem Thurme von Monthléry."

„Ich danke; auf Wiedersehen! Sonnabend werde ich Ihnen meine Eindrücke erzählen."

Vor der Thüre traf der Graf mit den zwei Notaren zusammen, welche so eben Valentine enterbt hatten und sich nun wegbegaben, . . . äußerst entzückt, daß sie eine Acte aufgesetzt, die ihnen unfehlbar große Ehre machen mußte.

Fünftes Kapitel.

Das Mittel, einen Gärtner von den Murmelthieren zu befreien, die seine Pfirsiche fressen.

Nicht an demselben Abend, wie er gesagt hatte, sondern am andern Morgen verließ der Graf von Monte Christo Paris durch die Barrière d'Enfer, schlug den Weg nach Orleans ein, fuhr durch das Dorf Linas, ohne bei dem Telegraphen anzuhalten, der gerade in dem Augenblick, wo der Graf vorüberkam, seine langen, entfleischten Arme in Bewegung setzte, und erreichte

den Thurm von Monthléry, welcher, wie Jedermann weiß, auf dem höchsten Punkte der Ebene dieses Namens liegt.

Am Fuße des Hügels sprang der Graf aus dem Wagen und erstieg dann auf einem kreisförmigen, achtzehn Zoll breiten Fußpfade die Anhöhe; auf dem Gipfel angelangt, sah er sich durch eine Hecke aufgehalten, an der die grünen Früchte auf die rosenfarbigen und weißen Blüthen gefolgt waren.

Monte Christo suchte die Thüre des kleinen Geheges und fand sie auch sogleich. Es war ein hölzernes Gatter, an den Angeln mit Weidenruthen befestigt, und wurde mittelst eines Nagels und eines Bindfadens geschlossen. Der Graf war in einem Augenblick mit dem Mechanismus vertraut und die Thüre öffnete sich.

Der Graf befand sich sodann in einem kleinen, zwanzig Fuß langen und zwölf Fuß breiten, Garten, der auf der einen Seite durch denjenigen Theil der Hecke, in welchem die von uns unter dem Namen Thüre beschriebene geistreiche Maschine eingerahmt war, und auf der andern durch den alten, ganz von Epheu umgürteten und von Mauernelken übersäten Thurm begränzt war.

Sah man ihn so berunzelt und mit Blüthen bedeckt, wie einen Großvater, dem seine Enkel zum Geburtstag Glück wünschen, so hätte man nicht glauben sollen, daß er furchtbare Dramen erzählen könnte, wenn er eine Stimme mit den bedrohlichen Ohren verbinden würde, welche ein altes Sprüchwort den Wänden gibt.

Man wandelte durch diesen Garten, indem man einem mit rothem Sand bestreuten Wege folgte, an dem sich mit Tönen, welche das Auge von Delacroix, unserem modernen Rubens, erfreut hätten, eine mehre Jahre alte Einfassung von Buchs hinzog. Dieser Weg hatte die Form eines 8 und machte durch seine Verschlingungen aus einem Garten von zwanzig Fuß einen Spaziergang von sechzig. Nie ist Flora, die lachende,

frische Göttin der guten lateinischen Gärtner durch einen so ängstlichen und so reinen Cultus geehrt worden, als man ihr ihn in diesem kleinen Gehege angedeihen ließ.

In der That, keiner von den zwanzig Rosenstöcken, welche das Blumenbeet bildeten, zeigte auf einem seiner Blätter die Spur der Mücken, auf keiner Faser war eine Gruppe von den grünen Blattläusen bemerkbar, welche die auf einem feuchten Boden wachsender Pflanzen zernagen. Und dennoch fehlte es diesem Garten nicht an Feuchtigkeit; die rußschwarze Erde, das undurchsichtige Laubwerk der Bäume sagten es hinreichend; überdies hätte die gemachte Feuchtigkeit bald di natürliche Feuchtigkeit ersetzt, und zwar mit Hülfe einer Tonne voll stehendem Wasser, welche in einer der Ecken des Gartens ausgegraben war und in der sich auf einer grünen Fläche eine Kröte und ein Frosch aufhielten, welche, ohne Zweifel in Folge unverträglichen Charakters sich den Rücken zuwendend, ihren Standpunkt beständig an den zwei entgegengesetzten Enden des Kreises hatten.

Uebrigens kein Gras in den Gängen, keine Schmarotzerpflanzen auf den Rabatten; eine zierliche Dame glättet und putzt mit weniger Sorgfalt die Geranien, die Cactus und die Rhododendron in ihren Porzellangefäßen, als dies der bis dahin unsichtbare Herr des kleinen Geheges that.

Monte Christo blieb stehen, nachdem er die Thüre, den Bindfaden an seinem Nagel befestigend, wieder geschlossen hatte.

„Es scheint, der Mann des Telegraphen hat Gärtner mit Jahresgehalt," sagte der Graf, „oder er widmet sich der Horticultur auf eine leidenschaftliche Weise."

Plötzlich stieß er sich an einem Gegenstand, der hinter einem mit Blätterwerk beladenen Schubkarren gekauert war; dieser Gegenstand erhob sich, es entschlüpfte ihm ein Ausruf, der sein Erstaunen kundgab, und Monte Christo stand einem Menschen von etwa

fünfzig Jahren gegenüber, welcher Erdbeeren pflückte und dieselben auf Weinblätter legte.

Er hatte zwölf Weinblätter und beinahe eben soviele Erdbeeren.

Als der gute Mann sich erhob, ließ er beinah Erdbeeren, Blätter und Teller fallen.

„Sie machen Ihre Ernte, mein Herr?“ sprach Monte Christo lächelnd.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ erwiederte der gute Mann mit der Hand nach seiner Mütze greifend, „ich bin allerdings nicht oben, komme aber in diesem Augenblicke erst herab.“

„Ich will Sie in keiner Beziehung belästigen,“ erwiederte der Graf, „pflücken Sie immerhin Ihre Erdbeeren, wenn noch welche vorhanden sind.“

„Ich habe noch zehn,“ sprach der Mann, „denn hier sind eilf und ich hatte einundzwanzig, fünf mehr als im vorigen Jahr. Doch darüber darf man sich nicht wundern, das Frühjahr ist warm gewesen, und sehen Sie, mein Herr, die Erdbeeren bedürfen vor Allem der Wärme. Und darum habe ich, statt sechzehn wie im vorigen Jahre, bereits eilf gepflückt, sehen Sie, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebenzehn, achtzehn. Oh, mein Gott! es fehlen mir zwei, sie waren gestern noch hier, mein Herr, sie waren hier, dessen bin ich gewiß, denn ich habe sie gezählt. Der Sohn der Mutter Simon muß sie mir weggeblasen haben; ich sah ihn diesen Morgen hier umherstreichen. Ah! der kleine Bursche stiehlt in einem Gehege, er weiß also nicht, wozu dies führen kann?“

„In der That, das ist sehr ernst,“ versetzte der Graf, „doch ich hoffe, Sie werden der Jugend des Delinquenten und seiner Lüsternheit etwas zu gut halten.“

„Allerdings,“ sprach der Gärtner; „darum ist die Sache nicht minder unangenehm. Doch ich bitte noch einmal um Vergebung, mein Herr; ich lasse vielleicht einen Vorgesetzten auf diese Art warten?“

Und er betrachtete mit einem ängstlichen Blicke den Grafen und seinen blauen Frack.

„Seien Sie unbesorgt, mein Freund," entgegnete der Graf mit jenem Lächeln, das er nach seinem Willen so furchtbar oder so wohlwollend machte, und das diesmal nur Wohlwollen ausdrückte, „ich bin kein Vorgesetzter, der hier erscheint, um Sie zu inspiciren, sondern ein einfacher Reisender, der, durch die Neugierde zu Ihnen geführt, es sich zum Vorwurfe macht, daß er Ihnen eine kostbare Zeit raubt."

„Oh! meine Zeit ist nicht kostbar," versetzte der gute Mann mit einem schwermüthigen Lächeln. „Es ist indessen die Zeit der Regierung und ich sollte sie nicht verlieren; aber ich erhielt ein Signal, das mir ankündigte, ich könnte eine Stunde ruhen (er warf einen Blick auf eine Sonnenuhr, denn es fand sich in dem Gehege des Thurmes von Monthléry von Allem etwas, sogar eine Sonnenuhr), und Sie sehen, ich hatte noch zehn Minuten vor mir, dann waren auch meine Erdbeeren reif und ein Tag mehr . . . Sollten Sie übrigens glauben, mein Herr, daß die Murmelthiere mir dieselben fressen?"

„Meiner Treue, nein, ich hätte es nicht geglaubt," erwiederte mit ernstem Tone Monte Christo; „es ist eine schlimme Nachbarschaft um diese Murmelthiere für uns, die wir sie nicht eingemacht essen, wie dies die Römer thaten."

„Ah! die Römer aßen sie," rief der Gärtner, „sie aßen Murmelthiere?"

„Ich habe dies im Petronius gelesen," sprach der Graf.

„Wirklich? Das muß nicht gut sein, obgleich man sagt: fett wie ein Murmelthier. Und man darf sich nicht wundern, mein Herr, daß die Murmelthiere fett sind, denn sie schlafen den lieben langen Tag und wachen nur auf, um die ganze Nacht hindurch zu nagen. Sehen Sie, im letzten Jahre hatte ich vier Aprikosen;

sie stahlen mir eine davon. Ich hatte eine Blutpfirsich, eine einzige, es ist gewiß eine seltene Frucht; nun, mein Herr, sie verzehrten mir dieselbe zur Hälfte auf der Seite der Mauer, eine herrliche, vortreffliche Blutpfirsich; ich habe nie eine bessere gegessen."

„Sie haben sie gegessen?" fragte der Graf.

„Das heißt, Sie begreifen, die übrig gebliebene Hälfte. Ah! verdammt, diese Herren wählen sich nicht die schlimmsten Stücke, gerade wie der Sohn der Mutter Simon, er wählte auch nicht die schlechtesten Erdbeeren. Doch in diesem Jahr," fuhr der Gartenfreund fort, „seien Sie unbesorgt, das wird mir nicht wieder begegnen, und sollte ich, wenn die Früchte bald vollends reif sind, dieselben die ganze Nacht hindurch hüten müssen."

Monte Christo hatte genug gesehen. Jeder Mensch hat seine Leidenschaft, die sich in seinem Herzen festsetzt, wie der Wurm in der Frucht, die des Menschen vom Telegraphen war Gärtnerei.

Er fing an, die Weinblätter zu pflücken, welche die Trauben vor der Sonne verbargen, und gewann sich dadurch das Herz des Gärtners.

„Der Herr ist wohl gekommen, um den Telegraphen zu sehen?" sagte dieser.

„Ja, mein Herr, wenn es nicht durch die Vorschriften verboten ist?"

„Oh! nicht im Geringsten, in Betracht, daß nichts Gefährliches dabei ist und Niemand weiß oder wissen kann, was wir sagen."

„Man hat mir in der That erzählt, Sie wiederholten Zeichen, die Sie selbst nicht verstünden."

„Allerdings, mein Herr, und das ist mir lieber," erwiederte lachend der Mann vom Telegraphen.

„Warum ist Ihnen das lieber?"

„Weil ich auf diese Art keine Verantwortlichkeit habe. Ich bin eine Maschine und nichts Anderes, und

wenn ich nur meinen Dienst versehe, so fordert man nicht mehr von mir.“

„Teufel,“ sprach Monte Christo zu sich selbst, „sollte ich zufällig zu einem Menschen gerathen sein, der keinen Ehrgeiz besäße? Das wäre ein unglücklicher Fall.“

„Mein Herr,“ sagte der Gärtner, einen Blick auf die Sonnenuhr werfend, „die zehn Minuten laufen ab, ich kehre an meinen Posten zurück. Ist es Ihnen gefällig, mit mir hinaufzugehen?

„Ich folge Ihnen.“

Monte Christo trat wirklich in den in drei Stockwerke abgetheilten Thurm; der unterste enthielt einiges Gartengeräthe, wie Spaten, Rechen, Gießkannen; das war seine ganze Ausstattung.

Der zweite diente dem Angestellten als gewöhnliche oder nächtliche Wohnung; er enthielt einen armseligen Hausrath, ein Bett, einen Tisch, zwei Stühle, ein steinernes Waschbecken, und am Plafond getrocknete Kräuter, in denen der Graf spanische Bohnen und wohlriechende Erbsen erkannte, deren Körner der gute Mann in ihren Hülsen aufbewahrte; er hatte Alles so sorgfältig mit Etiquetten versehen, wie ein Botaniker im Jardin des Plantes.

„Braucht man viel Zeit, um die Telegraphie zu studiren, mein Herr?“ fragte Monte Christo.

„Das Studium dauert nicht lange, wohl aber die Zeit, die man als überzählig zu dienen hat.“

„Und wie viel erhält man Gehalt?“

„Tausend Franken, mein Herr.“

„Das ist nicht viel.“

„Nein, aber man hat freie Wohnung, wie Sie sehen.“

Monte Christo betrachtete sich das Zimmer.

„Wenn er nur nicht zu große Stücke auf seine Wohnung hält!“ murmelte er.

Man ging in den dritten Stock: es war das Zimmer des Telegraphen. Monte Christo schaute die zwei

eisernen Gelenke an, mit deren Hülfe der Mann seine Maschine spielen ließ.

„Das ist sehr interessant," sprach er, „aber in der Länge der Zeit muß Ihnen ein solches Leben etwas einfältig erscheinen."

„Ja, am Anfang bekommt man durch das viele Schauen einen steifen Hals, doch nach Verlauf von ein paar Jahren ist man daran gewöhnt; sodann haben wir unsere Erholungsstunden und unsere Urlaubstage."

„Ihre Urlaubstage!"

„Ja."

„Wann?"

„Wenn ein großer Nebel eintritt."

„Ah, richtig!"

„Das sind meine Festtage; ich bleibe dann im Garten, und pflanze und schneide und raupe, und so geht die Zeit vorüber."

„Seit wie lange sind Sie hier?"

„Seit zehn Jahren, und fünf Jahre als Ueberzähliger, das macht fünfzehn."

„Wie alt sind Sie?"

„Fünfzig Jahre."

„Wie lange müssen Sie dienen, um Ruhegehalt zu bekommen?"

„O! mein Herr, fünfundzwanzig Jahre."

„Und wie viel beträgt dieser Ruhegehalt?"

„Hundert Thaler."

„Arme Menschheit!" murmelte Monte Christo.

„Was sagen Sie, mein Herr?" fragte der Mann des Telegraphen.

„Ich sage, es sei sehr interessant."

„Was?"

„Alles, was Sie mir zeigen.. Und Sie verstehen durchaus nichts von Ihren Zeichen?"

„Durchaus nichts."

„Sie haben es nie versucht, dieselben begreifen zu lernen?"

„Nie; warum sollte ich dies?“

„Es gibt jedoch auch Signale, welche unmittelbar an Sie gerichtet sind?“

„Allerdings.“

„Und diese verstehen Sie?“

„Es sind immer dieselben.“

„Und Sie sagen?“

„Nichts Neues ... Ihr habt eine Stunde ... oder morgen. . .“

„Das ist vollkommen unschuldig,“ sprach der Graf; „doch schauen Sie, setzt sich Ihr Correspondent nicht eben in Bewegung?“

„Ah! es ist wahr, ich danke Ihnen, mein Herr.“

„Und was sagt er Ihnen? etwas, was Sie begreifen?“

„Ja, er fragt mich, ob ich bereit sei.“

„Und Sie antworten ihm?“

„Durch dasselbe Zeichen, wodurch zugleich mein Correspondent rechts erfährt, daß ich bereit bin, während es meinen Correspondenten links auffordert, sich ebenfalls bereit zu halten.“

„Das ist sehr geistreich!“ rief der Graf.

„Sie werden sehen, in fünf Minuten spricht er,“ versetzte stolz der gute Mann.

„Ich habe fünf Minuten,“ sagte Monte Christo zu sich selbst, „das ist mehr, als ich brauche. Mein lieber Herr,“ sprach er laut, „erlauben Sie mir eine Frage?“

„Immerhin.“

„Sie lieben die Gärtnerei?“

„Leidenschaftlich.“

„Und Sie wären glücklich, wenn Sie statt einer Terrasse von zwanzig Fuß ein Gehege von zwei Morgen hätten?“

„Mein Herr, ich würde ein irdisches Paradies daraus machen.“

„Mit Ihren tausend Franken leben Sie schlecht?“

„Ziemlich schlecht; doch ich lebe.“

„Ja; aber Sie haben einen elenden Garten.“

„Es ist wahr, der Garten ist nicht groß.“

„Und dabei noch mit Murmelthieren bevölkert, welche Alles auffressen.“

„Das ist meine Geißel.“

„Sagen Sie mir, wenn Sie das Unglück hätten, den Kopf abzuwenden, während Ihr Correspondent rechts manoeuvrirt?“

„Ich würde es nicht sehen.“

„Was geschähe dann?“

„Ich könnte seine Signale nicht wiederholen.“

„Und hernach?“

„Hernach würde ich um Geld gestraft, weil ich sie aus Nachlässigkeit nicht wiederholt hätte.“

„Um wie viel?“

„Um hundert Franken.“

„Um den zehnten Theil Ihres Einkommens? das ist hübsch!“

„Ah!“ rief der Mann des Telegraphen,

„Ist Ihnen das schon begegnet?“ fragte Monte Christo.

„Einmal, mein Herr, während ich einen Rosenstock pfropfte.“

„Gut. Wenn es Ihnen nun in den Sinn käme, etwas an dem Signal zu ändern oder ein anderes dafür zu machen?“

„Dann würde ich entlassen und verlöre meinen Ruhegehalt.“

„Dreihundert Franken?“

„Ja, mein Herr, hundert Thaler: Sie begreifen auch, mein Herr, daß ich nie etwas dergleichen thun würde.“

„Nicht einmal für fünfzehn Jahre Ihres Gehaltes? Nicht wahr, das verdient Ueberlegung?“

„Für fünfzehn tausend Franken?“

„Ja.“

„Mein Herr, Sie erschrecken mich.“

„Bah!“

„Mein Herr, Sie wollen mich in Versuchung führen?“

„Ganz richtig! Fünfzehn tausend Franken, begreifen Sie?“

„Mein Herr, lassen Sie mich nach meinem Correspondenten rechts schauen!“

„Im Gegentheil schauen Sie nicht nach ihm, sondern schauen Sie dies an.“

„Was ist das?“

„Wie! Sie kennen diese Papierchen nicht?“

„Bankbillets!“

„Viereckige; es sind deren fünfzehn.“

„Wem gehören Sie?“

„Ihnen, wenn Sie wollen.“

„Mir!“ rief der Mann vom Telegraphen zitternd.

„O mein Gott! ja, Ihnen, als freies Eigenthum.“

„Mein Herr, sehen Sie, mein Correspondent rechts arbeitet.“

„Lassen Sie ihn arbeiten.“

„Mein Herr, Sie haben mich zerstreut, und ich werde gestraft.“

„Das kostet Sie hundert Franken; Sie begreifen, Sie haben ein volles Interesse, meine fünfzehn Bankbillets zu nehmen.“

„Mein Herr, der Correspondent rechts wird ungeduldig und verdoppelt seine Signale.“

„Lassen Sie ihn machen und nehmen Sie.“

Der Graf steckte das Päckchen in die Hand des Angestellten.

„Doch das ist noch nicht Alles,“ sagte er: „mit Ihren fünfzehn tausend Franken können Sie nicht leben.“

„Ich werde immerhin noch meinen Platz haben.“

„Nein, Sie werden ihn verlieren; denn Sie machen ein anderes Zeichen, als das Ihres Correspondenten.“

„Ah! mein Herr, was verlangen Sie von mir?"

„Eine Kinderei."

„Mein Herr, wenn ich nicht gezwungen werde..."

„Ich gedenke auch, Sie zu zwingen."

Monte Christo zog aus seiner Tasche ein zweites Päckchen und sprach:

„Hier sind noch weitere zehntausend Franken; mit den fünfzehn, die Sie in der Tasche haben, macht das fünf und zwanzigtausend Franken; mit fünftausend Franken kaufen Sie ein hübsches Häuschen und zwei Morgen Land, aus den weiteren zwanzigtausend Franken ziehen Sie eine Rente von tausend Franken."

„Einen Garten von zwei Morgen?"

„Und tausend Franken Rente."

„Mein Gott! mein Gott!"

„So nehmen Sie doch!"

Und Monte Christo steckte mit Gewalt die zehntausend Franken in die Hand des Angestellten.

„Was soll ich thun?"

„Nichts sehr Schwieriges."

„Was denn?"

„Diese Zeichen wiederholen."

Monte Christo zog aus seiner Tasche ein Papier, auf welchem drei Zeichen zu sehen waren, deren Nummern andeuteten, in welcher Ordnung sie gemacht werden sollten.

„Das wird nicht lange dauern, wie Sie bemerken können."

„Ja, aber . . . ."

„Dafür haben Sie sodann Blutpfirsiche und Gott weiß was."

Dieser Streich traf. Roth vor Fieber und dicke Tropfen schwitzend, führte der gute Mann hinter einander die drei von dem Grafen gegebenen Zeichen aus, trotz der furchtbaren Verrenkung des Correspondenten rechts, der diese Veränderung nicht begriff und zu glauben anfing, der Mann mit den Blutpfirsichen wäre ein

Narr geworden. Der Correspondent links aber wiederholte gewissenhaft dieselben Signale, welche sodann im Ministerium des Innern zusammengefaßt wurden.

„Nun sind Sie reich," sprach Monte Christo.

„Ja," erwiederte der Gartenfreund, „aber um welchen Preis?"

„Hören Sie, mein Freund, Sie sollen keine Gewissensbisse haben; glauben Sie mir, ich schwöre Ihnen, Sie haben Niemand geschadet und nur den Plänen Gottes gedient."

Der Angestellte betrachtete die Bankbillets, befühlte sie, zählte sie; er wurde bleich, er wurde roth; endlich stürzte er in sein Zimmer, um ein Glas Wasser zu trinken, doch er hatte nicht Zeit, den Krug zu erreichen, und fiel ohnmächtig unter seinen getrockneten Bohnen nieder.

Fünf Minuten nachdem die telegraphische Nachricht im Ministerium des Innern angelangt war, ließ Debray sein Coupé anspannen und eilte zu Danglars.

„Ihr Gatte hat Coupons vom spanischen Anlehen?" sagte er zu der Baronin.

„Ich glaube wohl! er hat für sechs Millionen."

„Er soll sie um jeden Preis verkaufen."

„Warum dies?"

„Don Carlos ist aus Bourges entflohen und nach Spanien zurückgekehrt."

„Woher wissen Sie dies?"

„Bei Gott! wie ich die Nachrichten erfahre," erwiederte Debray die Achseln zuckend.

Die Baronin ließ sich das nicht zweimal sagen; sie lief zu ihrem Manne, der seinerseits zu seinem Wechselagenten eilte und ihm den Auftrag gab, um jeden Preis zu verkaufen.

Als man sah, daß Danglars verkaufte, fielen die spanischen Papiere sogleich. Danglars verlor dabei fünfmal hundert tausend Franken, doch er entäußerte sich aller seiner Coupons.

Am Abend las man im Messager:

Telegraphische Depeche.

„Don Carlos ist der Ueberwachung, die man in Bourges über ihn ausübte, entgangen und über die Gränze von Catalonien nach Spanien zurückgekehrt. Barcelona hat sich für ihn erhoben."

Den ganzen Abend hindurch war nur von der Vorsicht von Danglars, welcher seine Coupons verkauft, und von dem Glücke des Agioteur die Rede, der bei einem solchen Schlage nur fünfmal hundert tausend Franken verlor.

Diejenigen, welche ihre Coupons behalten oder die von Danglars gekauft hatten, wähnten sich ruinirt und brachten eine sehr schlimme Nacht zu.

Am andern Morgen las man im Moniteur:

„Ohne allen Grund hat der Messager gestern die Flucht von Don Carlos und den Aufstand von Barcelona verkündigt.

„Ein wegen des Nebels schlecht ausgelegtes telegraphisches Zeichen veranlaßte diesen Irrthum."

Die Fonds stiegen wieder um den doppelten Betrag der Ziffer ihres Fallens.

Dies machte an Verlust und an mangelndem Gewinn für Danglars eine Differenz von einer Million.

„Gut!" sagte Monte Christo zu Morrel, der sich in dem Augenblick bei ihm befand, wo man ihm den seltsamen Börsenumschlag meldete, dessen Opfer Danglars geworden war, „ich habe für fünfundzwanzig tausend Franken eine Entdeckuug gemacht, für die ich hunderttausend bezahlt hätte.

„Was haben Sie denn entdeckt?" fragte Morrel.

„Das Mittel, einen Gärtner von den Murmelthieren zu befreien, die seine Pfirsiche fraßen."

Sechstes Kapitel.

Die Gespenster.

Beim ersten Anblick und von Außen betrachtet, hatte das Haus in Auteuil nichts Glänzendes, nichts von dem, was sich von einer Wohnung bestimmt für den prachtliebenden Grafen von Monte Christo erwarten ließ; doch diese Einfachheit lag in dem Willen des Herrn, welcher den strengen Befehl gegeben hatte, nichts an dem Aeußeren zu ändern: um sich hievon zu überzeugen, durfte man nur das Innere betrachten. Sobald die Thüre geöffnet war, verwandelte sich in der That das Schauspiel.

Herr Bertuccio hatte sich hinsichtlich des Geschmacks der Ausstattung und die Schnelligkeit der Ausführung selbst übertroffen; wie einst der Herzog von Antin in einer Nacht eine Allee von Bäumen umhauen ließ, welche den Blick von Ludwig XIV. hemmte, so hatte Herr Bertuccio in drei Tagen einen völlig nackten Hof bepflanzt, und schöne Pappelbäume und Sycomoren, welche mit ihren ungeheuren Wurzelblöcken angekommen waren, beschatteten die Hauptfaçade des Hauses, vor der sich, statt eines halb unter Gras verborgenen Pflasters, ein Rasen, dessen Platten erst am Morgen gelegt worden waren, ausbreitete und einen großen Teppich bildete, worauf noch das Wasser perlte, mit dem man ihn besprengt hatte.

Die Befehle rührten übrigens vom Grafen her; er selbst hatte Bertuccio einen Plan eingehändigt, worauf die Zahl und die Stelle der Bäume, sowie die Form und der Umfang des Rasens angegeben waren.

So gesehen, war das Haus unkenntlich geworden;

und Bertuccio selbst betheuerte, er erkenne es in seiner grünen Umrahmung nicht mehr.

Dem Intendanten wäre es nicht unangenehm gewesen, wenn er den Garten hätte einigen Veränderungen unterwerfen dürfen, aber der Graf hatte es auf das Bestimmteste verboten, irgend etwas darin zu berühren. Bertuccio entschädigte sich dadurch, daß er die Vorzimmer, die Treppen und die Kamine mit Blumen überlud.

Die außerordentliche Gewandtheit des Intendanten und das tiefe Wissen des Herrn, bei dem einen um zu dienen, bei dem Andern, um sich bedienen zu lassen, gaben sich dadurch kund, daß dieses seit zwanzig Jahren verlassene Haus, am Tage zuvor noch so düster und traurig und ganz geschwängert mit jenem faden Geruche, den man den Geruch der Zeit nennen könnte, in einem Tage mit dem Anblicke des Lebens die Wohlgerüche, die der Gebieter vorzog, und den Grad von Licht angenommen hatte, welchen er besonders liebte; daß der Graf seine Bücher und seine Waffen bei seiner Ankunft unter der Hand, seine Lieblingsgemälde unter den Augen hatte; daß er in den Vorzimmern die Hunde fand, deren Liebkosungen ihn erfreuten, und die Vögel, deren Gesang ihn ergötzte; daß dieses, wie „der Palast der im Walde entschlummerten Schönen" aus seinem langen Schlafe wiedererweckte ganze Haus lebte, sang, blühte, jenen lange Zeit von uns geliebten Häusern ähnlich, in denen wir, wenn wir unglücklicher Weise von ihnen scheiden müssen, unwillkührlich einen Theil unserer Seele zurücklassen.

Die Diener gingen freudig in dem schönen Hofe hin und her: die einen waren Besitzer von Küchen und schlüpften, als hätten sie stets in diesem Hause gewohnt, über die am Tage zuvor wiederhergestellten Treppen hin; die andern bevölkerten die Remisen, wo die numerirten Equipagen schon seit fünfzig Jahren aufgestellt zu sein schienen, und in den Ställen antworte-

ten die Pferde an der Raufe durch ein Wiehern den Knechten, welche mit unendlich mehr Achtung mit ihnen sprachen, als viele Diener mit ihren Herren sprechen.

Die Bibliothek war in einem Flügel auf beiden Seiten der Mauer aufgestellt und enthielt ungefähr zweitausend Bände: eine ganze Abtheilung war für die moderne Novellistik bestimmt, und der am Tage zuvor erschienene Roman brüstete sich bereits an seiner Stelle in einem rothen Einband mit goldenem Schnitt.

Auf der andern Seite des Hauses fand sich, als Pendant der Bibliothek, das Treibhaus, geschmückt mit den seltensten Pflanzen, welche hier in großen japanesischen Gefäßen blühten, und mitten in dem Treibhause, einem Wunder für das Auge und den Geruch, stand ein Billard, von welchem man hätte glauben sollen, es wäre erst eine Stunde zuvor von den Spielern verlassen worden.

An einem einzigen Zimmer hatte Herr Bertuccio keine Veränderung vorgenommen. Vor diesem Zimmer, welches in der linken Ecke des ersten Stockes lag, und zu dem man auf der großen Treppe hinaufsteigen konnte, während eine geheime Treppe aus demselben herabführte, gingen die Diener mit Neugierde und Bertuccio mit Schrecken vorbei.

Auf den Schlag fünf Uhr erschien der Graf, gefolgt von Ali, vor dem Hause in Auteuil. Bertuccio erwartete diese Ankunft zugleich ungeduldig und unruhig; er hoffte auf einige Komplimente, während er zugleich ein Falten der Stirne befürchtete.

Monte Christo stieg im Hofe aus, durchlief das ganze Haus und ging im Garten umher, schweigsam und ohne das geringste Zeichen von Billigung oder Mißbilligung von sich zu geben.

Nur streckte er, als er in sein Schlafzimmer trat, das dem geschlossenen Zimmer gegenüberlag, die Hand nach der Schublade eines kleinen Schrankes von Rosenholz aus, den er bereits bei seiner ersten Reise wahrgenommen hatte, und sagte:

„Das kann nur dazu dienen, Handschuhe hineinzulegen.“

„In der That, Excellenz,“ erwiederte Bertuccio entzückt, „öffnen Sie und Sie werden Handschuhe darin finden.“

In den andern Schränken fand der Graf ebenfalls, was er zu finden hoffte, Flacons, Cigarren, Juwelen.

„Gut!“ sprach der Graf.

Und Herr Bertuccio entfernte sich mit dem freudigsten Gemüthe, so groß, so mächtig, so ächt war der Einfluß dieses Mannes auf seine ganze Umgebung.

Pünktlich um sechs Uhr hörte man ein Pferd vor der Hausthüre trippeln. Es war unser Kapitän der Spahis, welcher auf Medeah kam.

Monte Christo erwartete ihn, ein Lächeln auf den Lippen, auf der Freitreppe.

„Ich bin sicherlich der Erste,“ rief ihm Morrel zu; „ich richtete dies ausdrücklich so ein, um Sie, ehe alle Welt ankommt, einen Augenblick für mich allein zu haben. Julie und Emmanuel sagen Ihnen tausend schöne Dinge. Doch wissen Sie, daß es herrlich hier ist? Sprechen Sie, Graf, werden Ihre Leute mein Pferd gut verpflegen?“

„Seien Sie unbesorgt, mein lieber Maximilian, sie verstehen sich darauf.“

„Es muß abgerieben werden. Wenn Sie wüßten, wie es gelaufen ist! eine wahre Windsbraut.“

„Teufel, ich glaube wohl, ein Pferd um fünftausend Franken!“ sprach Monte Christo in dem Tone, in welchem nur ein Vater mit seinem Sohne reden könnte.

„Sie bereuen den Verlust derselben?“ entgegnete Morrel mit seinem treuherzigen Lächeln.

„Ich! Gott soll mich behüten!“ erwiederte der Graf; „nein, ich würde es nur beklagen, wenn das Pferd nicht gut wäre.“

„Es ist so gut, mein lieber Graf, daß Herr von Chateau-Renaud, der beste Kenner von Frankreich, und

Herr Debray, der die Araber des Ministeriums reitet, mir in diesem Augenblick nachjagen und, wie Sie sehen, noch eine Strecke von mir entfernt sind, während ihnen die Pferde der Baronin Danglars erst folgen, und diese gehen doch einen Trab, daß sie ganz bequem ihre sechs Lieues in einer Stunde zurücklegen."

„Sie folgen Ihnen also?" fragte Monte Christo.

„Hier sind sie."

In diesem Augenblick langten wirklich ein Coupé mit rauchendem Gespann und zwei athemlose Reitpferde an dem Gitter des Hauses an, das sich vor ihnen öffnete. Sogleich beschrieb das Coupé seinen Kreis und hielt, gefolgt von den zwei Reitern, vor der Treppe.

Debray sprang auf der Stelle von seinem Pferde, eilte an den Kutschenschlag und reichte seine Hand der Baronin, welche ihm ein für jeden Andern, als für den Grafen von Monte Christo, unmerkliches Zeichen machte.

Aber für den Grafen ging nichts verloren, und in dieser Geberde sah er ein kleines Billet, ebenso unmerklich als die Geberde, glänzen, ein Billet, das mit einer Leichtigkeit, welche die Gewohnheit dieses Manoeuvre andeutete, von der Hand von Madame Danglars in die des Secretär überging.

Hinter seiner Frau stieg der Banquier aus; er war so bleich, als käme er aus dem Grabe, statt aus seinem Coupé.

Frau von Danglars warf einen raschen, forschenden, nur für Monte Christo begreiflichen, Blick umher, mit welchem sie den Hof, die Säulenlaube und die Façade des Hauses umfaßte; dann stieg sie, eine leichte Aufregung zurückdrängend, welche sich gewiß auf ihr Gesicht übertragen hätte, wenn es diesem Gesichte zu erbleichen erlaubt gewesen wäre, die Freitreppe hinauf und sagte zu Morrel:

„Mein Herr, wenn Sie zu meinen Freunden gehörten, so würde ich Sie fragen, ob Ihr Pferd verkäuflich sei?"

Morrel lächelte auf eine Weise, welche ungemein einer Grimasse glich, und wandte sich gegen Monte Christo um, als wollte er denselben bitten, ihn der Verlegenheit zu entziehen, in der er sich befand.

Der Graf begriff ihn und erwiederte:

„Ah! Madame, warum wurde diese Frage nicht an mich gerichtet?"

„Bei Ihnen, mein Herr," sprach die Baronin, „ist man nicht berechtigt, etwas zu wünschen, denn man weiß zu gewiß, daß man es erhält. Es war auch Herr Morrel ..."

„Leider," versetzte der Graf, „leider bin ich Zeuge, daß Herr Morrel sein Pferd nicht abtreten kann, denn seine Ehre ist auf dem Spiele, daß er dasselbe behält."

„Wie dies?"

„Er hat gewettet, Medeah in einem Zeitraume von sechs Monaten zu bändigen. Sie begreifen nun, Baronin: wenn er sich desselben vor der in der Wette bestimmten Frist entäußerte, so müßte er nicht nur diese Wette verlieren, sondern man würde auch sagen, er habe Furcht gehabt, und ein Kapitän der Spahis kann, selbst um der Laune einer schönen Frau Genüge zu leisten, was meiner Ansicht nach eine der heiligsten Sachen der Welt ist, ein solches Gerücht nicht über sich ergehen lassen."

„Sie sehen, Madame ...," sprach Morrel, während er zugleich an Monte Christo ein dankbares Lächeln richtete.

„Ueberdies scheint mir," sagte Danglars mit einem trotzigen, durch sein dickes Lächeln nur schlecht verkleideten Tone, „überdies scheint mir, Sie haben genug dergleichen Pferde."

Es war nicht die Gewohnheit von Madame Danglars, solche Angriffe ohne einen Gegenwurf hingehen zu lassen, und dennoch stellte sie sich zum großen Er-

staunen der jungen Leute, als hörte sie nicht, und antwortete auch nichts.

Monte Christo lächelte über dieses Stillschweigen, das eine ungewöhnliche Demuth ankündigte, während er der Baronin zwei ungeheure chinesische Porzellantöpfe zeigte, auf welchen sich Seegewächse von einer Dicke und von einer Arbeit hinschlängelten, wie sie nur die Natur in diesem Reichthum, in diesem Safte und in diesem Geiste haben kann.

Die Baronin war erstaunt.

„Ei! da hinein könnte man einen Kastanienbaum aus den Tuilerien pflanzen," sagte sie; „wie hat man je solche ungeheure Dinge brennen können?"

„Ah! Madame," sprach Monte Christo, „das müssen Sie uns nicht fragen, uns, die wir Statuetten und Mousselineglas machen; es ist eine Arbeit aus einem andern Zeitalter, eine Arbeit von Geistern der Erde und des Meeres."

„Wie so? und aus welcher Zeit kann dies sein?"

„Ich weiß es nicht; ich hörte nur sagen, ein Kaiser von China habe einen besondern Ofen erbauen und in diesem Ofen nach einander zwölf solche Töpfe brennen lassen. Zwei derselben zersprangen durch die Hitze des Feuers. Man versenkte die zehn andern dreihundert Klafter tief auf den Grund des Meeres. Das Meer, welches wußte, was man von ihm verlangte, warf auf dieselben seine Lianen, krümmte seine Korallen, incrustirte seine Muscheln; das Ganze wurde durch zwei Jahrhunderte in diesen ungeheuren Tiefen verkittet, denn in Folge einer Empörung ward der Kaiser ermordet, der diesen Versuch hatte machen wollen und nur ein Protokoll zurückließ, welches das Brennen der Vasen und ihr Versenken auf den Grund des Meeres bestätigte. Zwei Taucher gingen in besonders dazu verfertigten Maschinen auf die Entdeckung derselben in der Bucht aus, in die man sie geworfen hatte; aber von den zehn Vasen fand man nur drei, die andern waren durch die Wellen zer-

streut und zerbrochen worden. Ich liebe diese Vasen und stelle mir zuweilen vor, ungestalte, furchtbare, geheimnißvolle Ungeheuer, denen ähnlich, welche die Taucher allein erschauen, starren aus dem Grunde voll Erstaunen mit ihrem kalten, trüben Blicke hervor, und es ruhen darin Myriaden von kleinen Fischen, welche sich, um der Verfolgung ihrer Feinde zu entgehen, hineingeflüchtet."

Während dieser Zeit riß Danglars, der keine besondere Liebhaberei für Curiositäten hatte, maschinenmäßig und eine nach der andern, die Blüthen eines herrlichen Orangenbaumes ab; als er mit dem Orangenbaume fertig war, wandte er sich an einen Cactus: doch von weniger zugänglicher Natur, als der Orangenbaum, stach ihn der Cactus auf eine schmerzliche Weise.

Da schauerte er und rieb sich die Augen, als ob er aus einem Traume erwachte.

„Mein Herr," sagte Monte Christo lächelnd zu ihm „Ihnen, der Sie ein Liebhaber von Gemälden sind und so herrliche Dinge besitzen, darf man die meinigen nicht empfehlen. Doch finden sich hier zwei Hobbema, ein Paul Potter, ein Mieris, zwei Gerard Dow, ein Raphael, ein Van Dyck, ein Zurbaran und zwei oder drei Murillo, welche wohl einer Vorstellung würdig sein dürften."

„Halt!" rief Debray, „ich erkenne hier einen Hobbema."

„Ah, wirklich!"

„Man hat ihn dem Museum angetragen."

„Das glaube ich keinen hat," bemerkte Monte Christo.

„Nein, und sich dennoch weigerte, denselben zu kaufen."

„Warum dies?" fragte Chateau-Renaud.

„Sie sind entzückend; weil die Regierung nicht reich genug ist."

„Ah! verzeihen Sie," versetzte Chateau-Renaud. „Ich höre dergleichen Dinge jeden Tag seit acht Jahren sagen, und kann mich noch nicht daran gewöhnen."

„Es wird schon kommen,“ sprach Debray.

„Ich glaube nicht,“ entgegnete Chateau-Renaud.

„Der Herr Major Bartolomeo Cavalcanti, der Herr Graf Andrea Cavalcanti,“ meldete Baptistin.

Eine Halsbinde von schwarzem Atlaß, so eben erst aus den Händen des Fabrikanten hervorgehend, das Kinn frisch rasirt, grauer Schnurrbart, sicheres Auge, Majorsuniform mit drei Sternen und fünf Kreuzen geschmückt, in Summa tadellose Haltung des alten Soldaten, . . . so erschien der Major Bartolomeo Cavalcanti, der uns wohlbekannte zärtliche Vater.

Neben ihm schritt in einem von Neuheit glänzenden Gewande, ein Lächeln auf den Lippen, der Graf Andrea Cavalcanti, der uns bekannte ehrfurchtsvolle Sohn, vor.

Die drei jungen Leute plauderten mit einander; ihre Blicke richteten sich von dem Vater auf den Sohn und blieben natürlich länger auf dem letzteren haften, den sie zergliederten.

„Cavalcanti!“ sagte Debray.

„Pest! ein schöner Name,“ sprach Morrel.

„Ja,“ versetzte Chateau-Renaud, „es ist wahr, diese Italiener nennen sich gut, kleiden sich aber schlecht.“

„Sie sind sehr schwierig, Chateau-Renaud,“ sprach Debray, „diese Kleider sind von einem vortrefflichen Schneider und ganz neu.“

„Das ist es gerade, was ich ihnen zum Vorwurf mache. Der Herr sieht aus, als ob er sich heute zum ersten Male kleidete.“

„Wer sind diese Herren?“ fragte Danglars den Grafen von Monte Christo.

„Sie haben gehört, Cavalcanti.“

„Dadurch erfahre ich ihren Namen und sonst nichts.“

„Ah! es ist wahr, Sie sind nicht im Laufenden in Beziehung auf den Adel Italiens: wer sagt Cavalcanti, sagt Fürstengeschlecht.“

„Schönes Vermögen?“ fragte der Banquier.

„Fabelhaft.“

„Was machen sie?"

„Sie suchen es zu verzehren, ohne zum Ziele gelangen zu können. Uebrigens haben Sie Creditbriefe auf Sie, wie mir diese Herren sagten, als sie mich vorgestern besuchten. Ich habe sie sogar Ihnen zu Liebe eingeladen und werde Ihnen beide vorstellen."

„Doch es scheint mir, sie sprechen das Französische sehr rein," bemerkte Danglars.

„Der Sohn ist in einem Colleg im Süden, ich glaube, in Marseille oder der Umgegend erzogen worden. Sie werden ihn ganz enthusiastisch finden."

„Wofür?" fragte die Baronin.

„Für die Französinnen, Madame. Er will durchaus eine Frau in Paris nehmen."

„Wahrlich ein schöner Gedanke!" sprach Danglars die Achseln zuckend.

Madame Danglars schaute ihren Mann mit einem Ausdrucke an, der in jedem andern Augenblick einen Sturm geweissagt hätte; doch sie schwieg zum zweiten Male.

„Der Baron scheint heute sehr düster," sagte Monte Christo zu Madame Danglars; „sollte man ihn zufällig zum Minister machen wollen?"

„Nein, nicht daß ich wüßte. Ich glaube eher, daß er an der Börse gespielt, dabei verloren hat, und noch nicht weiß, wem er die Schuld hievon beimessen soll."

„Herr und Frau von Villefort!" rief Baptistin.

Die zwei gemeldeten Personen traten ein; Herr von Villefort war trotz seiner Selbstbeherrschung sichtbar erschüttert. Als Monte Christo seine Hand berührte, fühlte er, daß sie zitterte.

„Offenbar nur die Frauen wissen sich zu verstellen," sprach Monte Christo zu sich selbst, während er Madame Danglars anschaute, welche dem Staatsanwalt zulächelte und dessen Frau umarmte.

Nach den ersten Begrüßungen sah der Graf Bertuccio, der, bis dahin in der Office beschäftigt, nun in

einen kleinen Salon schlüpfte, der unmittelbar an denjenigen stieß, in welchem man versammelt war.

Der Graf ging auf ihn zu und fragte:

„Was wollen Sie, Herr Bertuccio?“

„Seine Excellenz hat mir die Zahl der Gäste nicht genannt.“

„Ah! das ist wahr.“

„Wie viel Gedecke?“

„Zählen Sie selbst.“

„Sind Alle eingetroffen, Excellenz?“

„Ja.“

Bertuccio warf einen Blick durch die halbgeöffnete Thüre. Monte Christo beobachtete ihn mit scharfem Auge.

„Ah, mein Gott!“ rief er.

„Was denn?“ fragte der Graf.

„Diese Frau . . . diese Frau . . .“

„Welche?“

„Die mit dem weißen Kleide und den vielen Diamanten . . . die Blonde . . .“

„Madame Danglars?“

„Ich weiß nicht, wie sie heißt. Doch sie ist es! sie ist es, Herr Graf!“

„Wer, sie?“

„Die Frau vom Garten! diejenige, welche in andern Umständen war und spazieren ging . . . in Erwartung . . . in Erwartung! . . .“

Bertuccio erbleichte und schaute den Mund geöffnet und die Haare gesträubt hinaus.

„In Erwartung von wem?“

Bertuccio deutete, ohne zu antworten, mit dem Finger auf Villefort, ungefähr mit derselben Geberde, mit der einst Macbeth auf Banco deutete.

„Oh! . . . oh! . . .“ murmelte er endlich, „sehen Sie?“

„Was? wen?“

„Ihn!“

„Ihn! . . . den Herrn Staatsanwalt Villefort? Allerdings sehe ich ihn.“

„Ich habe ihn also nicht getödtet!“

„Ich glaube, Sie werden ein Narr, mein braver Herr Bertuccio,“ sprach der Graf.

„Er ist also nicht todt!“

„Ei, nein, er ist nicht todt, wie Sie sehen; statt ihn zwischen die sechste und siebente linke Rippe zu stoßen, wie dies ihre Landsleute zu thun pflegen, haben Sie ihn etwas höher oder tiefer getroffen, und bei diesen Leuten der Justiz ist die Seele gleichsam mit Pflöcken im Körper befestigt; oder es ist vielleicht nichts von dem, was Sie mir sagten, wahr, es ist ein Traum Ihrer Einbildungskraft, eine Täuschung Ihres Geistes; Sie werden, nachdem Sie Ihre Rache schlecht verdaut, eingeschlafen sein, sie hat Sie wohl auf Ihren Magen gedrückt, und Sie wurden von einem Alpe heimgesucht... Das ist das Ganze. Sammeln Sie sich, beruhigen Sie sich und zählen Sie; Herr und Frau von Villefort zwei; Herr und Madame Danglars vier; Herr von Chateau-Renaud, Herr Debray, Herr Morrel, sieben; der Herr Major Bartolomeo Cavalcanti . . .“

„Acht,“ wiederholte Bertuccio.

„Warten Sie doch! warten Sie doch! Sie haben große Eile! Den Teufel! Sie vergessen einen von meinen Gästen. Schauen Sie ein wenig links . . . dort . . . . Herr Andrea Cavalcanti, der junge Mann im schwarzen Frack, der die Jungfrau von Murillo betrachtet und sich eben umdreht.

Diesmal begann Bertuccio einen Schrei, den der Blick von Monte Christo auf seinen Lippen erstickte.

„Benedetto,“ murmelte er ganz leise, „o Verhängniß!“

„Es hat halb sieben Uhr geschlagen, Herr Bertuccio,“ sprach der Graf mit strengem Tone; „dies ist die Stunde, zu der man sich meinem Befehle gemäß zur Tafel setzt; Sie wissen, ich liebe das Warten nicht.“

Monte Christo kehrte in den Salon zurück, wo die Gäste seiner harrten, während Bertuccio sich an den Wänden haltend den Speisesaal wieder zu erreichen suchte.

Fünf Minuten nachher öffneten sich die beiden Thüren des Salon. Bertuccio erschien und sprach mit einer letzten heldenmüthigen Anstrengung, der von Vatel in Chantilly ähnlich:

„Mein Herr Graf, es ist aufgetragen.“

Monte Christo bot Frau von Villefort seinen Arm.

„Herr von Villefort,“ sagte er, „ich bitte Sie, seien Sie der Cavalier der Frau Baronin Danglars.“

Villefort gehorchte, und man ging in den Speisesaal.

Siebentes Kapitel.

Das Mittagsmahl.

Offenbar belebte dasselbe Gefühl alle Gäste, als man in den Speisesaal trat. Sie fragten sich, welch ein seltsamer Einfluß sie Alle in dieses Haus geführt, und so erstaunt und sogar so unruhig auch einige derselben darüber waren, daß sie sich in demselben befanden, so hätten sie doch keines Wegs nicht darin sein mögen.

Gleichwohl machten es diese Beziehungen von einem neueren Datum, die wunderbare, vereinzelte Stellung, das unbekannte und beinahe fabelhafte Vermögen des Grafen den Männern zur Pflicht, behutsam zu sein, den Damen zum Gesetz, ein Haus nicht zu betreten, wo

sich keine Frauen fanden, um sie zu empfangen, und dennoch waren Männer und Frauen, die einen über die Vorsicht, die andern über die Schicklichkeit weggegangen, und es hatte sie die Neugierde mit dem unwiderstehlichen Zuge ihres Magnets jedes Widerstreben überspringen lassen.

Alle Anwesende ohne Ausnahme bis auf Cavalcanti den Vater, trotz seiner Steifheit, bis auf Cavalcanti den Sohn, trotz seiner Leichtigkeit, schienen darüber beunruhigt, daß sie sich bei einem Manne, dessen Zwecke sie nicht begreifen konnten, mit andern Menschen zusammen befanden, welche sie zum ersten Male sahen.

Madame Danglars machte eine Bewegung, als sie gewahrte, daß Herr von Villefort auf die Einladung von Monte Christo sich ihr näherte, um ihr den Arm zu bieten, und Herr von Villefort empfand es, daß sich sein Blick unter seiner goldenen Brille verwirrte, als er fühlte, wie sich der Arm der Baronin auf den seinigen legte.

Keine von diesen zwei Bewegungen war dem Grafen entgangen, und es lag schon in dieser einfachen Berührung der beiden Menschen für den Beobachter dieser Scene ein großes Interesse.

Herr von Villefort hatte zu seiner Rechten Madame Danglars und zu seiner Linken Morrel.

Der Graf saß zwischen Frau von Villefort und Danglars.

Die andern Zwischenräume wurden ausgefüllt durch Debray, der zwischen Cavalcanti Vater und Cavalcanti Sohn, und durch Chateau-Renaud, welcher zwischen Frau von Villefort und Morrel saß.

Das Mahl war prachtvoll; Monte Christo hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Pariser Symmetrie völlig umzustürzen und mehr noch der Neugierde als dem Appetit seiner Gäste die gewünschte Nahrung zu geben. Es war ein orientalischer Schmaus, was man ihnen

bot, doch orientalisch auf die Weise, wie dies nur bei den Festen der arabischen Feen sein konnte.

Alle Früchte, welche die vier Welttheile unberührt und wohlschmeckend in das europäische Füllhorn zu spenden vermögen, waren in Pyramiden in chinesischen Vasen und auf Schalen von Japan aufgehäuft. Die seltenen Vögel mit dem glänzenden Theile ihres Gefieders, die riesenhaften Fische auf silbernen Platten ausgebreitet, alle Weine des Archipels, von Kleinasien und vom Cap, in Flaschen von bizarren Formen eingeschlossen, deren Anblick den Wohlgeschmack der Weine noch zu vermehren schien, zogen wie eine von jenen gastronomischen Heerschauen, wie sie Apicius seinen Gästen bot, vor diesen Parisern vorüber, welche wohl begriffen, daß man tausend Louisd'or für ein Mittagsmahl von zehn Personen ausgeben konnte, doch nur unter der Bedingung, daß man, wie Cleopatra, Perlen verschlang oder, wie Lorenz von Medici, geschmolzenes Gold trank.

Monte Christo sah das allgemeine Erstaunen und fing an laut zu lachen und zu spotten.

„Meine Herren," sagte er, „Sie werden mir Eines wohl zugeben, nicht wahr: daß es nämlich, wenn man zu einem gewissen Grade des Vermögens gelangt ist, nichts mehr Nothwendiges gibt, als das Ueberflüssige, wie diese Damen ohne Zweifel zugestehen, daß es, wenn man bis zu einem gewissen Grade der Ueberspannung gelangt ist, nichts mehr Positives gibt, als das Ideale? Verfolgen wir aber dieses Raisonnement, was ist das Wunderbare? Das, was wir nicht begreifen. Was ist ein wahrhaft wünschenswerthes Gut? Ein Gut, das wir nicht haben können. Dinge sehen, die ich nicht begreifen kann, mir Dinge verschaffen, welche unmöglich zu haben sind, das ist nun das ganze Studium meines Lebens. Ich gelange hiezu durch zwei Mittel: durch das Geld und durch den Willen. Um eine Laune zu verfolgen, wende ich zuweilen dieselbe Beharrlichkeit an, welche Sie anwenden, Herr Danglars,

um eine neue Eisenbahnlinie zu schaffen; Sie, Herr von Villefort, um einen Menschen zum Tode verurtheilen zu lassen; Sie Herr Debray, um ein Königreich zu pacificiren; Sie Herr von Chateau-Renaud, um einer Frau zu gefallen; Sie Herr Morrel, um ein Pferd zu bändigen, das Niemand zu bändigen vermag. Sehen Sie zum Beispiel diese zwei Fische an, von denen der eine fünfzig Meilen von St. Petersburg, der andere fünf Meilen von Neapel geboren ist. Ist es nicht belustigend, sie auf derselben Tafel zu vereinigen?"

„Was für Fische sind dies?" fragte Danglars.

„Hier ist Herr von Chateau-Renaud, der sich in Rußland aufgehalten hat und Ihnen den Namen des einen sagen wird," antwortete Monte Christo, „und hier ist Herr Major von Cavalcanti, ein Italiener, der Ihnen wohl den Namen des andern nennt."

„Dieser hier ist, glaube ich, ein Sterlet," sprach Chateau-Renaud.

„Vortrefflich."

„Und dieser hier ist, wenn ich mich nicht täusche, eine Lamprete," versetzte Cavalcanti.

„So ist es. Mein lieber Herr Danglars, fragen Sie nun die beiden Herren, wo man diese Fische fängt."

„Die Sterlets fängt man nur in der Wolga," sprach Chateau-Renaud.

„Ich kenne nur den Fusaro-See, der Lampreten von dieser Größe liefert," sagte Cavalcanti.

„Ganz richtig: der eine kommt aus der Wolga, der andere aus dem Fusaro-See."

„Unmöglich!" riefen zugleich alle Gäste.

„Sehen Sie, das ist es gerade, was mich belustigt," sprach Monte Christo. „Ich bin wie Nero, **cupitor impossibilium**, und das ist es auch, was Sie belustigt, denn daß Ihnen dieses Fleisch, welches in Wirklichkeit vielleicht nicht so viel werth ist, als das des Barsches oder des Salmen, ausgezeichnet erscheint,

rührt vielleicht davon her, daß es Ihrem Geiste unmöglich dünkte, sich dasselbe zu verschaffen, und daß es nun doch da ist."

„Doch wie hat man es gemacht, um diese Fische nach Paris zu transportiren?"

„Oh mein Gott! es gibt nichts Einfacheres: man hat diese zwei Fische jeden in ein großes Faß gebracht, von denen das eine mit Schilfrohr und Meergras, das andere mit Binsen und Seepflanzen ausgepolstert war. Man legte sie sodann auf einen besonders hiezu gemachten Fourgon, und so lebte der Sterlet zwölf Tage und die Lamprete acht; und beide lebten noch vollkommen, als mein Koch sich derselben bemächtigte, um den einen Fisch in Milch, den andern in Wein sterben zu lassen. Sie glauben das nicht, Herr Danglars?"

„Ich zweifle wenigstens daran," erwiederte Danglars mit seinem plumpen Lächeln.

„Baptistin, lassen Sie den andern Sterlet und die andere Lamprete bringen," sprach Monte Christo; „Sie wissen, die Fische, welche in andern Fässern gekommen sind und noch leben."

Danglars riß die Augen weit auf; die ganze Gesellschaft klatschte in die Hände.

Vier Diener brachten zwei mit Seepflanzen ausgestopfte Fässer; in jedem derselben zuckte ein Fisch, denjenigen ähnlich, welche man auf die Tafel gesetzt hatte.

„Aber warum zwei Fische von jeder Art?" fragte Danglars.

„Weil der eine sterben konnte," erwiederte ganz einfach Monte Christo.

„Sie sind in der That ein wunderbarer Mann!" rief Danglars, „und die Philosophen mögen sagen, was sie wollen, es ist doch herrlich, reich zu sein."

„Und besonders, Gedanken zu haben," sprach Madame Danglars.

„Oh! schreiben Sie diesen nicht mir zu, Madame, denn er wurde schon bei den Römern sehr in Ehren

gehalten; Plinius erzählt, man habe von Ostia nach Rom mit unterlegten Sklaven, welche dieselben auf ihren Köpfen trugen, Fische von der Gattung desjenigen geschickt, welchen er mulus nennt, und der nach dem Porträt, das er von demselben entwirft, ohne Zweifel der Goldfisch ist. Es war auch ein Luxus, ihn lebendig zu haben, und ein sehr belustigendes Schauspiel, ihn sterben zu sehen, denn während des Sterbens veränderte er drei bis viermal die Farbe und ging wie ein Regenbogen, der sich verdunstet, durch alle Nuancen des Prisma, wonach man ihn in die Küche schickte. Sein Todeskampf bildete einen Theil seines Verdienstes. Sah man ihn nicht lebendig, so verachtete man ihn todt."

„Ja, aber es ist auch nur fünf bis sechs Meilen von Ostia nach Rom," bemerkte Debray.

„Ah, das ist wahr!" sprach Monte Christo; „doch wo wäre das Verdienst, wenn man achtzehnhundert Jahre nach Lucullus käme und es nicht besser machte, als er?"

Die zwei Cavalcanti rissen die Augen ungeheuer weit auf, waren aber so gescheit, kein Wort zu sprechen.

„Alles dies ist bewunderungswürdig," sprach Chateau-Renaud; „doch ich gestehe, was ich am meisten bewundere, ist die wunderbare Schnelligkeit, mit der Sie bedient werden. Nicht wahr, Herr Graf, Sie haben dieses Haus erst vor fünf bis sechs Tagen gekauft?"

„Allerdings."

„Nun wohl, ich bin überzeugt, daß es in acht Tagen eine völlige Umstaltung erlitten haben wird; denn wenn ich mich nicht täusche, hatte es einen ganz andern Eingang, als den gegenwärtigen, und der Hof war gepflastert und leer, während derselbe heute aus einem herrlichen Rasen eingefaßt mit Bäumen besteht, welche über hundert Jahre alt zu sein scheinen."

„Das ist natürlich, ich liebe das Grüne und den Schatten," versetzte Monte Christo.

„In der That," sprach Frau von Villefort, „früher

kam man durch ein Thor, das auf die Straße ging, und am Tage meiner wunderbaren Rettung ließen Sie mich, wie ich mich erinnere, von der Straße aus in das Haus eintreten."

„Ja, Madame," erwiederte Monte Christo, „doch seitdem zog ich einen Eingang vor, der mir das Bois de Boulogne durch mein Gitter zu sehen gestattet."

„In vier Tagen," rief Morrel, „das ist ein Wunder!"

„Sie haben Recht," sagte Chateau-Renaud, „aus einem alten Hause ein neues machen, ist etwas höchst Wunderbares, denn das Haus war in der That sehr alt und sogar sehr traurig; ich entsinne mich dessen, denn ich war von meiner Mutter beauftragt, es in Augenschein zu nehmen, als Herr von Saint-Meran dasselbe vor ein paar Jahren zum Verkaufe aussetzte."

„Herr von Saint-Meran!" sagte Frau von Villefort, „dieses Haus gehörte also Herrn von Saint-Meran, ehe Sie es kauften, Herr Graf?"

„Es scheint so," antwortete Monte Christo.

Wie, es scheint? Sie wissen nicht, wem Sie Ihr Haus abgekauft haben?"

„Meiner Treue, nein, mein Intendant besorgt alle diese Einzelnheiten."

„Es war wenigstens zehn Jahre gar nicht bewohnt," bemerkte Chateau-Renaud, „und es bot einen gar traurigen Anblick mit seinen geschlossenen Läden und Thüren und dem Grase im Hofe. Wahrlich, wenn es nicht dem Schwiegervater eines Staatsanwaltes gehört hätte, man wäre versucht gewesen, es für eines von jenen verfluchten Häusern zu halten, in denen ein großes Verbrechen begangen worden ist."

Villefort, der bis jetzt keines von den drei bis vier mit außerordentlichen Weinen gefüllten Gläsern berührt hatte, welche vor ihm standen, nahm eines auf den Zufall und leerte es in einem Zuge.

Monte Christo ließ einen Augenblick hingehen, dann

sprach er, das Stillschweigen unterbrechend, welches auf die Worte von Chateau-Renaud gefolgt war:

„Es ist seltsam, Herr Baron, aber derselbe Gedanke ergriff mich, als ich es zum ersten Male betrat, und dieses Haus kam mir so düster vor, daß ich es nie gekauft haben würde, wenn nicht der Intendant die Sache für mich abgemacht hätte. Ohne Zweifel hat der Bursche vom Sachwalter ein hübsches Trinkgeld bekommen."

„Das ist wahrscheinlich," stammelte Villefort, der zu lächeln suchte; „glauben Sie mir jedoch, daß ich an dieser Bestechung keinen Theil habe. Es war der Wille von Herr von Saint-Meran, daß dieses Haus, welches zur Mitgift seiner Enkelin gehört, verkauft würde, denn wäre es noch drei oder vier Jahre unbewohnt geblieben, so müßte dasselbe in Trümmer zerfallen sein."

Nun erbleichte Morrel ebenfalls.

„Besonders ein Zimmer," fuhr Monte Christo fort, „ein Zimmer, oh mein Gott! ein scheinbar ganz einfaches Zimmer, ein Zimmer wie alle andere Zimmer, mit rothem Damast austapezirt, kam mir, ich weiß nicht warum, so dramatisch als möglich vor."

„Warum dies?" fragte Debray, „warum dramatisch?"

„Gibt man sich Rechenschaft über instinktartige Dinge?" entgegnete Monte Christo; „gibt es nicht Orte, wo man auf eine natürliche Weise Traurigkeit einzuathmen scheint? Warum? man weiß es nicht; durch eine Verkettung von Erinnerungen, durch eine Laune des Geistes, der uns in andere Zeiten, an andere Orte zurückführt, welche vielleicht in keinem Zusammenhang mit den Zeiten und Orten stehen, wo wir uns befinden; ich weiß nur gewiß, daß mich dieses Zimmer auf eine wunderbare Weise an das Zimmer der Marquise von Ganges oder an das der Desdemona erinnerte. Ei! meiner Treue, da wir das Mittagsmahl beendigt haben, muß ich es Ihnen zeigen, dann gehen wir in den Gar-

ten hinab und nehmen dort den Kaffee; nach dem Mittagsmahle das Schauspiel."

Monte Christo befragte seine Gäste durch ein Zeichen. Frau von Villefort stand auf, Monte Christo that dasselbe, und Jedermann ahmte ihr Beispiel nach.

Villefort und Madame Danglars blieben einen Augenblick wie an ihre Plätze genagelt, sie befragten sich mit kalten, stummen, eisigen Augen.

„Haben Sie gehört?" fragte Madame Danglars.

„Wir müssen gehen," antwortete Villefort aufstehend und ihr den Arm reichend.

Es hatten sich bereits alle Gäste, von Neugierde getrieben, im Hause zerstreut, denn man dachte wohl, der Besuch würde sich nicht auf dieses Zimmer beschränken, und man würde zugleich die übrigen Theile der ehemaligen Baracke, aus der Monte Christo einen Pallast gemacht hatte, durchwandern. Jeder eilte durch die offene Thüre. Monte Christo wartete auf die Zögernden; als sie ebenfalls hinausgegangen waren, schloß er den Zug mit einem Lächeln, das seine Gäste, wenn sie es hätten begreifen können, auf eine ganz andere Weise in Schrecken gesetzt haben dürfte, als das Zimmer, welches man betreten sollte. Man durchlief nach und nach die auf orientalische Weise mit Divans und Kissen, statt jedes Bettes, mit Pfeifen und Waffen, statt aller Geräthschaften, ausgestatteten Zimmer; die mit den schönsten Gemälden alter Meister geschmückten Salons; die Boudoirs in chinesischen Stoffen, mit launenhaften Farben, mit phantastischen Zeichnungen, mit wunderbaren Geweben; endlich gelangte man in das berüchtigte Gemach.

Es offenbarte nichts Besonderes, wenn nicht, daß es, obgleich der Tag sich neigte, nicht erleuchtet war und sein altes Aussehen beibehalten hatte, während alle übrige Zimmer in gänzlich neuem Schmucke erschienen.

Diese zwei Ursachen genügten in der That, um ihm eine düstere Tinte zu verleihen.

„Hu!“ rief Frau von Villefort, „das ist in der That schauerlich.“

Madame Danglars suchte ein paar Worte zu stammeln, die man nicht verstand.

Mehre Bemerkungen durchkreuzten sich und bestätigten insgesammt, das Zimmer mit dem rothen Damaste habe ein unheilschwangeres Aussehen.

„Nicht wahr?“ sprach Monte Christo. „Schauen Sie nur, wie dieses Bett sonderbar gestellt ist, welch eine düstere, blutige Tapete! Und diese zwei Porträts in Pastell gemalt mit ihren durch die Feuchtigkeit verblichenen Farben, scheinen ihre blassen Lippen und ihre irren Augen nicht zu sagen: „„Ich habe gesehen?““

Villefort wurde leichenbleich und Madame Danglars fiel auf einen in der Nähe des Kamins stehenden Stuhl.

„Oh! haben Sie wirklich den Muth, sich auf diesen Stuhl zu setzen, worauf das Verbrechen vielleicht begangen worden ist?“ fragte Frau von Villefort lächelnd.

Madame Danglars stand rasch auf.

„Und das ist noch nicht Alles,“ sagte Monte Christo.

„Was gibt es denn noch?“ fragte Debray, dem die Aufregung von Madame Danglars nicht entging.

„Ah! ja, was gibt es denn noch?“ rief Danglars, „denn ich muß gestehen, bis jetzt habe ich noch nichts Großes hier gesehen; und Sie, Herr Cavalcanti?“

„Ah!“ entgegnete dieser, „wir haben in Pisa den Thurm von Ugolino, in Ferrara das Gefängniß des Tasso und in Rimini die Kammer von Francesca und von Paolo.“

„Ja, aber Sie haben nicht diese kleine Treppe,“ sprach Monte Christo, eine in der Tapete verborgene Thüre öffnend; „schauen Sie und sagen Sie mir, was Sie davon denken.“

„Welch unheilvolle Stufen!“ rief lachend Chateau-Renaud.

„Ich weiß in der That nicht, ob es der Wein von Chio ist, was zur Schwermuth führt, aber ich sehe dieses Haus allerdings ganz schwarz," sagte Debray.

Morrel war, seit von der Mitgift von Valentine die Rede gewesen, traurig geblieben und hatte kein Wort mehr gesprochen.

„Denken Sie sich einen Othello oder irgend einen Abbé von Ganges," sprach Monte Christo, „der Schritt für Schritt in einer finstern, stürmischen Nacht mit einer unseligen Bürde, die er, wenn nicht dem Auge Gottes, doch dem Blicke der Menschen zu entziehen Eile hätte, diese Treppe hinabginge."

Madame Danglars wurde halb ohnmächtig an dem Arme von Villefort, der sich selbst an eine Wand anlehnen mußte.

„Ah! mein Gott, Madame, was haben Sie denn?" rief Debray, „wie bleich werden Sie!"

„Was sie hat? das ist ganz einfach," versetzte Frau von Villefort; „Herr von Monte Christo erzählt uns schreckliche Geschichten, damit wir ohne Zweifel vor Furcht sterben sollen."

„Ja wohl," sagte Villefort. „In der That, Graf, Sie erschrecken diese Damen."

„Was haben Sie denn?" fragte Debray wiederholt Madame Danglars.

„Nichts, nichts," erwiederte diese, nicht ohne eine gewisse Anstrengung, „ich bedarf nur der Luft?"

„Wollen Sie in den Garten hinabgehen?" fragte Debray, Madame Danglars seinen Arm bietend und auf die Geheimtreppe zuschreitend.

„Nein, nein," antwortete sie, „ich will lieber hier bleiben."

„Ist dieser Schrecken in der That Ernst, Madame?" sagte Monte Christo.

„Nein, mein Herr," sprach Madame Danglars; „doch Sie haben eine Art, die Dinge vorauszusetzen,

welche der Illusion das Aussehen der Wirklichkeit verleiht.“

„Oh! mein Gott, ja,“ sprach Monte Christo lächelnd, „und alles Dies ist eine Sache der Einbildungskraft; denn warum sollte man sich nicht eben so gut dieses Zimmer als ein ehrliches, gutes Zimmer einer Hausfrau vorstellen? dieses Bett mit seinen purpurrothen Vorhängen als ein von der Göttin Lucina besuchtes Lager, und diese geheimnißvolle Treppe als den Gang, durch welchen sachte, und um den erquickenden Schlaf der Wöchnerin nicht zu stören, der Arzt geht, oder die Amme, oder der Vater, das schlummernde Kind auf dem Arme . . .“

Diesmal stieß Madame Danglars, statt sich bei dem sanften Gemälde zu beruhigen, einen Seufzer aus und fiel in Ohnmacht.

„Madame Danglars befindet sich unwohl,“ stammelte Villefort; „man sollte sie vielleicht in ihren Wagen bringen.“

„Oh mein Gott!“ rief Monte Christo, „ich habe meinen Flacon vergessen.“

„Hier ist der meinige,“ sagte Frau von Villefort und reichte Monte Christo einen Flacon voll eines rothen Saftes, demjenigen ähnlich, dessen wohlthätige Wirkung der Graf an Eduard versucht hatte.

„Ah!“ sagte Monte Christo, während er das Fläschchen aus den Händen von Frau von Villefort nahm.

„Ja,“ flüsterte ihm diese zu, „ich habe es nach Ihren Angaben versucht.“

„Und es ist Ihnen gelungen?“

„Ich glaube.“

Man hatte Madame Danglars in das Nebenzimmer gebracht. Monte Christo ließ einen Tropfen von dem rothen Safte auf ihre Lippen fallen, und sie kam zu sich.

„Oh! welch ein gräßlicher Traum!“ rief sie,

Villefort drückte ihr heftig die Hand, um ihr zu verstehen zu geben, sie hätte nicht geträumt.

Man suchte Herrn Danglars; doch wenig geneigt zu poetischen Eindrücken, war dieser in den Garten hinabgegangen und plauderte hier mit Herrn Cavalcanti dem Vater über ein Eisenbahnproject von Livorno nach Florenz.

Monte Christo schien in Verzweiflung: er nahm Madame Danglars beim Arm und führte sie in den Garten, wo man Herrn Danglars fand, welcher zwischen den Herren Cavalcanti Vater und Sohn Kaffee schlürfte.

„Habe ich Sie wirklich erschreckt?" fragte Monte Christo.

„Nein, mein Herr; aber Sie wissen, die Dinge bringen Eindrücke auf uns hervor, je nach der geistigen Stimmung, in der wir uns befinden."

Villefort zwang sich zu lachen.

„Und dann begreifen Sie," sagte er, „es genügt eine Voraussetzung, eine Chimäre . . ."

„Nun wohl," sprach Monte Christo, „Sie mögen mir glauben oder nicht, ich habe die feste Ueberzeugung, daß ein Verbrechen in diesem Hause begangen worden ist."

„Nehmen Sie sich in Acht," entgegnete Frau von Villefort, „wir haben einen Staatsanwalt hier."

„Meiner Treue," rief Monte Christo, „da sich dies gerade so trifft, so werde ich es benützen, um meine Angabe zu machen."

„Ihre Angabe?" fragte Villefort.

„Ja, und zwar in Gegenwart von Zeugen."

„Alles dies ist sehr interessant," bemerkte Debray, „und wenn wirklich ein Verbrechen obwaltet, so werden wir vortrefflich verdauen."

„Es waltet ein Verbrechen ob," sprach Monte Christo. „Kommen Sie hierher, meine Herren, kommen Sie, Herr von Villefort; damit die Angabe gültig ist, muß sie bei den zuständigen Behörden gemacht werden."

Monte Christo nahm Villefort beim Arme, und während er zugleich den von Madame Danglars unter den seinigen drückte, zog er den Staatsanwalt bis unter die Platane, wo der Schatten am stärksten war.

Die anderen Gäste folgten insgesammt.

„Sehen Sie," sagte Monte Christo, „hier, gerade auf dieser Stelle (und er stieß mit dem Fuße auf die Erde), hier ließ ich, um die bereits alten Bäume zu verjüngen, graben und Düngererde auflegen; bei dem Graben entdeckten meine Arbeiter ein Kistchen, oder vielmehr die eisernen Bande eines Kistchens, unter denen das Skelett eines neugeborenen Kindes lag. Das ist hoffentlich keine Phantasmagorie?"

Monte Christo fühlte, wie der Arm von Madame Danglars erstarrte und die Hand von Villefort zitterte.

„Ein neugeborenes Kind," wiederholte Debray; „Teufel! die Sache wird ernst, wie mir scheint."

„Ich täuschte mich also nicht," sprach Chateau-Renaud, „als ich so eben behauptete, alle Häuser hätten eine Seele und ein Gesicht wie die Menschen, und sie trügen auf ihrer Physiognomie einen Wiederschein ihrer Eingeweide. Das Haus war traurig, weil es Gewissensbisse hatte, es hatte Gewissensbisse, weil es ein Verbrechen verbarg."

„Oh! wer kann sagen, daß es ein Verbrechen ist?" versetzte Villefort mit einer letzten Anstrengung.

„Wie! ein in einem Garten lebendig begrabenes Kind ist kein Verbrechen?" rief Monte Christo. „Wie nennen Sie denn diese Handlung, mein Herr Staatsanwalt?"

„Aber wer sagt denn, es sei lebendig begraben worden?"

„Warum es hier begraben, wenn es todt war? dieser Garten ist nie ein Friedhof gewesen."

„Was widerfährt den Kindermördern in diesem Lande?" fragte naiv der Major Cavalcanti.

„Oh, mein Gott! man schneidet ihnen ganz einfach den Hals ab," antwortete Danglars.

„Ah! man schneidet ihnen den Hals ab," rief Cavalcanti.

„Ich glaube . . . nicht wahr, Herr von Villefort?" fragte Monte Christo.

„Ja, mein Herr Graf," antwortete dieser mit einem Ausdrucke, der nichts Menschliches mehr hatte.

Monte Christo sah, daß dies Alles war, was die zwei Personen ertragen konnten, für welche er diese Scene vorbereitet hatte, und sagte, da er die Sache nicht weiter treiben wollte:

„Doch, meine Herren, mir scheint, wir vergessen den Kaffee."

Und er führte seine Gäste zu dem mitten auf dem Rasen stehenden Tische.

„In der That, mein Herr Graf," sprach Madame Danglars, „ich schäme mich, meine Schwäche zu gestehen, aber alle diese furchtbaren Geschichten haben mich gewaltig angegriffen; ich bitte, erlauben Sie, daß ich mich setze."

Und sie fiel auf einen Stuhl.

Monte Christo verbeugte sich vor ihr, trat zu Frau von Villefort und sagte zu dieser:

„Ich glaube, Madame Danglars bedarf abermals Ihres Flacon."

Doch ehe sich Frau von Villefort ihrer Freundin genähert, hatte der Staatsanwalt bereits Madame Danglars zugeflüstert:

„Ich muß Sie sprechen."

„Wann dies?"

„Morgen."

„Wo?"

„In meinem Bureau, — im Parquet, wenn Sie wollen, das ist noch der sicherste Ort."

„Ich werde kommen."

In diesem Augenblick kam Frau von Villefort.

„Ich danke, liebe Freundin," sprach Madame Danglars, welche zu lächeln suchte, „es ist nichts, und ich fühle mich bereits besser."

Achtes Kapitel.

Der Bettler.

Der Abend rückte vor; Frau von Villefort äußerte den Wunsch, nach Paris zurückzukehren, was Madame Danglars trotz ihres augenscheinlichen Unbehagens nicht zu thun wagte.

Auf das Verlangen seiner Frau gab Herr von Villefort zuerst das Zeichen zum Aufbruch. Er bot Madame Danglars einen Platz in seinem Wagen, damit sie unter der Sorge seiner Frau wäre. In ein höchst interessantes gewerbliches Gespräch vertieft, schenkte Herr Danglars Allem, was um ihn her vorging, nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Während Monte Christo von Frau von Villefort ihren Flacon verlangte, bemerkte er, daß sich Herr von Villefort Madame Danglars näherte, und geleitet durch die Lage der Dinge, errieth er, was der Staatsanwalt ihr sagte, obgleich er so leise sprach, daß es kaum Madame Danglars hörte.

Ohne sich irgend einer Anordnung zu widersetzen, ließ er Morrel, Chateau-Renaud und Debray zu Pferde abgehen und die zwei Damen in den Wagen von Herrn von Villefort steigen; immer mehr entzückt von Herrn Cavalcanti dem Vater, lud Herr von Danglars diesen ein, mit ihm in seinem Coupé zu fahren.

Was Andrea Cavalcanti betrifft, so kehrte dieser zu seinem vor der Thüre seiner harrenden Tilbury zurück, dessen Eisenschimmel ein, die Reize der englischen Fashion übertreibender, Groom sich auf den Spitzen seiner Stiefeln erhebend hielt.

Andrea hatte während des Mittagsmahles nicht viel gesprochen, weil er ein sehr gescheiter Junge war und ganz natürlich befürchtete, er könnte eine Albernheit mitten unter diesen reichen und mächtigen Gästen sagen, unter denen sein weit geöffnetes Auge vielleicht nicht ohne Bangen einen Staatsanwalt erblickte.

Dann war er von Herrn Danglars in Beschlag genommen worden; einen raschen Blick auf den alten Major mit dem steifen Kragen und seinen noch etwas schüchternen Sohn werfend und alle diese Symptome mit der Gastfreundschaft von Monte Christo zusammenstellend, dachte Danglars, er hätte es mit irgend einem Nabob zu thun, der nach Paris gekommen wäre, um seinen einzigen Sohn im Weltleben zu vervollkommnen.

Er hatte mit unendlichem Wohlgefallen den ungeheuren Diamant betrachtet, der an dem kleinen Finger des Majors glänzte, denn der Major hatte als ein kluger und erfahrener Mann aus Furcht, es könnte seinen Bankbillets ein Unglück wiederfahren, diese sogleich in einen Gegenstand von Werth verwandelt. Nach dem Mittagsbrode befragte er, immer unter dem Vorwande von Industrie und Reisen, den Vater und den Sohn über ihre Lebensweise, und da der Vater und der Sohn davon benachrichtigt waren, daß ihnen ihr Credit, dem einen von achtundvierzig tausend Franken ein für allemal, dem andern von fünfzig tausend Franken jährlich, bei Danglars eröffnet werden sollte, so waren sie außerordentlich freundlich und zuvorkommend gegen den Banquier, dessen Bedienten sie, wenn sie nicht an sich gehalten hätten, die Hand gedrückt haben würden, so sehr bedurfte ihre Dankbarkeit des Ergusses.

Ein Umstand besonders vermehrte die Achtung, wir

möchten sogar sagen die Verehrung von Danglars für Cavalcanti. Getreu dem Grundsatze von Horaz, **nil admirari**, hatte sich dieser, wie man gesehen, begnügt, einen Beweis seines Wissens nur dadurch zu geben, daß er den See nannte, in welchem man die Lampreten fängt. Dann hatte er seinen Theil von diesem Fische gegessen, ohne ein Wort zu sagen. Daraus schloß Danglars, dergleichen Kostbarkeiten wären etwas ganz Gewöhnliches für den erhabenen Abkömmling der Cavalcanti, der sich ohne Zweifel in Lucca von Forellen, die er von der Schweiz, und von Langusten nährte, die man ihm von der Bretagne mittelst eines Verfahrens schickte, dem ähnlich, dessen sich der Graf bedient hatte, um Lampreten aus dem Fusaro-See und Sterlets aus der Wolga kommen zu lassen.

Er nahm es auch mit sichtbarem Wohlgefallen auf, als Cavalcanti zu ihm die Worte sprach:

„Morgen, mein Herr, werde ich Ihnen in Geschäften einen Besuch machen.“

„Und ich,“ erwiederte Danglars, „ich werde glücklich sein, Sie zu empfangen.“

Wonach er Cavalcanti vorschlug, ihn, wenn es ihm nicht zu mißlich wäre, sich von seinem Sohne zu trennen, nach dem Hotel des Princes zurückzuführen.

Cavalcanti antwortete ihm, sein Sohn sei seit langer Zeit gewohnt, ein Junggesellenleben zu führen, er habe folglich seine eigenen Pferde und Equipagen, und da sie nicht mit einander gekommen, so könnten sie auch wohl ohne Schwierigkeit ohne einander zurückkehren.

Der Major stieg also in den Wagen von Danglars, und der Banquier setzte sich an seine Seite, immer mehr entzückt über das geordnete, ökonomische Wesen eines Mannes, der jedoch seinem Sohne fünfzig tausend Franken jährlich gab, was ein Vermögen von fünf bis sechsmal hundert tausend Franken Rente jährlich voraussetzen ließ.

Andrea fing, um sich ein vornehmes Ansehen zu geben, damit an, daß er seinem Groom einen Verweis ertheilte, weil er ihn, statt an der Freitreppe vorzufahren, an der Ausfahrt erwartet und ihm dadurch die Mühe gemacht hatte, dreißig Schritte zu gehen, um sein Tilbury zu suchen.

Der Groom nahm den Verweis in Demuth hin, faßte, um das ungeduldige, mit dem Fuße stampfende Pferd zu halten, das Gebiß mit der linken Hand und reichte mit der rechten die Zügel Andrea, der sie ergriff und leicht seinen gefirnißten Stiefel auf den Fußtritt setzte.

In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf seine Schulter; der junge Mann wandte sich um; er dachte, Danglars oder Monte Christo hätten ihm etwas zu sagen vergessen und wollten dies im Augenblick seines Aufbruches thun.

Doch statt des Einen oder des Anderen erblickte er nur ein seltsames, von der Sonne verbranntes, in einen dicken Bart eingerahmtes Gesicht, wie Karfunkel glänzende Augen und ein spöttisches Lächeln, das einen Mund öffnete, in welchem zweiunddreißig schneeweiße Zähne, ohne daß einer davon fehlte, spitzig und hungerig, wie die eines Wolfes oder eines Schakals, aufgereiht waren.

Ein Sacktuch mit rothen Vierecken umgab diesen Kopf mit den gräulichen, starren Haaren, ein im höchsten Maße fettiger und zerlumpter Oberrock bedeckte diesen großen, mageren, knochigen Körper, dessen Gebeine wie die eines Skelettes beim Gehen an einander klappern zu müssen schienen; die Hand endlich, welche sich auf die Schulter von Andrea stützte und zuerst von dem jungen Manne wahrgenommen wurde, kam diesem als von riesiger Dimension vor.

Erkannte der junge Mann dieses Gesicht bei dem Scheine der Laterne seines Tilbury, oder war er nur betroffen von dem furchtbaren Anblick des Menschen, der

sich ihm näherte? wir wissen dies nicht anzugeben; doch es ist gewiß, daß er bebte und rasch zurückwich.

„Was wollen Sie von mir?“ sagte er.

„Um Verzeihung, mein Bürger,“ antwortete dieser Mensch, indem er seine Hand an das rothe Taschentuch legte, „ich störe Sie vielleicht, habe aber mit Ihnen zu sprechen.“

„Man bettelt nicht am Abend,“ sagte der Groom mit einer Bewegung, als wollte er seinen Herrn von diesem Ueberlästigen befreien.

„Ich bettle nicht, mein hübscher Junge,“ sprach der Unbekannte zu dem Diener mit einem so ironischen Lächeln und einem so furchtbaren Blicke, daß dieser zurückwich; „ich will nur ein paar Worte mit Ihrem Herrn reden, der mir vor etwa vierzehn Tagen einen Auftrag gegeben hat.“

„Sprechen Sie,“ versetzte Andrea kräftig genug, daß der Diener seine Unruhe nicht wahrnahm, „was wollen Sie? Sagen Sie es geschwinde, mein Freund.“

„Ich wünschte... ich wünschte...“ erwiederte ganz leise der Mann mit dem rothen Sacktuch, „ich wünschte, Sie würden mir die Mühe ersparen, zu Fuße nach Paris zurückzukehren. Ich bin sehr ermüdet, habe nicht so gut zu Mittag gespeist, wie Du, und kann mich kaum auf den Beinen halten.“

Der junge Mann bebte bei dieser seltsamen Vertraulichkeit und entgegnete:

„Sprechen Sie doch endlich, was wollen Sie?“

„Nun wohl, Du sollst mich in Deinen schönen Wagen steigen lassen und zurückführen.“

Andrea erbleichte, antwortete jedoch nicht.

„O mein Gott! ja,“ sprach der Mann mit dem rothen Sacktuche, die Hände in seine Taschen steckend und Andrea mit herausfordernden Augen anschauend, „es ist so ein Gedanke von mir, verstehst Du, mein kleiner Benedetto?“

Bei diesem Namen überlegte der junge Mann ohne

Zweifel, denn er näherte sich seinem Groom und sagte zu ihm:

„Dieser Mensch hat wirklich einen Auftrag von mir erhalten, über welchen er mir Bericht erstatten soll. Gehe zu Fuß bis an die Barrière und nimm dort ein Cabriolet, damit Du nicht zu spät kommst.“

Der Diener entfernte sich sehr erstaunt.

„Lassen Sie mich wenigstens in den Schatten treten,“ sagte Andrea.

„Oh! was das betrifft,“ erwiederte der Mann mit dem rothen Sacktuch, „ich will Dich selbst an einen schönen Platz führen, warte nur.“

Und er nahm das Pferd beim Gebiß und führte das Tilbury an eine Stelle, wo es wirklich keinem Menschen in der Welt möglich war, die Ehre zu sehen, welche ihm Andrea erwies.

„Oh! es ist bei mir nicht der Stolz, in einen schönen Wagen steigen zu dürfen,“ sprach der Unbekannte; „nein, es geschieht nur, weil ich müde bin und ein wenig in Geschäften mit Dir zu sprechen habe.“

„Steigen Sie ein,“ sprach der junge Mann.

Zum Unglück war es nicht Tag, denn es müßte ein seltsames Schauspiel gewesen sein, diesen Bettler breit und viereckig auf gestickten Kissen neben dem jungen, zierlichen Führer des Tilbury sitzen zu sehen.

Andrea ließ sein Pferd bis an das letzte Haus des Dorfes laufen, ohne nur ein Wort zu seinem Gefährten zu sagen, welcher seinerseits lächelte und schwieg, als wäre er entzückt mit einer so schönen Locomotive fahren zu dürfen.

Sobald Andrea außerhalb Auteuil war, schaute er umher, ohne Zweifel um sich zu versichern, ob sie Niemand sehen oder hören könnte, hielt dann sein Pferd an, kreuzte die Arme vor dem Mann mit dem rothen Sacktuch und sprach zu ihm:

„Nun denn! warum kommen Sie und stören mich in meiner Ruhe?“

„Sprich Du, mein Junge, warum mißtraust Du mir?“

„Und worin habe ich Ihnen mißtraut?“

„Worin? Du fragst mich; wir trennen uns auf der Brücke des Var, Du sagst mir, Du seist im Begriff nach Piemont und Toscana zu reisen, gehst aber nach Paris.“

„In welcher Beziehung ist Ihnen das unangenehm?“

„In keiner; im Gegentheil, ich hoffe, es wird mir dies ersprießlich sein.“

„Ah! ah! das heißt, Sie speculiren auf mich.“

„Laß doch die großen Worte zu Hause.“

„Sie hätten Unrecht, Meister Caderousse, das sage ich Ihnen zum Voraus.“

„Ei, mein Gott! ärgere Dich nicht, Kleiner; Du mußt doch wissen, was das Unglück bedeutet; das Unglück, sage ich Dir, macht eifersüchtig. Ich glaube, Du liefest in Piemont und Toscana umher, genöthigt den Facchino oder Cicerone zu spielen; ich beklage Dich vom Grunde meines Herzens, wie ich mein Kind beklagen würde. Du weißt, daß ich Dich stes mein Kind genannt habe.“

„Hernach? hernach?“

„Geduld, Salpeter!“

„Ich habe Geduld, sprich, vollende.“

„Und ich sehe Dich plötzlich durch die Barrière des bons hommes, mit einem Groom, mit einem Tilbury und mit funkelneuen Kleidern fahren. Ah! Du hast also eine Goldmine entdeckt oder eine Stelle als Wechselagent gekauft?“

„Sie sind somit, wie Sie gestehen, eifersüchtig?“

„Nein, ich bin zufrieden, so zufrieden, daß ich Dir meine Komplimente machen wollte, Kleiner; da ich jedoch nicht regelmäßig gekleidet war, nahm ich meine Vorsichtsmaßregeln, um Dich nicht zu compromittiren.“

„Schöne Vorsichtsmaßregeln, Sie reden mich in Gegenwart meines Bedienten an.“

„Ei, was willst Du denn, mein Kind? ich rede Dich an, wo ich Deiner habhaft werden kann. Du hast ein sehr lebhaftes Pferd, ein sehr leichtes Tilbury; Du bist von Natur schlüpferig wie ein Aal; verfehlte ich Dich diesen Abend, so lief ich Gefahr, Dich nie mehr zu erwischen."

„Sie sehen wohl, daß ich mich nicht verberge."

„Du bist sehr glücklich, und ich wünschte ebenso viel sagen zu können; ich, was mich betrifft, verberge mich; abgesehen davon, daß ich befürchtete, Du würdest mich nicht erkennen; doch Du hast mich erkannt," fügte Caderousse mit seinem schlimmen Lächeln bei, „Du bist sehr artig, mein Junge."

„Was brauchen Sie?" versetzte Andrea.

„Du dutzest mich nicht mehr, und das ist schlimm von einem alten Kameraden, Benedetto; nimm Dich in Acht, Du wirst mich anspruchsvoll machen."

Bei dieser Drohung sank der Zorn des jungen Mannes: der Wind des Zwanges wehte darüber hin.

Er ließ sein Pferd wieder im Trab gehen und sprach:

„Es ist von Dir selbst schlimm, Caderousse, daß Du Dich so gegen einen alten Kameraden benimmst, wie Du mich so eben nanntest; Du bist ein Marseiller, ich bin..."

„Du weißt also nun, was Du bist?"

„Nein, ich wurde in Corsica aufgezogen; Du bist alt und halsstarrig, ich bin jung und starrköpfig. Unter Leuten, wie wir sind, ist eine Drohung etwas Böses, und Alles muß sich auf eine gütliche Weise abmachen. Ist es mein Fehler, wenn das Glück, das gegen Dich schlimm zu sein fortfährt, mich im Gegentheil begünstigt?"

„Das Glück begünstigt Dich also? Es ist kein entlehnter Groom, es ist kein entlehntes Tilbury, es sind keine entlehnte Kleider, was wir da haben? Gut, desto besser!" sprach Caderousse, in dessen Augen Begierde und Lüsternheit glänzten.

„O! Du siehst es wohl und weißt es wohl, da Du mich ansprichst," sagte Andrea, sich immer mehr

belebend. „Hätte ich ein Sacktuch, wie Du, um meinen Kopf, trüge ich einen fettigen Oberrock auf den Schultern und durchlöcherte Schuhe an den Füßen, so würdest Du mich nicht anerkennen.“

„Du täuschest Dich, Du hast Unrecht; nun, da ich Dich wiedergefunden, hindert mich nichts, gekleidet zu sein, wie ein Anderer, denn ich weiß, daß Du ein gutes Herz hast: besitzest Du zwei Röcke, so wirst Du mir wohl einen davon geben; ich gab Dir auch eine Portion Suppe und Bohnen, als es Dich zu sehr hungerte.“

„Das ist wahr,“ sprach Andrea.

„Welch einen Appetit hattest Du! hast Du immer noch einen so guten Appetit?“

„Ja wohl,“ sprach Andrea lachend.

„Du mußt vortrefflich bei dem Fürsten gespeist haben, von dem Du kommst.“

„Er ist kein Fürst, sondern ganz einfach ein Graf.“

„Ein Graf, und zwar ein reicher, nicht wahr?“

„Ja, doch traue ihm nicht, es ist ein Herr, der nicht ganz bequem aussieht.“

„Oh! mein Gott, sei doch unbesorgt! Man hat keine Absichten auf Deinen Grafen und überläßt Dir denselben ganz allein. Doch,“ fügte Caderousse mit dem schlimmen Lächeln bei, das schon einmal seine Lippen gestreift hatte, „doch Du begreifst, Du mußt etwas dafür geben?“

„Sprich, wie viel brauchst Du?“

„Ich glaube, mit hundert Franken monatlich ...“

„Nun!“

„Könnte ich leben. . .“

„Mit hundert Franken?“

„Allerdings schlecht, wie Du ebenfalls begreifst! doch mit . . .“

„Mit? . . .“

„Mit hundert und fünfzig Franken wäre ich sehr glücklich.“

„Hier sind zweihundert,“ sprach Andrea. Und er legte in die Hand von Caderousse zehn Louisd'or.

„Gut,“ sagte Caderousse.

„Finde Dich immer am ersten des Monats beim Concierge ein, und Du wirst eben so viel finden.“

„Du demüthigst mich abermals!“

„Wodurch?“

„Du bringst mich mit Bedientenvolk in Berührung; nein, siehst Du, ich will nur mit Dir zu thun haben.“

„Es sei, frage nach mir, und am ersten jeden Monats erhältst Du Deine Rente, wenigstens so lange als ich die meinige erhalte.“

„Schön, schön! ich sehe, daß ich mich nicht täuschte. Du bist ein braver Junge, und es ist ein Segen, wenn das Glück bei Leuten Deiner Art einkehrt. Erzähle mir ein wenig, wie Dein Glück gekommen ist.“

„Wozu brauchst Du dies zu wissen?“ entgegnete Cavalcanti.

„Abermals Mißtrauen!“

„Nein, gewiß nicht. Ich habe meinen Vater wiedergefunden.“

„Deinen wahren Vater?“

„Verdammt! so lange er bezahlt . . .“

„Wirst Du es glauben und ihn ehren, das ist ganz richtig. Wie nennt sich Dein Vater?“

„Major Cavalcanti.“

„Und er ist mit Dir zufrieden?“

„Bis jetzt scheine ich ihm zu genügen.“

„Und wer half Dir dazu, daß Du Deinen Vater wiederfandst?“

„Der Graf von Monte Christo.“

„Derjenige, von welchem Du herkamst?“

„Ja.“

„Ei, so versuche es doch, mich bei ihm als nächsten Verwandten anzubringen da er solche Geschäfte treibt.“

„Wohl; ich werde mit ihm über Dich sprechen; doch was willst Du mittlerweile thun?“

„Ich?“

„Ja, Du.“

„Du bist sehr gut, daß Du Dich hiemit beschäftigst,“ sprach Caderousse.

„Da Du so viel Antheil an mir nimmst,“ versetzte Andrea, „so kommt es mir ebenfalls zu, mir einige Auskunft über Dich zu erbitten.“

„Das ist richtig ... Ich will ein Zimmer in einem ehrlichen Hause miethen, mich mit einem anständigen Kleide bedecken, mich alle Tage rasiren lassen und das Kaffeehaus besuchen, um die Zeitungen zu lesen. Am Abend gehe ich mit irgend einem Anführer der Claque in das Schauspiel; ich sehe dann aus wie ein Bäcker, der sich vom Geschäft zurückgezogen hat, und das ist mein Traum.“

„Sehr gut! willst Du diesen Plan ausführen und vernünftig sein, so wird Alles gut gehen.“

„Sehen Sie, Herr Bossuet! . . . Und Du, was willst Du werden? . . . Pair von Frankreich?“

„Ei, ei! wer weiß?“

„Der Major von Cavalcanti ist es vielleicht, — doch leider hat man die Erblichkeit aufgehoben.“

„Keine Politik, Caderousse! . . . Und nun, da Du hast, was Du willst, und da wir an Ort und Stelle sind, springe aus meinem Wagen und verschwinde.“

„Nein, theurer Freund!“

„Wie, nein?“

„Bedenke doch, Kleiner, ein rothes Sacktuch auf dem Kopf, beinahe keine Schuhe, durchaus keine Papiere und zehn Napoleon in Gold in meiner Tasche, das nicht zu rechnen, was bereits darin war, was gerade 200 Franken macht; man würde mich unfehlbar an der Barrière anhalten; zu meiner Rechtfertigung wäre ich dann genöthigt, zu sagen, Du habest mir diese zehn Napoleon gegeben: dann erfolgt eine Nachforschung, eine Untersuchung; man erfährt, daß ich

Toulon verlassen hatte, ohne Abschied zu nehmen, und man führt mich von Brigade zu Brigade bis an die Küste des mittelländischen Meeres zurück. Ich werde wieder ganz einfach der Nro. 106, und fahre wohl, mein Traum, einem ehemaligen Bäcker zu gleichen! Nein, mein Sohn, ich ziehe es vor, ganz ehrlich in der Hauptstadt zu bleiben."

Andrea runzelte die Stirne; der vermeintliche Sohn des Herrn Major von Cavalcanti war, wie er sich dessen selbst gerühmt hatte, ein ziemlich schlimmer Kopf. Er hielt einen Augenblick an, warf einen raschen Blick umher, und als sein Blick den forschenden Kreis gänzlich beschrieben hatte, tauchte sich seine Hand ganz unschuldig in seinen Hosensack, wo er den Bügel einer Taschenpistole zu streicheln anfing.

Caderousse aber, der seinen Gefährten nicht aus dem Auge verlor, griff mit seinen Händen hinter seinen Rücken und öffnete ganz sachte ein langes spanisches Messer, das er für jeden Fall bei sich trug.

Die zwei Freunde waren, wie man sieht, würdig, sich zu begreifen, und begriffen sich; die Hand von Andrea kam harmlos wieder aus der Tasche hervor und stieg bis zu seinem rothen Schnurrbarte hinauf, den er eine Zeit lang zwischen den Fingern drehte.

„Gut, Caderousse," sagte er, „Du willst also glücklich werden."

„Ich werde mein Möglichstes thun," erwiederte der Wirth vom Pont du Gard, während er sein Messer wieder in die Scheide steckte.

„Vorwärts, fahren wir in die Stadt hinein. Doch wie willst Du es machen, um durch die Barrière zu kommen, ohne Verdacht zu erwecken? Mir scheint, mit Deiner Tracht wagst Du noch mehr im Wagen, als zu Fuß."

„Warte, Du wirst es sehen," erwiederte Caderousse,

Und er nahm den Mantel mit großem Kragen, den der aus dem Tilbury verbannte Groom an seinem

Platze zurückgelassen hatte, und legte ihn auf seine Schultern; dann griff er nach dem Hute von Cavalcanti und setzte ihn sich auf, wonach er die Stellung eines verdrießlichen Bedienten von gutem Hause, dessen Herr selbst fährt, nachahmte.

„Und ich," sprach Andrea, „soll ich etwa baarhaupt bleiben?"

„Bah! es weht ein so starker Wind, daß er Dir wohl Deinen Hut fortgenommen haben kann."

„Vorwärts also, daß wir zu Ende kommen."

„Wer hält Dich auf?" erwiederte Caderousse, „ich hoffentlich nicht?"

„Stille!" flüsterte Cavalcanti.

Man langte ohne Unfall durch die Barrière.

Bei der ersten Querstraße hielt Andrea sein Pferd an, Caderousse sprang zu Boden.

„Nun!" sagte Andrea, „und der Mantel meines Bedienten, und mein Hut?"

„Oh!" erwiederte Caderousse, Du wirst nicht wollen, daß ich den Schnupfen bekomme."

„Aber ich?"

„Du bist jung, während ich mich nachgerade alt mache; auf Wiedersehen, Benedetto."

Und er verschwand in einem Gäßchen.

„Ach! kann man denn in dieser Welt nicht ganz glücklich sein!" sprach Andrea, einen Seufzer ausstoßend.

Neuntes Kapitel.

Eheliche Scene.

Auf der Place Louis XVI. trennten sich die drei jungen Leute, Morrel schlug den Weg über die Boule-

vards ein, Chateau-Renaud ritt über den Pont de la Revolution, und Debray folgte dem Quai.

Morrel und Chateau-Renaud kehrten ohne Zweifel zum häuslichen Herde zurück, wie man noch auf der Tribune der Kammer in den wohlgemachten Reden und auf dem Theater der Rue Richelieu in den gut geschriebenen Stücken sagt; nicht dasselbe war bei Debray der Fall; denn an der Pforte des Louvre angelangt, hielt er sich links, ritt im scharfen Trab über das Carrousel nach der Rue Saint-Roch, mündete aus der Rue de la Michodière aus, und kam vor die Thüre von Herrn Danglars gerade in dem Augenblick, wo der Wagen von Herrn von Villefort, nachdem er diesen und seine Frau im Faubourg Saint-Honoré abgesetzt hatte, anhielt, um die Baronin nach Hause zu bringen.

Als ein im Hotel bekannter Mann ritt Debray zuerst in den Hof, warf den Zügel einem Bedienten zu und kehrte dann an den Wagenschlag zurück, empfing Madame Danglars und bot ihr den Arm, um sie in ihre Gemächer zu führen. Sobald das Thor geschlossen war und die Baronin und Debray sich im Hofe befanden, fragte der letztere:

„Was haben Sie, Herminie, und warum ist Ihnen so übel geworden bei jener von dem Grafen erzählten Geschichte oder vielmehr Fabel?"

„Weil ich heute Abend auf eine abscheuliche Weise gestimmt war," antwortete die Baronin.

„Nein, Herminie, Sie werden mich das nicht glauben machen. Sie hatten im Gegentheil eine vortreffliche Stimmung, als Sie bei dem Grafen ankamen. Herr Danglars war zwar etwas verdrießlich, doch ich weiß, was Sie sich aus seinen schlimmen Launen machen. Es hat Ihnen irgend Jemand etwas gethan. Erzählen Sie es mir; Sie wissen wohl, ich dulde es nicht, daß Ihnen eine Beleidigung zugefügt wird."

„Ich versichere Sie, Sie täuschen sich, Lucien, es ist so, wie ich Ihnen gesagt habe, abgesehen von der

schlechten Laune, die Sie bemerkt haben, denn diesen Punkt gegen Sie zu berühren, hielt ich nicht der Mühe werth."

Madame Danglars stand offenbar unter dem Einflusse von einer von jenen Nervenreizungen, von denen die Frauen sich selbst keine Rechenschaft geben können, oder hatte sie, wie es Debray errathen, irgend eine geheime Aufregung erfahren, die sie Niemand gestehen wollte. Als ein Mensch, der gewohnt ist, die Vapeurs als eines der Elemente des weiblichen Lebens zu betrachten, drang er nicht weiter in sie und beschloß einen günstigen Augenblick zu neuem Ausforschen oder ein Geständniß proprio motu abzuwarten.

An der Thüre ihres Zimmers traf die Baronin Mademoiselle Cornelie.

Mademoiselle Cornelie war die Lieblingskammerfrau der Baronin.

„Was macht meine Tochter?" fragte Madame Danglars.

„Sie hat den ganzen Abend studirt und ist dann zu Bette gegangen," antwortete Mademoiselle Cornelie.

„Es kommt mir doch vor, als hörte ich ihr Klavier?"

„Mademoiselle Louise d'Armilly musicirt, während das Fräulein im Bette liegt."

- „Gut, kleiden Sie mich aus."

Man trat in das Schlafzimmer. Debray streckte sich auf einem großen Canapé aus und Madame Danglars ging mit Mademoiselle Cornelie in ihr Ankleidecabinet.

„Mein lieber Herr Lucien," sprach Madame Danglars durch den Thürvorhang des Cabinets, „Sie beklagen sich immer über Eugenie, daß sie Ihnen nie die Ehre erweise, das Wort an Sie zu richten."

„Madame," entgegnete Lucien, mit dem kleinen Hunde der Baronin spielend, der, seine Eigenschaft als Hausfreund erkennend, ihm mit tausend Liebkosungen zu schmeicheln pflegte, „ich bin nicht der Einzige,

der solche Beschwerden bei Ihnen vorbringt, und ich glaube eines Tages gehört zu haben, wie sich Morcerf selbst bei Ihnen beklagte, daß er seiner Braut nicht ein einziges Wort zu entlocken vermöge."

„Es ist wahr, aber ich glaube, dies wird sich an einem der nächsten Morgen verändern, und Sie sehen Eugenie in Ihr Cabinet treten."

„In mein Cabinet?"

„Das heißt, in das des Ministers."

„Und warum?"

„Um sich von Ihnen eine Anstellung bei der Oper zu erbitten. In der That, ich habe nie eine so halsstarrige Leidenschaft für die Musik gesehen: es ist wahrhaft lächerlich für eine Person von Welt."

Debray erwiederte lächelnd:

„Nun, sie mag mit Ihrer und des Barons Einwilligung kommen: wir machen ihr dieses Engagement und werden bemüht sein, daß es ihren Verdiensten entspricht, obgleich wir zu arm sind, um ein so schönes Talent, wie das ihrige, zu bezahlen."

„Gehen Sie, Cornelie," sprach Madame Danglars, „ich bedarf Ihrer nicht mehr."

Cornelie verschwand, und einen Augenblick nachher kam Madame Danglars in einem reizenden Negligé aus ihrem Cabinet und setzte sich neben Lucien."

Dann fing sie an, träumerisch mit dem spanischen Schooßhündchen zu spielen.

Lucien betrachtete sie eine Minute schweigend und sprach hierauf mit weichem Tone:

„Antworten Sie offenherzig, Herminie, nicht wahr, es verletzt Sie irgend Etwas?"

„Nichts," erwiederte die Baronin.

Doch sie mußte aufstehen, und suchte freieren Athem zu gewinnen, denn es schnürte ihr die Brust zusammen; sie stellte sich vor einen Spiegel und rief:

„Ich sehe in der That heute Abend aus, daß man bange vor mir bekommen könnte."

Debray erhob sich ebenfalls lächelnd, um Madame Danglars über diesen letzten Punkt zu beruhigen, als plötzlich die Thüre sich öffnete. Herr Danglars erschien; Debray setzte sich wieder."

Bei dem Geräusche der Thüre wandte sich Madame Danglars um und schaute ihren Gatten mit einem Erstaunen an, das sie zu verbergen sich nicht einmal die Mühe gab.

„Guten Abend, Madame," sprach Danglars; „guten Abend, Herr Debray."

Die Baronin glaubte ohne Zweifel, dieser unvorhergesehene Besuch bedeute etwas wie ein Verlangen, die bitteren Worte wieder gut zu machen, die ihm am Tage entschlüpft waren.

Sie bewaffnete sich mit einer würdigen Miene, wandte sich gegen Debray um und sagte zu diesem, ohne Danglars zu antworten:

„Lesen Sie mir etwas vor, Herr Debray."

Debray, den dieser Besuch Anfangs einigermaßen beunruhigt hatte, erholte sich bald wieder, als er die Baronin so unbewegt sah, und streckte die Hand nach einem Buche aus, das in der Mitte durch ein Messer mit einer Klinge von Perlmutter bezeichnet war.

„Verzeihen Sie," sagte der Banquier, „doch Sie werden sehr müde werden, Baronin, wenn Sie so lange wachen; es ist eilf Uhr, und Herr Debray wohnt in großer Entfernung von hier."

Debray war im höchsten Maße erstaunt; nicht als ob der Ton von Danglars nicht vollkommen ruhig und höflich gewesen wäre, doch hinter dieser Ruhe und Höflichkeit ließ sich eine gewisse ungewöhnliche Absicht wahrnehmen, an diesem Abend etwas Anderes zu thun, als den Willen seiner Frau.

Die Baronin war auch verwundert und bezeigte ihr Erstaunen durch einen Blick, der ohne Zweifel ihrem Manne zu überlegen gegeben haben würde, hätte

dieser seine Augen nicht auf eine Zeitung gerichtet gehabt, in der er den Schluß der Rente suchte.

Dem zu Folge wurde dieser Blick zu reinem Verlust geschleudert und verfehlte völlig seine Wirkung.

„Herr Lucien," sprach die Baronin, „ich erkläre Ihnen, daß ich nicht die geringste Lust habe, zu schlafen, ich muß Ihnen tausend Dinge erzählen und Sie werden die Nacht damit zubringen, mich anzuhören, und sollten Sie stehend schlafen."

„Zu Ihren Befehlen, Madame," antwortete phlegmatisch Lucien.

„Mein lieber Herr Debray," sagte der Banquier, „bringen Sie sich nicht damit um, daß Sie diese Nacht die Thorheiten von Madame Danglars anhören, denn Sie können dieselben eben so gut noch morgen vernehmen; doch dieser Abend gehört mir, ich will mir denselben vorbehalten, und werde ihn, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, der Besprechung ernster Interessen mit meiner Frau widmen."

Diesmal war der Schlag so unmittelbar und fiel so senkrecht, daß er Lucien und die Baronin betäubte; Beide befragten sich mit den Augen, als wollte das eine in dem andern eine Hülfe gegen diesen Angriff suchen; aber die unwiderstehliche Gewalt des Herrn vom Hause siegte, und die Macht blieb dem Gatten.

„Glauben Sie indessen nicht, daß ich Sie fortjage, mein lieber Debray," fügte Danglars bei, „nein durchaus nicht: in Folge eines unvorhergesehenen Umstandes muß ich noch diesen Abend eine Unterredung mit der Baronin wünschen; dies widerfährt mir so selten, daß man mir deshalb nicht grollen darf."

Debray stammelte ein paar Worte, grüßte und stieß sich in allen Ecken, wie Mathan in Athalie.

„Es ist unglaublich," sagte er, als die Thüre sich wieder hinter ihm geschlossen hatte, „es ist unglaublich, wie leicht diese Ehemänner, welche wir doch so lächerlich finden, den Vortheil über uns erringen!"

Als Lucien weggegangen war, nahm Danglars seinen Platz auf dem Canapé ein, schloß das offen gebliebene Buch und fuhr fort in einer furchtbar anmaßenden Haltung mit dem Hunde zu spielen. Da jedoch der Hund nicht dieselbe Sympathie für ihn hatte, wie für Debray, und ihn beißen wollte, so faßte er denselben am Genick und schleuderte ihn an das andere Ende des Zimmers auf eine Chaise-longue.

Das Thier stieß den Raum durchschneidend einen Schrei aus; doch am Orte seiner Bestimmung angelangt, kauerte es sich hinter ein Kissen und verhielt sich, erstaunt über diese Behandlung, an die es nicht gewöhnt war, stumm und regungslos.

„Wissen Sie, mein Herr," sprach die Baronin ohne eine Miene zu verziehen, „wissen Sie, daß Sie Fortschritte machen? Gewöhnlich waren Sie nur grob, heute sind Sie roh und unverschämt."

„Dies kommt davon her, daß ich heute Abend in einer schlimmeren Laune bin, als gewöhnlich," antwortete Danglars.

Herminie schaute den Banquier mit der größten Verachtung an. Sonst brachten solche Blicke den stolzen Banquier außer sich; doch an diesem Abend schien er kaum darauf zu merken.

„Was geht mich Ihre schlimme Laune an?" entgegnete die Baronin, gereizt durch die Unempfindlichkeit ihres Gatten; „was habe ich mich um dergleichen Dinge zu bekümmern? Schließen Sie Ihre schlechten Launen bei sich ein, oder verweisen Sie dieselben in Ihre Bureaux, und da Sie Commis haben, welche Sie bezahlen, so lassen Sie an ihnen Ihre Launen aus."

„Nein," sprach Danglars, „Sie verirren sich in Ihren Rathschlägen, Madame, und ich werde sie nicht befolgen. Meine Bureaux sind mein Pactolus, wie, glaube ich, Herr Demoustier sagt, und ich will ihren Gang nicht stören und ihre Ruhe nicht unterbrechen. Meine Commis sind ehrliche Leute, die mir mein Ver-

mögen gewinnen und die ich weit unter dem Werthe bezahle, den sie verdienen wenn ich sie nach Maßgabe dessen, was sie eintragen, schätze; ich werde mich also nicht gegen sie erzürnen; diejenigen, gegen welche ich in Zorn gerathe, sind die Menschen, welche meine Mittagsmahle verzehren, meine Pferde zu Tode hetzen und meine Kasse zu Grunde richten."

„Und wer sind denn die Menschen, die Ihre Kasse zu Grunde richten? Ich bitte Sie, mein Herr, erklären Sie sich deutlicher."

„Oh! seien Sie unbesorgt, spreche ich in Räthseln, so gedenke ich Sie doch nicht lange nach dem Schlüssel suchen zu lassen," versetzte Danglars. „Die Leute, welche meine Kasse zu Grunde richten, sind diejenigen, welche in Zeit von einer Stunde siebenmal hundert tausend Franken daraus ziehen."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," entgegnete die Baronin, welche zugleich die Aufregung ihrer Stimme und die Röthe ihres Gesichtes zu verbergen suchte.

„Sie verstehen mich im Gegentheil sehr gut," versetzte Danglars; „doch wenn Sie in Ihrem bösen Willen verharren, so werde ich Ihnen sagen, daß ich siebenmal hundert tausend Franken auf dem spanischen Anlehen verliere."

„Ah! was höre ich!" rief die Baronin hohnlächelnd; „und mich machen Sie verantwortlich für diesen Verlust?"

„Warum nicht?"

„Ist es meine Schuld, daß Sie siebenmal hundert tausend Franken verloren haben?"

„In jedem Falle ist es nicht die meinige."

„Mein Herr, ich habe Ihnen ein für allemal gesagt, Sie sollen nicht von Kassenangelegenheiten mit mir sprechen," erwiederte spitzig die Baronin; „es ist dies eine Sprache, welche ich weder bei meinen Eltern, noch bei meinem ersten Manne gelernt habe."

„Das glaube ich bei Gott wohl," sprach Dang-

lars, „weder die Einen noch der Andere besaßen einen Sou.“

„Ein Grund mehr für mich, daß ich bei Ihnen das Rothwälsch der Bank, welches mir hier vom Morgen bis zum Abend die Ohren zerreißt, nicht lernte: dieser Lärmen von Thalern, die man wieder und wieder zählt, ist mir verhaßt, und außer dem Tone Ihrer Stimme kenne ich nichts, was mir unangenehmer wäre.“

„In der That, das ist doch seltsam! und ich glaubte, Sie nähmen den lebhaftesten Antheil an meinen Operationen!“

„Ich! wer hat Sie eine solche Albernheit glauben gemacht?“

„Sie selbst.“

„Ah! das wäre!“

„Allerdings.“

„Wollen Sie mir nicht mittheilen, bei welcher Gelegenheit?“

„Oh, mein Gott! das ist ganz leicht. Im verflossenen Monat Februar sprachen Sie mir zuerst von den Haytischen Fonds; Sie hatten geträumt, ein Schiff laufe in den Hafen vom Havre ein, und dieses Schiff bringe die Nachricht, eine Zahlung, von der man glaubte, sie wäre auf die lange Bank geschoben, würde sich verwirklichen. Ich kenne die Hellseherei Ihres Schlafes, kaufte unter der Hand alle Coupons, die ich von der Schuld von Hayti finden konnte, und gewann viermal hundert tausend Franken, von denen Ihnen gewissenhaft hundert tausend zugestellt wurden. Sie machten damit, was Sie wollten, ... das geht mich nichts an.

„Im März handelte es sich um eine Eisenbahnconcession. Es zeigten sich drei Gesellschaften, welche gleiche Garantien boten. Sie sagten mir, Ihr Instinkt, und obgleich Sie behaupteten, Sie wären der Speculation fremd, so glaube ich doch im Gegentheil, daß

Ihr Instinkt in gewissen Materien sehr entwickelt ist; Sie sagten mir also, Ihr Instinkt lehre Sie, das Privilegium werde der Gesellschaft, genannt vom Süden, ertheilt werden. Ich ließ mich auf der Stelle für zwei Drittel der Aktien dieser Gesellschaft einschreiben; das Privilegium wurde ihr wirklich bewilligt, wie Sie gesagt hatten; die Aktien erhielten einen dreifachen Werth, ich gewann eine Million, wovon Ihnen zweimal hundert und fünfzig tausend Franken unter dem Titel von Nadelgeld zugestellt wurden. Wie Sie diese zweimal hundert und fünfzig tausend Franken angewendet haben, geht mich nichts an."

„Doch wo wollen Sie denn am Ende mit alle dem hinaus, mein Herr?" rief die Baronin zitternd vor Zorn und Ungeduld.

„Geduld, Madame, ich komme zum Ziele."

„Das ist ein Glück."

„Im April speisten Sie bei dem Minister zu Mittag. Man plauderte von Spanien, und Sie hörten ein geheimes Gespräch: es handelte sich um die Austreibung von Don Carlos; ich kaufte spanische Fonds. Die Austreibung fand statt, und ich gewann sechsmal hundert tausend Franken an dem Tage, wo Carl V. über die Bidassoa zurückging. Von diesen sechsmal hundert tausend Franken erhielten Sie fünfzig tausend Thaler; sie gehörten Ihnen; Sie verfügten darüber nach Ihrer Laune, ich verlange keine Rechenschaft von Ihnen, darum ist es aber nicht minder wahr, daß Sie in diesem Jahre fünfmal hundert tausend Livres erhalten haben."

„Nun, und hernach, mein Herr?"

„Ah ja, hernach! wohl, gerade nach diesem beschmutzt sich die Sache."

„In der That, Sie haben Redensarten..."

„Sie drücken meine Gedanken aus, und mehr brauche ich nicht... Hernach, dieses Hernach ist vor drei Tagen. Vor drei Tagen sprachen Sie über Politik mit Herrn Debray, und Sie glaubten aus seinen Worten zu er-

sehen, Don Carlos sei nach Spanien zurückgekehrt; da verkaufe ich meine Rente, die Nachricht verbreitet sich, ein panischer Schrecken ergreift die Leute, ich verkaufe nicht mehr, ich schenke, am andern Tage findet es sich, daß die Nachricht falsch ist, und daß ich siebenmal hundert tausend Franken durch diese falsche Nachricht verloren habe."

„Nun?"

„Nun! da ich Ihnen ein Viertel gebe, wenn ich gewinne, so sind Sie mir ein Viertel schuldig, wenn ich verliere; das Viertel von siebenmal hundert tausend Franken macht hundert und fünfundsiebenzig tausend Franken."

„Was Sie mir da sagen, ist ganz ungereimt, und ich sehe gar nicht ein, warum Sie den Namen Debray mit dieser ganzen Geschichte vermengen."

„Weil Sie, wenn Sie zufällig die hundert und fünfundsiebenzig tausend Franken, die ich von Ihnen verlange, nicht haben, dieselben von Ihren Freunden entlehnen werden, zu denen auch Herr Debray gehört."

„Pfui!" rief die Baronin.

„Oh! keine Geberden, kein Geschrei, kein modernes Drama, Madame, sonst nöthigen Sie mich, Ihnen zu bemerken, daß ich von hier aus sehe, wie Herr Debray bei hundert und fünfzigtausend Franken, die Sie ihm in diesem Jahre bezahlt haben, hohnlächelt und sich sagt, er habe endlich das gefunden, was die geschicktesten Spieler nie zu entdecken vermochten, nämlich eine Roulette, wo man gewinnt, ohne zu setzen, und wo man nicht verliert, wenn man verliert."

Die Baronin wurde wüthend.

„Elender!" rief sie, „wollen Sie sich erdreisten, mir zu sagen, Sie hätten das nicht gewußt, was Sie mir heute zum Vorwurfe zu machen wagen?"

„Ich sage Ihnen nicht, daß ich es wußte, ich sage Ihnen nicht, daß ich es nicht wußte, ich sage Ihnen nur: Beobachten Sie mein Benehmen seit den vier Jahren, seitdem Sie nicht mehr meine Frau sind und ich nicht

mehr Ihr Mann bin, und Sie werden sehen, ob es immer in sich selbst folgerecht gewesen ist. Kurze Zeit vor unserem Bruche wünschten Sie Musik mit dem berühmten Bariton zu studiren, der mit so großem Erfolge in der italienischen Oper auftrat; ich wollte den Tanz mit jener Tänzerin studiren, die sich in London einen so großen Ruf erworben hat. Das kostete mich, sowohl für Sie als für mich, ungefähr hundert tausend Franken. Hundert tausend Franken, damit der Mann und die Frau den Tanz und die Musik aus dem Grunde kennen, ist nicht zu viel. Bald waren Sie des Gesanges überdrüssig, und es kam Ihnen der Gedanke, Diplomatie bei einem Secretär des Ministers zu studiren. Ich lasse Sie studiren. Sie begreifen, was ist mir daran gelegen, da Sie die Lectionen, welche Sie nehmen, aus Ihrer Cassette bezahlen? Doch heute bemerke ich, daß Sie auf die meinige ziehen und daß mich Ihr Unterricht siebenmal hundert tausend Franken monatlich kosten kann. Halt, Madame! das soll nicht so fortdauern. Entweder gibt der Diplomat unentgeldliche Lectionen, und ich werde ihn dulden, oder er setzt keinen Fuß mehr in mein Haus; verstehen Sie, Madame?"

„Oh! das ist zu stark, mein Herr," rief Herminie, vom Zorn beinahe erstickt, „Sie überschreiten die Grenzen der Gemeinheit."

„Ich sehe mit Vergnügen," sprach Herr Danglars, „daß Sie nicht hiebei geblieben sind, und daß Sie freiwillig den Grundsatz des Codex: die Frau muß ihrem Manne folgen, gehorcht haben."

„Keine Beleidigungen!"

„Sie haben Recht: wir wollen unsere Sache ruhig und kalt behandeln, um zu einem Ziele zu kommen. Wenn ich mich je in Ihre Angelegenheiten mischte, so geschah es nur zu Ihrem Besten, machen Sie es ebenso. Meine Kasse geht Sie nichts an, operiren Sie mit der Ihrigen, aber füllen Sie die meinige nicht und leeren Sie dieselbe eben so wenig. Wer weiß übrigens, ob nicht

diese ganze Geschichte ein politischer Messerstich ist, ob nicht der Minister, wüthend, daß er mich bei der Opposition sieht, und eifersüchtig auf die Sympathien des Volks, welche ich erweckte, sich mit Herrn Debray verständigt, um mich zu Grunde zu richten?"

„Wie wahrscheinlich das ist!"

„Allerdings; wer hat dergleichen je gesehen... eine falsche telegraphische Nachricht, das heißt das Unmögliche oder beinahe das Unmögliche, ganz verschiedene Zeichen von den zwei letzten Telegraphen gegeben! Das ist in der That ausdrücklich für mich geschehen."

„Mein Herr," sprach demüthig die Baronin, „Sie wissen, wie es scheint, nicht, daß der Angestellte bei dem Telegraphen fortgejagt wurde, daß sogar davon die Rede war, ihm den Prozeß zu machen, daß man den Befehl ertheilte, ihn zu verhaften, und daß dieser Befehl vollstreckt worden wäre, hätte er sich nicht der ersten Nachforschung durch eine Flucht entzogen, welche seine Verrücktheit oder seine Schuld darthut... Das ist ein Irrthum."

„Ja, der Dummköpfe lachen macht, der dem Minister eine schlimme Nacht bringt, der die Herren Staatssecretäre Papier verschmieren läßt, mich aber siebenmal hundert tausend Franken kostet."

„Mein Herr," sprach plötzlich Herminie, „wenn diese ganze Geschichte Ihrer Ansicht nach von Herrn Debray herrührt, warum sagen Sie es mir, statt es unmittelbar Herrn Debray zu sagen? Warum beschuldigen Sie den Mann und halten sich an die Frau?"

„Kenne ich Herrn Debray? will ich ihn kennen? will ich wissen, daß er Rathschläge gibt? will ich sie befolgen? spiele ich? Nein, Sie thun dies Alles und nicht ich!"

„Doch da Sie Nutzen daraus ziehen..."

Danglars zuckte die Achseln und erwiederte:

„In der That, tolle Geschöpfe, diese Weiber! sie halten sich für Genies, weil sie ein paar Intriguen so

durchgeführt haben, daß man es nicht an allen Straßenecken von Paris lesen konnte! Doch bedenken Sie, hätten Sie Ihre Unregelmäßigkeiten auch Ihrem Manne verborgen, was das A B C der Kunst ist, da die Ehemänner meistentheils nichts sehen wollen, so wären Sie doch nur eine blasse Copie von dem, was die Hälfte Ihrer Freundinnen die Frauen von Welt thun. Es ist aber nicht so bei mir. Ich habe seit ungefähr sechzehn Jahren gesehen und immer gesehen, Sie konnten mir vielleicht einen Gedanken verbergen, aber nie einen Schritt, eine Handlung, einen Fehler. Während Sie sich über Ihre Geschicklichkeit Beifall spendeten und fest überzeugt waren, Sie täuschten mich, was war das Resultat? Daß in Folge meiner vermeintlichen Unwissenheit, von Herrn von Villefort bis zu Herrn Debray, nicht einer von Ihren Freunden nicht vor mir zitterte. Jeder von ihnen behandelte mich als Herrn des Hauses, was meine einzige Anmaßung bei Ihnen ist; keiner derselben wagte es endlich, Ihnen von mir zu sagen, was ich Ihnen heute selbst sage. Ich erlaube Ihnen, mich verhaßt zu machen, aber ich werde Sie verhindern, mich lächerlich zu machen, und verbiete Ihnen besonders auf das Bestimmteste und vor Allem, mich zu Grunde zu richten."

Bis zu dem Augenblick, wo der Name Villefort ausgesprochen wurde, beobachtete die Baronin eine ziemlich gute Haltung; doch bei diesem Namen erbleichte sie, streckte, auffahrend wie durch eine Feder bewegt, ihre Arme aus, als wollte sie eine Erscheinung beschwören, und machte drei Schritte gegen ihren Gatten, dem sie das Ende des Geheimnisses entreißen zu wollen schien, das er jedoch nicht kannte, oder vielleicht in Folge einer gehässigen Berechnung, wie beinahe alle Berechnungen von Danglars waren, sich nicht entschlüpfen lassen wollte.

„Herr von Villefort! was soll das bedeuten? was wollen Sie damit sagen?"

„Das soll bedeuten, Madame, daß Herr von Nar=

gonne, Ihr erster Mann, der weder ein Philosoph noch ein Banquier, oder vielleicht das Eine und das Andere war und sah, daß sich aus einem Staatsanwalt kein Nutzen ziehen ließ, aus Kummer oder aus Ingrimm starb, als er Sie nach einer Abwesenheit von neun Monaten im sechsten Monat schwanger fand. Ich bin roh und unverschämt, ich weiß es nicht nur, sondern ich rühme mich dessen: es ist eines von meinen Mitteln für das Gelingen bei meinen Handelsunternehmungen. Warum hat er sich selbst tödten lassen, statt zu tödten? Weil er keine Kasse zu retten hatte; aber ich, ich bin mich meiner Kasse schuldig. Herr Debray, mein Associé, ist Schuld, daß ich siebenmal hundert tausend Franken verliere; er trage seinen Theil am Verlust, und wir setzen unsere Geschäfte fort, wenn nicht, so mache er mir Bankerott mit diesen zweimal hundert und fünfzig tausend Livres, und thue dann, was Bankerottirer thun, er verschwinde. Ei, mein Gott! ich weiß wohl, er ist ein reizender Junge, wenn seine Nachrichten pünktlich und richtig sind; doch wenn sie dies nicht sind, so gibt es fünfzig in der Welt, die mehr Werth haben als er."

Madame Danglars war niedergeschmettert; sie machte jedoch eine äußerste Anstrengung um diesen letzten Angriff zu erwiedern. Sie fiel in einen Lehnstuhl, denn sie dachte an Villefort, an die Scene bei dem Mittagsmahle, an die seltsame Reihenfolge von Unglücksfällen, welche seit ein paar Tagen hinter einander über ihr Haus eingebrochen waren und die wattirte Ruhe ihrer Ehe in ärgerliche Streitigkeiten verwandelten.

Danglars schaute sie nicht einmal an, obgleich sie alles Mögliche that, um ohnmächtig zu werden. Er öffnete die Thüre des Schlafzimmers, ohne ein Wort beizufügen, und kehrte in seine Wohnung zurück, so daß Madame Danglars, als sie von ihrer Halbohnmacht wieder zu sich kam, glauben konnte, sie hätte einen bösen Traum gehabt.

Zehntes Kapitel.

Heirathspläne.

Am andern Tage nach dieser Scene, zu der Stunde, welche Debray zu wählen pflegte, um Madame Danglars auf dem Wege nach seinem Bureau einen kleinen Besuch zu machen, erschien sein Coupé nicht im Hofe.

Zu derselben Stunde, das heißt, gegen halb zwei Uhr, verlangte Madame Danglars nach ihrem Wagen und fuhr aus.

Danglars hatte hinter dem Fenster stehend dieses Ausfahren, welches er erwartete, beobachtet. Er gab Befehl, ihn zu benachrichtigen, sobald Madame Danglars wieder erscheinen würde; doch um zwei Uhr war sie noch nicht zurückgekehrt.

Um zwei Uhr forderte er seine Pferde, begab sich in die Kammer und ließ sich einschreiben, um gegen das Budget zu sprechen.

Von Mittag bis zwei Uhr war Danglars in seinem Cabinet geblieben, wo er Depechen entsiegelte, immer düsterer wurde, Ziffern auf Ziffern häufte, und unter anderen Besuchen auch den des Major Cavalcanti empfing, der stets gleich blau, gleich steif und gleich pünktlich zu der am Tage vorher bezeichneten Stunde sich einfand, um seine Angelegenheit mit dem Banquier abzumachen.

In der Kammer gab Danglars Zeichen heftiger Aufregung von sich und war herber und bitterer gegen das Ministerium, als je; als er die Sitzung verließ, stieg er wieder in seinen Wagen und befahl dem Kutscher, ihn nach der Avenue des Champs-Elysées zu führen.

Monte Christo war zu Hause, nur befand sich Jemand bei ihm, und er bat Danglars, einen Augenblick im Salon zu warten.

Während der Banquier wartete, öffnete sich die Thüre, und er sah einen als Abbé gekleideten Mann eintreten, der statt zu warten wie er, ohne Zweifel vertrauter in dem Hause, ihn grüßte, in das Innere der Gemächer ging und verschwand.

Einen Augenblick nachher öffnete sich die Thüre, durch welche der Priester eingetreten war, abermals, und Monte Christo erschien.

„Verzeihen Sie, lieber Baron," sagte er, „einer von meinen Freunden, der Abbé Busoni, den Sie hier durchgehen sehen konnten, ist so eben in Paris angekommen; wir waren seit langer Zeit getrennt und ich hatte nicht den Muth, ihn sogleich zu verlassen; ich hoffe in Rücksicht auf den Beweggrund werden Sie mich entschuldigen."

„Wie!" rief Danglars, „das ist ganz einfach, ich habe meine Zeit schlecht gewählt und entferne mich."

„Keines Wegs, setzen Sie sich im Gegentheil; doch guter Gott! was haben Sie denn? Sie sehen ganz sorgenvoll aus, in der That, Sie erschrecken mich: ein betrübter Kapitalist ist wie die Kometen, er weissagt der Welt stets ein großes Unglück."

„Mein Herr, das Unglück ruht seit ein paar Tagen auf mir und ich erfahre nur Schlimmes," antwortete Danglars.

„Mein Gott! haben Sie einen Umschlag an der Börse erlebt?"

„Nein, davon bin ich geheilt, wenigstens auf einige Tage; es handelt sich ganz einfach für mich um einen Bankerott in Triest."

„Wirklich? Sollte Ihr Bankerottirer zufällig Jacopo Manfredi sein?"

„Ganz richtig! Denken Sie sich einen Menschen, der, ich weiß nicht seit wie langer Zeit, für acht bis neunmal hundert tausend Franken Geschäfte jährlich mit mir macht. Nie ein Verrechnen, nie eine Zögerung; ein Bursche, welcher bezahlte wie ein Fürst . . . . der

bezahlt. Ich lasse mich auf einen Voraus von einer Million mit ihm ein, und mein Teufel von einem Jacopo Manfredi stellt seine Zahlungen ein!"

„Wirklich?"

„Das ist ein unerhörtes Unglück. Ich ziehe auf ihn sechsmal hundert tausend Livres, welche mir unbezahlt zurückkommen; mehr noch! ich bin der Inhaber von viermal hundert tausend Franken Wechsel von ihm unterzeichnet und zahlbar Ende dieses bei seinem Correspondenten in Paris. Wir haben den dreißigsten, ich schicke hin, um einkassiren zu lassen, ah ja wohl! der Correspondent ist verschwunden. Mit meiner spanischen Angelegenheit macht das mir einen schönen Monatsschluß."

„Sagen Sie, ist Ihre spanische Angelegenheit wirklich ein Verlust?"

„Allerdings, nicht weniger als siebenmal hundert tausend Franken aus meiner Kasse."

„Wie Teufels kam es, daß Sie, ein alter Luchs, eine solche Schule durchmachen mußten?"

„Es ist der Fehler meiner Frau. Es träumte ihr, Don Carlos wäre nach Spanien zurückgekehrt; sie glaubt an Träume. Es sei Magnetismus, sagt sie, und wenn sie irgend eine Sache träumt, so muß diese, wie sie versichert, nothwendig eintreffen. Auf ihre Ueberredung verspreche ich ihr zu spielen; sie hat ihre Cassette und ihren Wechselagenten, sie spielt und verliert. Es ist allerdings nicht mein Geld, sondern das ihrige, um was sie spielt. Doch gleichviel, Sie begreifen, wenn siebenmal hundert tausend Franken aus der Tasche der Frau gehen, so merkt es der Mann immer ein wenig. Wie! Sie wußten das nicht? Die Sache hat doch ungeheures Aufsehen gemacht."

„Ich habe davon sprechen hören, kannte aber die einzelnen Umstände nicht, auch bin ich im höchsten Maaße unwissend in allen Börsenangelegenheiten."

„Sie spielen also nicht?"

„Ich! wie soll ich spielen? ich, der ich bereits Mühe

genug habe, um meine Einkünft zu ordnen. Ich wäre genöthigt, außer meinem Intendanten, noch einen Commis und einen Kassengehülfen zu nehmen. Doch was Spanien betrifft .... mir scheint, die Frau Baronin hat die Rückkehr von Don Carlos nicht völlig geträumt: sagten nicht die Zeitungen etwas hievon?"

„Sie glauben also den Zeitungen?"

„Ich, nicht im Geringsten; doch es kam mir vor, als machte der ehrliche Messager eine Ausnahme von der Regel, und als veröffentlichte er nur die gewissen Nachrichten, die telegraphischen Nachrichten."

„Das ist gerade das Unerklärliche, daß diese Rückkehr von Don Carlos wirklich eine telegraphische Nachricht war."

„Somit verlieren Sie diesen Monat ungefähr siebzehnmal hundert tausend Franken?"

Es gibt hier kein ungefähr, denn es ist dies genau der Betrag meines Verlustes."

„Teufel! für ein Vermögen dritten Ranges ist dies ein Schlag," sprach Monte Christo vergleichend.

„Dritten Ranges," entgegnete Danglars etwas gedemüthigt; „was verstehen Sie darunter?"

„Ich mache drei Kategorien bei den Vermögen: Vermögen ersten Rangs, Vermögen zweiten Rangs, Vermögen dritten Rangs. Ich nenne Vermögen ersten Rangs diejenigen, welche aus Schätzen bestehen, die man unter der Hand hat, die Ländereien, die Bergwerke, die Einkünfte aus Staaten, wie Frankreich, Oesterreich und England, vorausgesetzt, daß diese Schätze, diese Bergwerke, diese Einkünfte eine Gesammtsumme von etwa hundert Millionen bilden; ich nenne Vermögen zweiten Ranges die Ausbeutungen von Manufacturen, die Unternehmungen durch Association, die Vicekönigreiche und die Fürstenthümer, welche nicht über fünfzehnmal hundert tausend Franken Einkünfte haben; ich nenne endlich Vermögen dritten Rangs die durch zusammengesetzte Interessen nutzbaren Kapitalien, die von

dem Willen eines Andern oder von den Chancen des Zufalls abhängenden Gewinne, die ein Bankerott beschneidet und eine telegraphische Nachricht erschüttert; die Banken, die eventuellen Speculationen, die Operationen, welche den Wechselfällen des Schicksals unterworfen sind, das man die niedrige Gewalt im Vergleich mit der höheren Gewalt nennen könnte, welche die natürliche Gewalt ist; wobei das Ganze ein eingebildetes oder wirkliches Kapital von etwa fünfzehn Millionen bildet. Ist das nicht so ungefähr Ihre Lage?"

„Bei Gott, ja!"

„Daraus geht hervor," fuhr Monte Christo mit unstörbarer Ruhe fort, „daraus geht hervor, daß ein Haus dritten Rangs mit sechs Monatsschlüßen, wie dieser, im Todeskampfe läge."

„Oh! wie rasch Sie zu Werke gehen!" versetzte Danglars mit einem sehr bleichen Lächeln.

„Setzen wir sieben Monate," sprach der Graf mit demselben Tone. „Sagen Sie mir, haben Sie zuweilen daran gedacht, daß siebenmal siebenzehnmal hundert tausend Franken ungefähr zehn Millionen machen? Nein . . . Nun, Sie haben Recht, denn bei dergleichen Betrachtungen würde man nie seine Kapitalien einsetzen, welche für den Finanzmann ungefähr das sind, was für den civilisirten Menschen die Haut ist. Wir haben unsere mehr oder minder kostbaren Kleider, das ist unser Credit; doch wenn der Mensch stirbt, hat er nur seine Haut, wie Sie, wenn Sie aus den Geschäften austreten, nur Ihr wirkliches Gut, bestehend in höchstens fünf oder sechs Millionen, haben; denn die Vermögen dritten Ranges stellen kaum das Drittel oder Viertel ihres Anscheins dar, wie die Locomotive einer Eisenbahn mitten unter dem Rauche, der sie umgibt und verdickt, stets nur eine mehr oder minder starke Maschine ist. Von diesen fünf bis sechs Millionen, welche Ihr wirkliches Aktivvermögen bilden, haben Sie in jüngster Zeit ungefähr zwei verloren, welche ebenso-

wohl Ihr eingebildetes Vermögen, als Ihren Credit vermindern; das heißt, mein lieber Herr Danglars, Ihre Haut ist durch einen Aderlaß geöffnet worden, der, viermal wiederholt, den Tod nach sich ziehen würde. Ei! ei! nehmen Sie sich in Acht, Herr Danglars. Brauchen Sie Geld, soll ich Ihnen leihen?"

„Was für ein schlechter Rechner sind Sie," sprach Danglars, seine ganze Philosophie und seine ganze Verstellungsgabe zu Hülfe rufend; „zu dieser Stunde ist das Geld durch andere Speculationen, welche mir gelungen sind, wieder in meine Kasse zurückgeflossen; das durch den Aderlaß abgegangene Blut hat sich durch die Nahrung wieder ersetzt. Ich habe eine Schlacht in Spanien verloren, ich bin in Triest geschlagen worden, doch meine Kriegsflotte in Indien wird wohl einige Galionen genommen haben, und meine Bergleute in Mexico entdeckten wohl eine Mine."

„Sehr gut! sehr gut! doch die Narbe bleibt und öffnet sich wieder bei dem ersten Verluste."

„Nein, ich habe es mit Gewißheiten zu thun," fuhr Danglars mit der Alltagsberedsamkeit des Charlatan fort, in dessen Stand es liegt, seinen Credit herauszustreichen; „um mich zu stürzen, müßten drei Regierungen untergehen."

„Bei Gott! das hat man schon gesehen."

„Es müßte der Erde an Ernten mangeln."

„Erinnern Sie sich der sieben fetten und der sieben magern Kühe."

„Oder es müßte sich das Meer zurückziehen, wie zur Zeit von Pharao; auch gibt es verschiedene Meere und meine Schiffe hätten sich nur in Karavanen zu verwandeln."

„Desto besser, tausendmal besser, mein lieber Herr Danglars," sprach Monte Christo, „ich sehe, daß ich mich getäuscht habe, und daß Sie zu den Vermögen zweiten Ranges gelangen werden."

„Ich glaube auf diese Ehre Anspruch machen zu

können," sprach Danglars mit jenem stereotypen Lächeln, das auf Monte Christo den Eindruck der teigichten Mondscheine machte, mit denen schlechte Maler ihre Ruinen anstreichen; „doch da wir von Geschäften reden," fügte er entzückt, einen Grund zur Veränderung des Gespräches zu finden, bei, „sagen Sie mir doch ein wenig, was ich für Herrn Cavalcanti thun kann."

„Geben Sie ihm Geld, wenn er einen Credit auf Sie hat und dieser Credit Ihnen gut scheint."

„Vortrefflich! er hat sich diesen Morgen bei mir eingefunden mit einer Anweisung von vierzig tausend Franken, zahlbar nach Sicht, auf Sie, unterzeichnet Busoni, und durch Sie mit Ihrem Indossement an mich zurückgeschickt; Sie begreifen, daß ich ihm auf der Stelle seine vierzig Billets ausbezahlte."

Monte Christo machte mit dem Kopfe ein Zeichen, das seine ganze Beipflichtung andeutete.

„Doch das ist noch nicht Alles," fuhr Danglars fort; „er hat seinem Sohne bei mir einen Credit eröffnet."

„Sagen Sie, wie viel gibt er dem jungen Manne, wenn ich, ohne unbescheiden zu sein, fragen darf?"

„Fünf tausend Franken monatlich."

„Sechzig tausend Franken jährlich. Ich vermuthete es," sagte Monte Christo die Achseln zuckend, „die Cavalcanti sind Filze. Was soll der junge Mann mit fünf tausend Franken monatlich machen?"

„Sie begreifen, wenn er ein paar tausend Franken mehr braucht..."

„Thun Sie das nicht, der Vater würde Sie nicht entschädigen; Sie kennen nicht alle die ultramontanen Millionäre, es sind wahre Harpagons. Und durch wen ist dieser Credit eröffnet worden."

„Oh! durch das Haus Fenzi, eines der besten in Florenz."

„Ich bin weit entfernt zu sagen, Sie werden ver-

lieren, doch halten Sie sich genau an den Buchstaben des Creditbriefes."

„Sie hätten also kein Vertrauen zu diesem Cavalcanti?"

„Ich würde ihm sechs Millionen auf seine Unterschrift geben. Das gehört zu den Vermögen zweiten Ranges, wovon ich so eben sprach, mein lieber Herr Danglars."

„Und wie einfach ist er dabei! Ich hätte ihn für einen Major gehalten und für nicht mehr."

„Und Sie würden ihm eine Ehre angethan haben, denn in der That, er besticht nicht durch sein Aussehen. Als ich ihn zum ersten Male sah, machte er auf mich den Eindruck eines alten, unter der Contre-épaulette verschimmelten Lieutenant. Doch alle Italiener sind so, sie gleichen alten Juden, wenn sie nicht wie die Magier des Orients blenden."

„Der junge Mann sieht besser aus," sprach Danglars.

„Ja. Vielleicht ein wenig schüchtern, doch im Ganzen kam er mir anständig vor. Ich war darüber in Unruhe."

„Warum?"

„Weil Sie ihn in meinem Hause, wenigstens wie er mir sagte, beinahe bei seinem Eintritte in die Welt gesehen haben. Er reiste mit einem sehr strengen Hofmeister und war nie in Paris."

„Alle diese Italiener von Stand haben die Gewohnheit, sich unter einander zu verheirathen, nicht wahr?" fragte mit nachlässigem Tone Danglars; „sie lieben es, ihre Reichthümer zu vereinigen."

„Gewöhnlich machen sie es allerdings so; doch Cavalcanti ist ein Original und thut nichts wie die Anderen. Ich lasse es mir nicht nehmen, daß er seinen Sohn nach Frankreich schickt, damit er hier eine Frau findet."

„Sie glauben?"

„Ich bin dessen gewiß.“

„Und Sie haben von seinem Vermögen sprechen hören?“

„Dies ist nur die Frage: die Einen gestehen ihm Millionen zu, die Anderen behaupten, er besitze keinen Paol.“

„Und was ist Ihre Meinung?“

„Darauf können Sie sich nicht stützen, denn sie ist ganz persönlich.“

„Und Sie glauben ...“

„Ich glaube, daß alle diese alten Podestas, alle diese ehemaligen Condottieri, denn die Cavalcanti haben Heere befehligt und Provinzen regiert, ich glaube, sage ich, daß sie Millionen in Winkeln vergraben haben, die nur ihre Erstgeborenen kennen und wiederum ihren Erstgeborenen von Geschlecht zu Geschlecht offenbaren; als Beweis hiefür dient, daß sie insgesammt gelb und vertrocknet sind, wie ihre Gulden aus der Zeit der Republik, von denen sie einen Reflex durch das viele Anschauen bewahren.“

„Vortrefflich,“ rief Danglars, „und dies ist um so mehr wahr, als man von allen diesen Leuten nicht weiß, daß sie einen Zoll Landes besitzen.“

„Mindestens sehr wenig, ich weiß es wohl, denn ich kenne von diesem Cavalcanti nur seinen Palast in Lucca.“

„Ah, er hat einen Palast!“ sprach lachend Danglars, „das ist schon etwas.“

„Ja, und er vermiethet ihn noch an den Minister der Finanzen, während er selbst in einem kleinen Häuschen wohnt. Oh! ich habe es Ihnen gesagt, ich halte diesen Menschen für einen großen Geizhals.“

„Sie schmeicheln ihm nicht.“

„Hören Sie, ich kenne ihn kaum und habe ihn höchstens dreimal in meinem Leben gesehen, was ich weiß, weiß ich von dem Abbé Busoni und von ihm selbst. Er sprach diesen Morgen mit mir über seine

Projecte in Beziehung auf seinen Sohn und ließ durchblicken, daß er, müde in Italien, was ein todtes Land ist, beträchtliche Fonds schlummern zu sehen, ein Mittel zu finden wünsche, um entweder in Frankreich oder in England seine Millionen nutzbar zu machen; doch wollen Sie immerhin bemerken, daß ich für nichts stehe, obschon ich zu dem Abbé Busoni persönlich das größte Zutrauen hege."

„Gleichviel, ich danke Ihnen für den Kunden, den Sie mir zuschickten; ich habe einen hübschen Namen in meine Register einzutragen, und mein Kassier, dem ich erklärte, wie es mit diesen Cavalcanti steht, ist ganz stolz darauf. Doch sagen Sie, es ist dies nur eine einfache Touristenfrage, geben diese Leute ihren Söhnen, wenn sie dieselben verheirathen, eine Mitgift?"

„Ei, mein Gott! je nachdem. Ich kannte einen italienischen Fürsten, so reich wie ein Goldbergwerk, einen der ersten Namen von Toscana; verheiratheten sich seine Söhne nach seinem Gefallen, so gab er ihnen Millionen, verheiratheten sie sich gegen seinen Willen, so beschränkte er sich darauf, ihnen eine Rente von dreißig Thalern monatlich auszusetzen. Nehmen wir an, Andrea verheirathe sich nach den Ansichten seines Vaters, so wird er ihm vielleicht eine, zwei, drei Millionen geben. Wäre es z. B. mit der Tochter eines Banquier, so würde er wohl Antheil an dem Hause des Schwiegervaters seines Sohnes nehmen. Setzen Sie dagegen, seine Söhnerin mißfalle ihm: guten Abend, der Vater Cavalcanti steckt den Schlüssel in seine Kasse, dreht ihn zweimal um, und Meister Andrea ist genöthigt, wie ein minderjähriger Pariser, dadurch zu leben, daß er die Karten zeichnet und die Würfel kneipt."

„Der Junge wird eine baierische oder eine peruanische Prinzessin finden; er wird eine geschlossene Krone, ein Eldorado haben wollen."

„Nein, alle diese vornehmen Herren von der an-

deren Seite der Berge heirathen häufig einfache Sterbliche; sie sind wie Jupiter, sie lieben es, die Racen zu kreuzen. Doch sagen Sie, wollen Sie Andrea verheirathen, mein lieber Herr Danglars, daß Sie alle diese Fragen an mich stellen?"

„Meiner Treue, das scheint mir keine schlechte Speculation zu sein, und ich bin ein Speculant."

„Aber ich denke, nicht mit Fräulein Danglars? Sie wollen ohne Zweifel nicht den armen Andrea durch Albert erdrosseln lassen?"

„Albert," versetzte Danglars die Achseln zuckend, „ah! ja wohl, er kümmert sich etwas darum."

„Doch er ist der Verlobte Ihrer Tochter, wie ich glaube?"

„Das heißt, Herr von Morcerf und ich sprachen zuweilen von dieser Heirath, aber Frau von Morcerf und Albert . . ."

„Wollen Sie mir nicht sagen, dieser sei keine gute Partie?"

„Ei, ei, Fräulein Danglars ist, wie mir scheint, wohl so viel werth als Herr von Morcerf."

„Die Mitgift von Fräulein Danglars wird in der That schön sein, daran zweifle ich nicht, besonders wenn der Telegraph keine neue Thorheiten begeht."

„Oh! es handelt sich nicht allein um die Mitgift; doch sagen Sie mir bei dieser Gelegenheit . . ."

„Was?"

„Warum haben Sie Morcerf und seine Familie nicht zu Ihrem Mittagsmahle eingeladen?"

„Ich habe dies wohl gethan, doch er entschuldigte sich mit einer Reise nach Dieppe mit Frau von Morcerf, der man die Seeluft gerathen hat."

„Ja, ja," sprach Danglars lachend, „sie muß ihr gut bekommen."

„Warum dies?"

„Weil es die Luft ist, die sie in ihrer Jugend einathmete."

Monte Christo ließ diesen Witz vorübergehen, ohne daß es schien, als schenkte er ihm Aufmerksamkeit.

„Aber wenn Albert auch nicht so reich ist, als Fräulein Danglars," sagte der Graf, „so können Sie doch nicht leugnen, daß er einen schönen Namen führt?"

„Es mag sein, übrigens ist mir der meinige eben so lieb."

„Allerdings, Ihr Name ist volksthümlich, und er hat den Titel geschmückt, mit dem man ihn zu schmücken glaubte; Sie sind jedoch ein zu gescheiter Mann, um nicht begriffen zu haben, daß nach gewissen Vorurtheilen, welche zu mächtig eingewurzelt sind, als daß man sie auszureißen vermöchte, der Adel von fünf Jahrhunderten mehr gilt, als der von zwanzig Jahren."

„Und gerade darum," versetzte Danglars mit einem Lächeln, das er sardonisch zu machen suchte, „gerade darum würde ich Herrn Andrea Cavalcanti Herrn Albert von Morcerf vorziehen."

„Ich denke die Morcerf stehen den Cavalcanti nicht nach," entgegnete Monte Christo.

„Die Morçerf!... Hören Sie, mein lieber Graf, nicht wahr, Sie sind ein wackerer Mann?"

„Ich glaube es wenigstens."

„Und auch ein Kenner von Wappen?"

„Ein wenig."

„Nun wohl! schauen Sie die Farbe des meinigen an; sie ist haltbarer als die vom Wappen von Morcerf."

„Warum dies?"

„Weil ich, wenn ich auch nicht Baron von Geburt bin, doch wenigstens Danglars heißt."

„Hernach?"

„Während er nicht Morcerf heißt."

„Wie, er heißt nicht Morcerf?"

„Keines Wegs."

„Gehen Sie doch!"

„Mich hat Jemand zum Baron gemacht, und somit

bin ich es; er hat sich ganz allein zum Grafen gemacht und somit ist er es nicht."

„Unmöglich."

„Hören Sie, mein lieber Graf," fuhr Danglars fort, „Herr von Morcerf ist mein Freund, oder vielmehr mein Bekannter seit dreißig Jahren; ich gebe, wie Sie wissen, mein Wappen wohlfeil, insofern ich nie vergessen habe, woher ich abstamme."

„Das ist der Beweis von einer großen Demuth oder von einem großen Stolze," sprach Monte Christo.

„Wohl! als ich noch ein kleiner Commis war, war Morcerf ein einfacher Fischer."

„Und er hieß damals?"

„Fernand."

„Nur ganz kurz?"

„Fernand Mondego."

„Wissen Sie das gewiß?"

„Er hat, bei Gott! Fische genug an mich verkauft, daß ich ihn kenne."

„Warum würden Sie ihm dann Ihre Tochter geben?"

„Weil Fernand und Danglars, Beide geadelte, Beide reich gewordene Emporkömmlinge, im Ganzen von gleichem Werthe sind, abgesehen jedoch von gewissen Dingen die man von ihm gesagt und nie von mir gesagt hat?"

„Was denn?"

„Nichts."

„Ah! ja, ich begreife; was Sie hier sprechen, frischt mein Gedächtniß in Beziehung auf den Namen Fernand Mondego auf. Ich habe diesen Namen in Griechenland gehört."

„In Betreff der Angelegenheit von Ali Pascha?"

„Ganz richtig."

„Das ist eben das Geheimniß," versetzte Danglars, „und ich gestehe, ich hätte viel gegeben, um es zu entdecken."

„Das wäre nicht schwierig, wenn Sie große Lust dazu hätten."

„Wie dies?"

„Ohne Zweifel haben Sie einen Correspondenten in Griechenland?"

„Ganz gewiß!"

„In Janina?"

„Ich habe überall."

„Gut, so schreiben Sie an Ihren Correspondenten in Janina und fragen Sie ihn, welche Rolle in der Katastrophe von Ali Tependelini ein Franzose Namens Fernand gespielt habe."

„Sie haben Recht!" rief Danglars rasch aufstehend; „ich werde noch heute schreiben."

„Thun Sie dies. Und wenn Sie irgend eine sehr ärgerliche Nachricht bekommen..."

„So theile ich Ihnen dieselbe mit."

„Sie werden mir ein Vergnügen bereiten."

Danglars eilte aus dem Zimmer und machte gleichsam nur einen Sprung in den Wagen.

Eilftes Kapitel.

Das Cabinet des Staatsanwaltes.

Lassen wir den Banquier im scharfen Trabe seiner Pferde nach Hause kehren, und folgen wir Madame Danglars bei ihrem Morgenausfluge.

Madame Danglars war, wie gesagt, um halb zwei Uhr ausgefahren. Sie wandte sich gegen den Faubourg Saint-Germain, fuhr durch die Rue Mazarine und ließ beim Passage du Pont-Neuf halten. Sie stieg aus,

und ging durch den Passage. Madame Danglars war sehr einfach gekleidet, wie es einer Frau von Geschmack geziemt, die sich Morgens auf der Straße zeigt.

In der Rue Guénégaut stieg sie in einen Fiacre und bezeichnete als Ziel die Rue de Harlay.

Kaum wár sie in dem Wagen, als sie aus ihrer Tasche einen sehr dichten schwarzen Schleier hervorzog, den sie an ihrem Strohhute befestigte; dann setzte sie ihren Hut wieder auf, und bemerkte mit Vergnügen, als sie sich in einem kleinen Taschenspiegel beschaute, daß man von ihr nichts als ihre weiße Haut und den funkelnden Stern ihre Auges sehen konnte.

Der Fiacre fuhr über den Pont-Neuf und über die Place Dauphine in den Hof von Harlay; er wurde bezahlt, als er den Schlag öffnete, Madame Danglars eilte nach der Treppe, stieg diese leicht hinauf und gelangte bald in die Salle des Pas-Perdus.

Am Morgen gibt es viele Geschäfte und im Justizpallast noch viel mehr geschäftige Leute; die geschäftigen Leute schauen die Frauen nicht viel an; Madame Danglars durchschritt daher die Salle des Pas-Perdus ohne von andern Menschen bemerkt zu werden, als von zwei Frauen, welche hier auf ihren Advokaten lauerten.

Das Vorzimmer von Herrn von Villefort war gedrängt voll von Menschen, doch Madame Danglars hatte nicht einmal nöthig, ihren Namen zu nennen; sobald sie erschien, stand ein Huissier auf, ging ihr entgegen und fragte sie, ob sie nicht die Person wäre, die der Herr Staatsanwalt beschieden; auf ihre bejahende Antwort führte er sie durch einen besonderen Gang in das Cabinet von Herrn Villefort.

Der Beamte schrieb, in seinem Lehnstuhle sitzend, den Rücken der Thüre zugewendet; er hörte die Thüre sich öffnen, den Huissier die Worte: „Treten Sie ein, Madame!“ aussprechen und die Thüre sich wieder schließen, ohne daß er die geringste Bewegung machte. Doch kaum bemerkte er, daß sich die Tritte des abgehenden Huis-

sier verloren, als er sich rasch umwandte, die Riegel vorschob, die Vorhänge herabließ und jeden Winkel des Cabinets untersuchte.

Sobald er sodann Gewißheit erlangt hatte, daß er weder gehört noch gesehen werden konnte, und folglich hierüber beruhigt war, sagte er:

„Madame, meinen innigen Dank für Ihre Pünktlichkeit.“

Und er bot Madame Danglars einen Stuhl, den sie annahm, denn ihr Herz schlug so gewaltig, daß sie sich dem Ersticken nahe fühlte.

„Es ist schon lange,“ sprach der Staatsanwalt, während er sich ebenfalls setzte und sein Fauteuil einen Halbkreis beschreiben ließ, um sich Madame Danglars gegenüber zu befinden, „es ist schon lange, Madame, daß ich nicht mehr das Glück gehabt habe, mit Ihnen allein zu sprechen, und zu meinem großen Bedauern finden wir uns wieder zusammen, um eine sehr peinliche Unterredung zu pflegen.“

„Sie sehen jedoch, mein Herr, daß ich auf Ihre erste Aufforderung gekommen bin, obgleich diese Unterredung für mich noch viel peinlicher sein muß, als für Sie.“

Villefort lächelte bitter.“

„Es ist also wahr,“ sagte er, mehr seinen eigenen Gedanken, als die Worte von Madame Danglars erwiedernd, „es ist also wahr, daß alle unsere Handlungen ihre Spuren, die einen düstere, die anderen leuchtende, in unserer Vergangenheit zurücklassen! es ist also wahr, daß alle unsere Schritte in diesem Leben dem Zuge der Schlange auf dem Sande gleichen und eine Furche machen! Ach! für Viele ist diese Furche die ihrer Thränen.“

„Mein Herr,“ sprach Madame Danglars, „nicht wahr, Sie begreifen meine Erschütterung? Schonen Sie mich also, ich bitte Sie. Dieses Zimmer, durch das so viele Schuldige zitternd und voll Scham gekommen sind, dieser Stuhl, auf den ich mich ebenfalls

beschämt und zitternd setze!... O! ich bedarf meiner ganzen Vernunft um nicht in mir eine sehr schuldige Frau und in Ihnen einen drohenden Richter zu sehen."

Villefort schüttelte den Kopf, stieß einen Seufzer aus und entgegnete:

„Und ich, ich sage mir, daß mein Platz nicht im Richterstuhle, sondern auf dem Schämel des Angeklagten ist."

„Sie?" rief Madame Danglars erstaunt.

„Ja, ich."

„Ich glaube, daß Ihrerseits, mein Herr, Ihr Puritanismus die Lage der Dinge übertreibt," sprach Madame Danglars, deren so schönes Auge sich in einem flüchtigen Glanze erleuchtete. „Die Furchen, von denen Sie so eben sprachen, sind von jeder glühenden Jugend gezogen worden. Im Hintergrunde der Leidenschaften, jenseits des Vergnügens gibt es immer ein wenig Gewissensbisse. Deshalb hat das Evangelium, diese ewige Hülfsquelle der Unglücklichen, uns armen Frauen als Stütze die bewunderungswürdige Parabel der Sünderin und der Ehebrecherin gegeben. Ich gestehe Ihnen, wenn ich mich der Verirrungen meiner Jugend erinnere, so denke ich zuweilen, Gott werde mir dieselben vergeben, denn es hat sich, wenn nicht gerade die Entschuldigung, doch wenigstens die Ausgleichung in meinen Leiden gefunden. Doch Ihr, was habt Ihr dabei zu befürchten, Ihr Männer, welche die Welt entschuldigt und der Scandal adelt?"

„Madame," erwiederte Villefort, „Sie kennen mich, ich bin kein Heuchler, oder treibe wenigstens nicht ohne Grund Heuchelei. Ist meine Stirne streng, so haben sie viele Unglücksfälle verdüstert; ist mein Herz versteinert, so ist dies der Fall, damit es die Stöße vertragen kann, die es empfangen hat. Ich war in meiner Jugend nicht so, ich war nicht so an jenem Verlobungsabend, wo wir Alle um einen Tisch in der Rue du Cours in Marseille saßen. Doch seitdem hat sich Alles in mir und um mich her

verändert; mein Leben hat sich in Verfolgung schwieriger Dinge und dadurch abgenutzt, daß ich diejenigen niederkämpfen mußte, welche willkührlich oder unwillkührlich, mir in den Weg stellten und eben diese Schwierigkeiten gegen mich erhoben. Es kommt selten vor, daß das, was man glühend wünscht, nicht auch glühend von denjenigen vertheidigt wird, von welchen man es erhalten will, oder denen man es zu entreißen sucht. Die meisten schlechten Handlungen der Menschen sind ihnen entgegengekommen, vielleicht unter der scheinbaren Form der Nothwendigkeit; ist die schlechte Handlung in einem Augenblick der Ueberspannung, der Furcht und des Irrwahns begangen worden, so sieht man hernach, daß man daran vorüberzugehen und sie zu vermeiden im Stande gewesen wäre. Das Mittel, das man vernünftiger Weise hätte anwenden sollen, welches man jedoch in seiner Blindheit nicht gesehen, stellt sich leicht und einfach vor unsere Augen; wir sagen uns: Warum habe ich nicht dieses gethan, statt jenes zu thun? Ihr Frauen dagegen werdet selten von Gewissensbissen geplagt, denn nur selten kommt die Entscheidung von Euch, Euere Unglücksfälle werden Euch beinahe immer auferlegt, Euere Fehler sind beinahe immer das Verbrechen von Andern."

„In jedem Fall, mein Herr, müssen Sie zugestehen, daß ich, wenn ich einen Fehler begangen, und dieser ganz persönlich gewesen ist, gestern eine scharfe Züchtigung dafür bekommen habe."

„Arme Frau!" sagte Villefort, ihr die Hand drückend, „zu scharf für Ihre Kräfte, denn zweimal waren Sie nahe daran, zu unterliegen, und dennoch . . ."

„Nun?"

„Nun! ich muß Ihnen sagen . . . raffen Sie Ihren Muth zusammen, Madame, denn Sie sind noch nicht am Ziele."

„Mein Gott!" rief Madame Danglars erschrocken, „was gibt es denn noch?"

„Sie sehen nur die Vergangenheit, Madame, und diese ist allerdings düster. Doch stellen Sie sich eine vielleicht noch viel blutigere Zukunft vor.“

Die Baronin kannte die Ruhe von Villefort, sie war so erschrocken über seinen gereizten Zustand, daß sie den Mund öffnete, um zu schreien, aber der Schrei erstarb in ihrer Kehle.

„Wie ist sie wiedererwacht, diese furchtbare Vergangenheit?“ rief Villefort; „wie ist sie aus der Tiefe des Grabes und aus der Tiefe unserer Herzen, wo sie schlummerte, hervorgetreten, einem Gespenste ähnlich, um unsere Wangen erbleichen und unsere Stirnen erröthen zu machen?“

„Ach! ohne Zweifel der Zufall!“ sprach Herminie.

„Der Zufall!“ versetzte Villefort; „nein, nein, nein Madame, es gibt keinen Zufall!“

„Doch wohl; ist es nicht ein Zufall, allerdings ein unseliger, aber immerhin ein Zufall, der dies Alles gemacht hat? Hat nicht durch Zufall der Graf von Monte Christo dieses Haus gekauft? Hat er nicht durch Zufall die Erde ausgraben lassen? Ist nicht endlich durch Zufall das unglückliche Kind unter den Bäumen ausgegraben worden? Armes, unschuldiges, mir entsprossenes Geschöpf, dem ich nie einen Kuß geben konnte, während ich ihm viele Thränen weihte. Ach! mein ganzes Herz flog dem Grafen entgegen, als er von der theuren Hülle sprach, die man unter den Blumen fand.“

„Nein, nein, Madame: das ist es gerade, was ich Ihnen Furchtbares zu sagen hatte,“ erwiederte Villefort mit dumpfer Stimme: „nein, man hat keine Hülle unter den Bäumen gefunden; nein, es war dort kein vergrabenes Kind; nein, Sie dürfen nicht weinen; nein, Sie dürfen nicht seufzen, Sie müssen zittern.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ rief Madame Danglars schauernd.

„Ich will damit sagen, daß Herr von Monte Christo, als er am Fuße der Bäume graben ließ, weder das

Skelett eines Kindes, noch die Beschläge einer Kiste finden konnte, weil unter diesen Bäumen weder das Eine, noch das Andere vorhanden war."

„Es war weder das Eine, noch das Andere vorhanden!" wiederholte Madame Danglars auf den Saatsanwalt Augen heftend, deren furchtbar erweiterter Stern den tiefsten Schrecken andeutete; „es war weder das Eine noch das Andere vorhanden!" wiederholte sie noch einmal, wie eine Person, welche durch den Klang ihrer Worte und durch das Geräusch der Stimme ihre Gedanken, die ihr entschlüpfen wollen, festzuhalten versucht.

„Nein!" rief Villefort, während er seine Stirne in seine Hände sinken ließ; „nein, hundertmal nein..."

„Sie hatten also das arme Kind nicht dort niedergelegt, mein Herr? Warum täuschten Sie mich, sprechen Sie, in welcher Absicht thaten Sie dies?"

„Hören Sie mich, Madame, hören Sie mich, und Sie werden mich beklagen, mich, der ich zwanzig Jahre lang, ohne den geringsten Theil auf Sie zu werfen, eine Last von Schmerzen getragen habe, die ich Ihnen nennen will."

„Mein Gott, Sie erschrecken mich! doch gleichviel, sprechen Sie, ich höre."

„Sie wissen, wie jene schmerzhafte Nacht verging, wo Sie mit dem Tode ringend auf Ihrem Bette in jenem Zimmer von rothem Damaste lagen, während ich beinahe eben so keuchend wie Sie Ihre Entbindung erwartete. Das Kind kam, wurde mir ohne Bewegung, ohne Athem, ohne Stimme übergeben: wir hielten es für todt."

Madame Danglars machte eine rasche Bewegung, als wollte sie vom Stuhle aufspringen.

Doch Villefort hielt sie zurück, indem er die Hände faltend gleichsam ihre Aufmerksamkeit erflehte.

„Wir hielten es für todt," wiederholte er; „ich legte es in ein Kistchen, das den Sarg ersetzen sollte,

ging in den Garten, grub ein Grab und verscharrte es in Eile. Kaum hatte ich das Kistchen mit Erde bedeckt, als sich der Arm des Corsen nach mir ausstreckte. Ich sah es wie einen Schatten sich emporrichten, wie einen Blitz glänzen. Ich fühlte einen Schmerz, ich wollte schreien, ein eisiger Schauer durchlief meinen ganzen Leib und schnürte mir die Kehle zusammen. Ich fiel sterbend nieder und hielt mich für getödtet. Nie werde ich Ihren erhabenen Muth vergessen, als ich mich, wieder zu mir gekommen, mit der größten Anstrengung bis unten an die Treppe schleppte, wo Sie mir, selbst sterbend, entgegenkamen. Wir mußten ein völliges Stillschweigen über diese Katastrophe beobachten; Sie hatten den Muth, unterstützt von Ihrer Amme, in Ihr Haus zurückzukehren; ein Duell diente als Vorwand für meine Wunde. Gegen alle Erwartung wurde unser beiderseitiges Geheimniß bewahrt; drei Monate lang kämpfte ich gegen den Tod; endlich, da ich wieder zum Leben zurückzukehren schien, verordnete man mir die Sonne und die Luft im Süden. Vier Männer trugen mich von Paris nach Chalons, wobei wir sechs Lieues täglich zurücklegten. Frau von Villefort folgte der Sänfte in ihrem Wagen. In Chalons brachte man mich auf die Saone, und ich fuhr einzig und allein durch die Geschwindigkeit des Stromes bis Arles; hier nahm ich wieder meine Sänfte und setzte meinen Weg nach Marseille fort. Meine Wiedergenesung dauerte zehn Monate; ich hörte nichts von Ihnen und wagte es nicht, mich zu erkundigen, was aus Ihnen geworden wäre. Als ich nach Paris zurückkehrte, erfuhr ich, Sie hätten, Witwe von Herrn von Nargonne, Herrn Danglars geheirathet.

„Woran hatte ich, seitdem bei mir das Bewußtsein wiedergekehrt war, gedacht? Immer an dasselbe, immer an den Leichnam des Kindes, der jede Nacht in meinen Träumen aus dem Schooße der Erde entflog und, mich mit dem Blicke und der Geberde bedrohend, über dem

Grabe schwebte. Kaum war ich nach Paris zurückgekehrt, als ich mich erkundigte; das Haus war, seitdem wir es verlassen, nicht wieder bewohnt, jedoch kurz zuvor auf neun Jahre vermiethet worden. Ich suchte den Miethsmann auf, ich stellte mich, als hätte ich ein großes Verlangen, dieses Haus, welches dem Vater und der Mutter meiner Frau gehörte, nicht in fremde Hände übergehen zu sehen, ich bot eine Entschädigung, wenn man den Vertrag aufheben würde, man verlangte sechs tausend Franken von mir; ich hätte zehn, ich hätte zwanzig tausend gegeben. Ich trug die Summe bei mir, ließ auf der Stelle den Rücktritt unterzeichnen und ritt, sobald ich die so sehr ersehnte Abtretung in Händen hatte, im Galopp nach Auteuil. Niemand hatte das Haus betreten, seitdem ich dasselbe verlassen.

„Es war fünf Uhr Nachmittags; ich ging in das rothe Zimmer und wartete die Nacht ab. Alles, was ich mir seit einem Jahre in meinem beständigen Todeskampfe sagte, stellte sich hier bedrohlicher vor mich, als je in meinen Gedanken.

„Der Corse, der mir die Vendetta erklärt hatte, der mir von Nimes nach Paris gefolgt war, der sich im Garten verborgen, mir den Stoß versetzt, mich das Grab hatte bereiten sehen, er hatte auch gesehen, wie ich das Kind verscharrt; es konnte ihm gelingen, Sie kennen zu lernen; er kannte Sie vielleicht bereits . . . Würde er sich nicht eines Tages das Geheimniß dieser furchtbaren Geschichte bezahlen lassen? . . . Wäre es nicht für ihn eine süße Rache, wenn er erführe, sein Dolchstoß habe mich nicht getödtet? Es war daher vor Allem dringend, daß ich unter jeder Bedingung die Spuren der Vergangenheit verschwinden machte und jede materielle Fußstapfe zerstörte; ich dachte, es würde immerhin noch genug Wirklichkeit in meiner Erinnerung zurückbleiben.

„Deßhalb hob ich den Vertrag auf, deßhalb war ich gekommen, deßhalb wartete ich.

„Als die Nacht einbrach, ließ ich sie hinreichend dicht und finster werden; ich war ohne Licht in jenem Zimmer, wo Windstöße die Thürvorhänge zittern machten, hinter denen ich beständig irgend einen verborgenen Spion zu sehen glaubte; von Zeit zu Zeit bebte ich, es kam mir vor, als hörte ich hinter mir, in jenem Bette, Ihre Klagen, und ich wagte es nicht, mich umzuwenden. Mein Herz pochte in der Stille, und ich fühlte es so heftig schlagen, daß ich glaubte, meine Wunde wolle sich wieder öffnen; endlich bemerkte ich, wie alle die verschiedenen Geräusche in der Gegend umher erloschen. Ich begriff, daß ich nichts mehr zu befürchten hatte, daß ich weder gesehen, noch gehört werden konnte, und entschloß mich, hinabzugehen.

„Hören Sie, Herminie, ich hielt mich für so muthig, als irgend ein Mann sein mag; als ich aber aus meiner Brust jenen kleinen Schlüssel der Treppe, den ich in meinen Kleidern gefunden hatte, hervorzog, jenen Schlüssel, den wir Beide so sehr liebten, und den Sie an einem goldenen Ring befestigen ließen, als ich die Thüre öffnete, als ich durch die Fenster den bleichen Mond auf die schneckenförmigen Stufen einen langen Streifen weißen Lichtes, einem Gespenste ähnlich, werfen sah, da hielt ich mich an der Mauer und war nahe daran, zu schreien; es war mir, als würde ich verrückt.

„Es gelang mir wieder, meiner Herr zu werden. Ich stieg Stufe für Stufe die Treppe hinab; das Einzige, was ich nicht zu überwinden vermochte, war ein seltsames Zittern in den Knieen. Ich hielt mich an dem Geländer, hätte ich es nur einen Augenblick losgelassen, so wäre ich hinabgestürzt.

„Ich gelangte an die untere Thüre; außerhalb dieser Thüre lehnte ein Spaten an der Mauer; ich nahm denselben und schritt nach dem Gebüsche zu. Ich hatte mich mit einer Blendlaterne versehen; mitten auf dem Rasen blieb ich stehen, um sie anzuzünden, und setzte dann meinen Weg fort.

„Der November war seinem Ende nahe; alles Grüne des Gartens war verschwunden, die Bäume hatten das Aussehen von Skeletten mit langen, entfleischten Armen, und das dürre Laub krachte mit dem Sande unter meinen Tritten.

„Die Angst schnürte mir so gewaltig das Herz zusammen, daß ich, als ich mich den Bäumen näherte, eine Pistole aus der Tasche zog und den Hahn spannte. Beständig glaubte ich die Gestalt des Corsen durch die Zweige erscheinen zu sehen.

„Ich beleuchtete das Gebüsch mit meiner Blendlaterne; es war leer; ich schaute rings umher, ich war allein; kein Geräusch störte die Stille der Nacht, wenn nicht etwa das einer Eule, welche ihr schrilles, finsteres Geschrei wie einen Aufruf an die Gespenster der Nacht ausstieß.

„Ich hing meine Laterne an einen gabelförmigen Ast, den ich schon ein Jahr vorher an der Stelle, wo ich stehen blieb, um das Grab zu bereiten, bemerkt hatte.

„Das Gras war den Sommer hindurch an diesem Orte sehr hoch gewachsen, und mit dem Eintritt des Herbstes hatte sich Niemand gezeigt, um es zu mähen. Ein weniger bewachsener Platz fesselte indessen meine Aufmerksamkeit; hier hatte ich offenbar die Erde ausgegraben. Ich schritt zum Werke.

„Endlich war ich zu der Stunde gelangt, die ich seit mehr als einem Jahre erwartete!

„Doch wie ich auch hoffte, wie ich arbeitete, wie ich jedes Stückchen Rasen untersuchte, im Glauben, ich würde am Ende meines Spatens Widerstand finden . . . nichts! und ich machte doch ein Loch, zweimal so groß, als das erste gewesen war. Ich glaubte mich in der Stelle getäuscht zu haben, ich schaute mich um, ich betrachtete die Bäume, ich suchte die einzelnen Gegenstände, die mir früher in das Auge gefallen, wiederzuerkennen.

„Ein kalter, scharfer Wind strich durch die entblätterten Zweige, und dennoch floß der Schweiß von meiner Stirne. Ich erinnerte mich, daß ich den Dolchstoß in dem Augenblick erhalten hatte, wo ich die Erde einstampfte, um das Grab wieder zu füllen; diese Erde einstampfend, hielt ich mich an einem Bohnenbaum; hinter mir war ein künstlicher Felsen, bestimmt, den Spaziergängern als Bank zu dienen, denn als ich niedersank, fühlte meine Hand, die den Baum losgelassen hatte, die Frische dieses Steines; zu meiner Rechten war der Bohnenbaum, hinter mir der Felsen; ich fiel, indem ich mich setzen wollte; ich stand wieder auf und fing an, auf's Neue zu graben und das Loch zu erweitern; nichts, abermal nichts; das Kistchen war nicht da."

„Das Kistchen war nicht da!" murmelte Madame Danglars, durch den Schrecken beinahe erstickt.

„Glauben Sie nicht, daß ich mich auf diesen ersten Versuch beschränkte," fuhr Villefort fort, „nein, ich durchwühlte das ganze Gebüsch; ich dachte, der Mörder habe im Glauben, es wäre ein Schatz, das Kistchen ausgegraben, sodann seinen Irrthum wahrgenommen, selbst ein Loch gemacht, und dasselbe hineingelegt . . . nichts! Dann kam mir der Gedanke, er sei nicht so vorsichtig zu Werke gegangen, und habe ganz einfach das Kistchen in irgend einen Winkel geworfen. Bei dieser Voraussetzung mußte ich, um Nachforschungen anzustellen, den Tag abwarten. Ich ging wieder in das Zimmer hinauf und wartete."

„Oh! mein Gott!"

„Bei Tagesanbruch ging ich abermals hinab. Zuerst begab ich mich wieder zu der Baumgruppe; ich hoffte Spuren zu finden, die mir in der Dunkelheit entgangen wären; ich hatte die Erde auf einer Oberfläche von mehr als zwanzig Quadratfuß und auf eine Tiefe von mehr als zwei Fuß umgewühlt. Ein Tag wäre kaum für einen bezahlten Mann hinreichend ge-

wesen, um zu thun, was ich in einer Stunde gethan hatte. Nichts, ich sah durchaus nichts.

„Dann forschte ich nach dem Kistchen, gemäß meiner Voraussetzung, es wäre in irgend einen Winkel geworfen worden. Es mußte dies auf dem Wege sein, der zu der kleinen Ausgangsthüre führte, aber diese neue Nachforschung war eben so vergeblich, als die erste, und mit gepreßtem Herzen kehrte ich zu der Baumgruppe zurück, die mir selbst keine Hoffnung mehr übrig ließ."

„Oh! das war um wahnsinnig zu werden!" rief Madame Danglars.

„Ich hoffte dies einen Augenblick, aber ich war nicht so glücklich," sprach Villefort; „doch meine Kräfte und folglich meine Gedanken zusammenraffend, fragte ich mich: „„Warum sollte dieser Mensch den Leichnam mitgenommen haben?""

„Sie sagten es ja selbst, um einen Beweis zu haben," versetzte Madame Danglars.

„Ei! nein, Madame, dies konnte es nicht mehr sein; man behält einen Leichnam nicht ein Jahr lang, man zeigt ihn einem Beamten, man macht seine Anzeige; doch nichts von dem war geschehen."

„Nun, und dann?" fragte Herminie stammelnd.

„Dann gibt es noch etwas Furchtbareres, Unseligeres, Schrecklicheres für uns: das Kind lebte vielleicht, und der Mörder hat es gerettet."

Madame Danglars stieß einen gräßlichen Schrei aus, ergriff Villefort bei den Händen und sprach:

„Mein Kind lebte! Sie haben mein Kind lebendig begraben! Sie wußten nicht gewiß, daß es todt war, und begruben es! oh! . . ."

Madame Danglars hatte sich aufgerichtet und stand beinahe drohend vor dem Staatsanwalt, dessen Fäuste sie mit ihren zarten Händen preßte.

„Was weiß ich? Ich sage Ihnen dies, wie ich etwas Anderes sagen würde," erwiederte Villefort mit

einer Starrheit des Blickes, welche andeutete, daß dieser so mächtige Mann nahe daran war, die Gränzen der Verzweiflung und des Wahnsinns zu erreichen.

„Ah! mein Kind, mein armes Kind!“ rief die Baronin, auf ihren Stuhl zurücksinkend und ihr Schluchzen in ihrem Sacktuche erstickend.

Villefort kam wieder zu sich, er fühlte, daß er, um den mütterlichen Sturm abzuwenden, der sich auf seinem Haupte aufhäufte, bei Madame Danglars den Schrecken, den er selbst fühlte, vorübergehen lassen mußte.

„Sie begreifen, wenn sich die Sache so verhält,“ sagte er ebenfalls aufstehend und sich der Baronin nähernd, um leiser mit ihr zu sprechen, „Sie begreifen, dann sind wir verloren; dieses Kind lebt, es weiß Jemand, daß es lebt, es ist Jemand im Besitze unseres Geheimnisses, und da Monte Christo von einem Kinde spricht, das an einer Stelle vergraben gefunden worden sein soll, wo dieses Kind nicht war, so besitzt er dieses Geheimniß.“

„Gott! gerechter Gott! rächender Gott!“

Villefort antwortete nur durch eine Art von Röcheln.

„Doch dieses Kind, mein Herr, dieses Kind?“ versetzte hartnäckig die Mutter.

„Oh! wie habe ich es gesucht!“ erwiederte Villefort, die Hände ringend; „wie oft habe ich es in meinen langen, schlaflosen Nächten gerufen! wie oft habe ich mir einen königlichen Reichthum gewünscht, um einer Million Menschen eine Million Geheimnisse abzukaufen und das meinige in den ihrigen zu finden! Eines Tages endlich, als ich zum hundertsten Male den Spaten nahm, fragte ich mich auch zum hundertsten Male, was der Corse mit dem Kinde hätte thun können; ein Kind setzt einen Flüchtigen in Verlegenheit; vielleicht hatte er es, als er wahrnahm, daß es noch lebte, in den Fluß geworfen.“

„Unmöglich!“ rief Madame Danglars; „man er-

mordet einen Menschen aus Rache, aber man ertränkt nicht ein Kind mit kaltem Blute."

„Vielleicht hatte er es zu den Findelkindern gebracht."

„Oh! ja, ja, mein Kind ist dort."

„Ich lief in das Hospiz und erfuhr, daß man in eben dieser Nacht, in der Nacht vom 20. September, ein Kind in dem Thurme niedergelegt hatte; es war in die Hälfte einer absichtlich zerrissenen Serviette von feiner Leinwand eingewickelt. An dieser Hälfte der Serviette war eine Hälfte von einer Baronenkrone und der Buchstabe H."

„So ist es, so ist es!" rief Madame Danglars, „alle meine Wäsche war so bezeichnet. Herr von Nargonne war Baron, und ich heiße Herminie. Ich danke, mein Gott, mein Kind war nicht todt!"

„Nein, es war nicht todt."

„Und Sie sagen mir das! Sie sagen es, ohne zu befürchten, ich werde vor Freude sterben! Wo ist es? wo ist mein Kind?"

„Villefort zuckte die Achseln und erwiederte:

„Weiß ich es? Glauben Sie, wenn ich es wüßte, ließe ich Sie alle diese Proben und alle diese Stufengänge durchmachen, wie dies ein Dramaturg oder ein Romantiker thun würde? Nein, ach! nein, ich weiß es nicht. Eine Frau war ungefähr sechs Monate zuvor, um das Kind zurückzufordern, mit der andern Hälfte der Serviette gekommen. Diese Frau hatte alle die von dem Gesetze vorgeschriebenen Garantien geliefert, und man gab es ihr."

„Sie hätten sich nach dieser Frau erkundigen, sie entdecken müssen."

„Und womit glauben Sie, daß ich mich beschäftigte? Ich schützte eine Criminaluntersuchung vor und ließ durch Alles, was die Polizei an geschickten Spürhunden, an gewandten Agenten besitzt, Nachforschungen anstellen. Man fand ihre Spur bis Chalons; in Chalons hat man sie verloren."

„Verloren?"

„Ja, verloren; auf immer verloren."

Madame Danglars hatte diese Erzählung mit einem Seufzer, mit einer Thräne, mit einem Schrei für jeden einzelnen Umstand angehört.

„Und das ist Alles?" sagte sie, „und hiebei ließen sie es bewenden?"

„Oh! nein," erwiederte Villefort, „ich habe nie aufgehört, zu suchen, mich zu erkundigen, nachzuforschen. Seit ein paar Jahren ließ ich indessen ein wenig nach. Heute aber will ich mit mehr Beharrlichkeit und Schärfe als je wiederanfangen, und es wird mir gelingen, denn es ist nicht das Gewissen, was mich antreibt, sondern die Furcht."

„Der Graf von Monte Christo weiß nichts," entgegnete Madame Danglars, „sonst würde er Sie nicht so bevorzugen und zu gewinnen suchen, wie er dies thut."

„Oh! die Bosheit der Menschen ist sehr tief, denn sie ist tiefer, als die Güte Gottes. Haben Sie die Augen dieses Mannes wahrgenommen, während er mit uns sprach?"

„Nein."

„Haben Sie ihn zuweilen genauer betrachtet?"

„Er ist allerdings bizarr, mehr nicht; nur Eines ist mir aufgefallen: daß er von dem ganzen kostbaren Mahle, das er uns gegeben hat, nichts berührte, daß er von keiner Platte seinen Theil nehmen wollte."

„Ja! ja!" sprach Villefort, „ich habe dies ebenfalls bemerkt. Wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß, würde ich auch nichts berührt haben; ich hätte geglaubt er wollte uns vergiften."

„Und Sie hätten sich getäuscht, wie Sie sehen."

„Ja wohl; doch glauben Sie mir, dieser Mensch hat andere Pläne; deßhalb wollte ich Sie sehen, deßhalb bat ich Sie um eine Unterredung, deßhalb wollte ich Sie vor aller Welt und besonders vor ihm warnen. Sagen Sie mir," fuhr Villefort, seine Augen noch

schärfer als bis jetzt auf die Baronin heftend, fort, „Sie haben mit Niemand von unserer Verbindung gesprochen?"

„Niemals mit irgend einem Menschen."

„Sie verstehen mich, ich sage mit Niemand?" sprach Villefort liebevoll; „verzeihen Sie mir diese dringende Frage, nicht wahr mit Niemand in der ganzen Welt?"

„Oh! ja, ja, ich verstehe Sie sehr gut," sprach die Baronin erröthend, „niemals, ich schwöre es Ihnen."

„Sie haben nicht die Gewohnheit, am Abend aufzuschreiben, was am Morgen vorgefallen ist? Sie führen kein Tagebuch?"

„Nein! Ach! vom Leichtsinn fortgerissen, vergesse ich selbst mein vergangenes Leben."

„Sie träumen nicht laut, so viel Sie wissen?"

„Ich habe den Schlaf eines Kindes; erinnern Sie sich dessen nicht mehr?"

Purpur stieg in das Gesicht der Baronin und Bläffe übergoß das von Villefort.

„Es ist wahr," sagte er so leise, daß man es kaum hörte.

„Nun?" fragte die Baronin.

„Nun! ich begreife, was ich zu thun habe," versetzte Villefort; „ehe acht Tage vergehen, weiß ich, wer Herr von Monte Christo ist, woher er kommt, wohin er geht, und warum er in unserer Gegenwart von Kindern spricht, die man in seinem Garten begräbt."

Villefort sprach diese Worte mit einem Tone, der den Grafen schaudern gemacht haben würde, wenn er sie hätte hören können.

Dann drückte er die Hand, die ihm die Baronin nur mit Widerstreben gab, und geleitete sie achtungsvoll bis an die Thüre.

Madame Danglars nahm einen andern Fiacre, der sie bis zum Passage zurückführte; jenseits desselben fand sie ihren Wagen und ihren Kutscher, welcher, sie erwartend, friedlich auf seinem Bocke schlief.

Zwölftes Kapitel.

Ein Sommerball.

An demselben Tage, ungefähr zu der Stunde, wo Madame Danglars die von uns mitgetheilte Unterredung im Cabinet des Staatsanwaltes pflegte, lenkte eine Caleche in die Rue du Helder ein, fuhr durch das Thor von Nro. 27 und hielt im Hofe an.

Nach einem Augenblick öffnete sich der Kutschenschlag und Frau von Morcerf stieg gestützt auf den Arm ihres Sohnes aus.

Kaum hatte Albert seine Mutter in ihre Wohnung zurückgeleitet, als er seine Pferde verlangte und sich nach den Champs-Elysées zu dem Grafen von Monte Christo führen ließ.

Der Graf empfing ihn mit seinem gewöhnlichen Lächeln. Es war etwas Seltsames: nie schien man einen Schritt vorwärts in dem Herzen oder in dem Geiste dieses Mannes zu machen. Diejenigen, welche, wenn man so sagen darf, den Durchgang seines Vertrauens erzwingen wollten, fanden eine Mauer.

Morcerf, der mit geöffneten Armen auf ihn zulief, ließ, als er ihn anschaute, trotz seines freundschaftlichen Lächelns, diese Arme wieder fallen und wagte es höchstens, ihm die Hand zu reichen.

Monte Christo berührte sie, wie er es immer that, jedoch ohne sie zu drücken.

„Hier bin ich wieder, lieber Graf," sagte Albert.

„Seien Sie willkommen."

„Ich bin erst vor einer Stunde zurückgekehrt."

„Von Dieppe?"

„Vom Treport."

„Ah! es ist wahr!"

„Und mein erster Besuch gehört Ihnen."

„Das ist sehr liebenswürdig," sagte Monte Christo, gerade als ob er irgend etwas Anderes gesagt hätte.

„Nun, was gibt es Neues?"

„Neues! das fragen Sie mich, einen Fremden?"

„Verstehen Sie mich wohl: wenn ich frage, was es Neues gebe, so meine ich, ob Sie etwas für mich gethan haben?"

„Haben Sie mir denn irgend einen Auftrag ertheilt?" versetzte Monte Christo mit scheinbarer Unruhe.

„Heucheln Sie doch nicht Gleichgültigkeit!" rief Albert; „man sagt, es gebe sympathetische Offenbarungen, welche entfernte Räume durchdringen: im Treport erhielt ich meinen elektrischen Schlag... Sie haben, wenn nicht für mich gearbeitet, doch wenigstens an mich gedacht."

„Das ist möglich," versetzte Monte Christo, „doch der magnetische Strom, dessen Conductor ich war, arbeitete, ich muß es gestehen, ohne meinen Willen."

„Wirklich! ich bitte, erzählen Sie mir das."

„Gut... Herr Danglars speiste bei mir zu Mittag."

„Ich weiß es, denn um seine Gegenwart zu fliehen, machte ich mit meiner Mutter die Reise."

„Doch er speiste mit Herrn Andrea Cavalcanti bei mir."

„Mit Ihrem italienischen Fürsten?"

„Wir wollen nicht übertreiben, Herr Andrea gibt sich nur den Titel eines Grafen."

„Er gibt sich, sagen Sie?"

„Er gibt sich, sage ich."

„Er ist es also nicht?"

„Weiß ich es? Er gibt sich, ich gebe ihm, man gibt ihm diesen Titel; ist das nicht, als ob er ihn hätte?"

„Sie sind ein seltsamer Mann! Nun?"

„Was nun?"

„Herr Danglars hat bei Ihnen zu Mittag gespeist?"

„Ja."

„Mit Ihrem Herrn Grafen Andrea Cavalcanti?"

„Mit dem Grafen Andrea Cavalcanti, dem Marquis seinem Vater, mit Madame Danglars, Herrn und Frau von Villefort, reizenden Leuten, Herrn Debray, Maximilian Morrel und dann noch mit wem ... warten Sie ... ah! mit Herrn von Chateau-Renaud."

„Man hat von mir gesprochen?"

„Kein Wort."

„Desto schlimmer."

„Warum dies? Mir scheint, wenn man Sie vergessen hat, so that man nur das, was Sie wünschten."

„Mein lieber Graf, wenn man nicht von mir sprach, so dachte man viel an mich, und dann bin ich in Verzweiflung."

„Was ist Ihnen daran gelegen, da Fräulein Danglars nicht unter der Zahl derjenigen war, welche hier an Sie dachten? Ah! sie konnte allerdings zu Hause an Sie denken."

„Oh! was das betrifft, nein, dessen bin ich gewiß, oder wenn sie am mich dachte, so geschah es auf dieselbe Weise, wie ich an sie denke."

„Eine rührende Sympathie!" sagte der Graf. „Sie hassen sich also?"

„Hören Sie," sprach Morcerf, „wenn Fräulein Danglars geeignet wäre, Mitleid mit dem Märtyrthum zu bekommen, das ich für Sie erdulde, und mich außerhalb des von unsern beiden Familien beschlossenen Ehebundes belohnen wollte, so würde mir dies vortrefflich zusagen. Kurz ich glaube, daß Fräulein Danglars eine entzückende Geliebte wäre, doch als Frau, Teufel!..."

„Das ist also die Art und Weise, wie Sie über Ihre Zukünftige denken?" sprach Monte Christo lachend.

„Oh! mein Gott, ja, zwar etwas roh, aber wenigstens bestimmt. Da man jedoch aus diesem Traume nicht eine Wirklichkeit machen kann, da, um zu einem gewissen Ziele zu gelangen, Fräulein Danglars meine Frau werden, das heißt mit mir leben, bei mir den-

ken, bei mir singen, zehn Schritte von mir Verse und Musik machen muß, und dies mein ganzes Leben hindurch, so erschrecke ich; eine Geliebte, lieber Graf, verläßt man, aber eine Frau, Teufel! das ist etwas Anderes, das behält man, und zwar ewig, nahe oder ferne; Fräulein Danglars aber stets zu behalten, und wäre es auch nur in der Ferne, ist in der That schrecklich."

„Sie sind schwer zu befriedigen, Vicomte."

„Ja, denn häufig denke ich an etwas Unmögliches."

„An was?"

„Ich wünschte eine Frau für mich zu finden, wie mein Vater eine für sich gefunden hat."

Monte Christo erbleichte und schaute Albert an, während er mit prächtigen Pistolen spielte, deren Federn er rasch knacken ließ.

„Ihr Vater ist also sehr glücklich gewesen?" sagte er.

„Sie kennen meine Ansicht über meine Mutter, Herr Graf: ein Engel des Himmels, immer noch schön, besser als je. Ich komme vom Treport zurück; ei, mein Gott! für jeden andern Sohn wäre seine Mutter begleiten eine Gefälligkeit oder ein Frohndienst gewesen, ich aber habe acht Tage unter vier Augen mit ihr zugebracht, zufriedener, ruhiger, poetischer, sage ich Ihnen, als wenn ich die Königin Mab oder Titania nach dem Treport geführt hätte."

„Das ist eine erschreckliche Vollkommenheit, und Sie machen denjenigen, welche Sie hören, große Lust, Junggesellen zu bleiben."

„Gerade im Bewußtsein, daß es auf der Welt eine vollkommene Frau gibt, getraue ich mir nicht, Fräulein Danglars zu heirathen. Haben Sie zuweilen bemerkt, wie unsere Selbstsucht Alles, was uns gehört, in glänzende Farben kleidet? Der Diamant, der an dem Fenster von Marlé oder Fossin funkelte, wird viel schöner, sobald er unser Diamant ist; doch begreifen Sie das Leiden, wenn Sie der Augenschein zwingt, anzuerkennen, daß es einen von reinerem Wasser gibt, während

Sie verurtheilt sind, diesen Diamant, der unter einem andern steht, ewig zu tragen?“

„Weltlich!“ murmelte der Graf.

„Deßhalb werde ich vor Freude an dem Tage springen, wo Fräulein Eugenie wahrnimmt, daß ich ein gebrechliches Atom bin und kaum so viele hundert tausend Franken besitze, als sie Millionen hat.“

Monte Christo lächelte.

„Ich hatte wohl einen Gedanken,“ fuhr Albert fort; „Franz ist ein Freund von excentrischen Dingen, ich wollte ihn in Fräulein Danglars verliebt machen; doch obgleich ich ihm vier Briefe in dem lockendsten Style schrieb, antwortete er mir stets und auf eine unabänderliche Weise:

„„Ich bin allerdings excentrisch, aber dies geht bei mir nicht so weit, daß ich mein Wort zurücknehmen würde, wenn ich es einmal gegeben habe.““

„Das nenne ich eine aufopfernde Freundschaft: einem Andern eine Frau geben, die man selbst nur unter dem Titel einer Geliebten haben möchte.“

Albert lächelte.

„Wissen Sie, daß dieser liebe Franz zurückkommt?“ sprach Morcerf; „doch es ist Ihnen wenig daran gelegen, Sie lieben ihn, glaube ich, nicht?“

„Ich! ei mein lieber Vicomte, wo haben Sie denn gesehen, daß ich Franz nicht liebe? Ich liebe die ganze Welt.“

„Und ich bin in dieser Welt mit einbegriffen. . . Ich danke.“

„Wir wollen die Sache nicht verwirren,“ sprach Monte Christo: „ich liebe die ganze Welt auf die Weise, wie wir nach dem Befehle Gottes unsern Nächsten lieben sollen, das heißt auf eine christliche Weise; aber ich hasse nur gewisse Personen. Kehren wir zu Herrn Franz d'Epinay zurück. Sie sagen, er komme an?“

„Ja, zurückgerufen von Herrn von Villefort, der, wie es scheint, eben so wüthend ist, Fräulein Valentine

zu verheirathen, als Herr Danglars, Fräulein Eugenie in die Ehe zu versetzen. Der Zustand eines Vaters von großen Töchtern muß offenbar im höchsten Grade ermüdend sein; es scheint, es macht ihnen das Fieber und ihr Puls schlägt neunzigmal in der Minute, bis sie von denselben befreit sind."

„Herr d'Epinay gleicht Ihnen nicht, er nimmt, wie ich glaube, sein Unglück in Geduld hin."

„Er thut noch etwas Besseres, er nimmt die Sache im Ernste, zieht weiße Halsbinden an und spricht bereits von seiner Familie. Uebrigens hegt er eine große Achtung für die Villefort."

„Nicht wahr, eine wohlverdiente?"

„Ich glaube es, Herr von Villefort wurde immer für einen strengen, aber gerechten Mann angesehen."

„Das lasse ich mir gefallen," sprach Monte Christo, „es ist doch wenigstens Einer, den Sie nicht wie den armen Herrn Danglars behandeln."

„Dies kommt vielleicht davon her, daß ich nicht genöthigt bin, seine Tochter zu heirathen," entgegnete Albert lachend.

„In der That, mein lieber Herr," sagte Monte Christo, „Sie haben ein empörend kindisches Wesen."

„Ich?"

„Ja, Sie. Nehmen Sie doch eine Cigarre."

„Sehr gern. Und warum bin ich kindisch?"

„Weil Sie sich gegen eine Heirath mit Fräulein Danglars sträuben. Ei mein Gott! lassen Sie die Dinge Ihren Gang gehen, und Sie sind es vielleicht nicht, der zuerst sein Wort zurücknimmt."

„Bah!" rief Albert mit großen Augen.

„Allerdings, mein lieber Vicomte, man wird Ihnen nicht mit Gewalt den Kopf zwischen die Thüren stecken! Sprechen Sie im Ernste," sagte Monte Christo den Ton verändernd, „haben Sie Lust zu brechen?"

„Ich gebe hundert tausend Franken hiefür."

„Wohl," so seien Sie glücklich: Herr Danglars ist

bereit, das Doppelte zu geben, um zu demselben Ziele zu gelangen."

„Ist dieses Glück wahr?" sagte Albert, der es indessen, während er so sprach, nicht verhindern konnte, daß eine unmerkliche Wolke über seine Stirne hinzog. „Doch, mein lieber Herr Graf, Herr Danglars hat also Gründe?"

„Ah! hier kommt die stolze, selbstsüchtige Natur! gut, ich finde hier wieder den Menschen, der die Eitelkeit eines Andern mit der Axt todtschlagen will und schreit, wenn man die seinige mit einer Nadel ansticht."

„Nein! doch es scheint mir, Herr Danglars..."

„Sollte von Ihnen entzückt sein, nicht wahr? Ei! Herr Danglars ist entschieden ein Mann von schlechtem Geschmacke und noch mehr entzückt von einem Andern... Studiren Sie, schauen Sie, ergreifen Sie die Anspielungen im Fluge, und ziehen Sie Nutzen daraus."

„Gut, ich begreife; hören Sie, meine Mutter . . . nein! nicht meine Mutter, ich täusche mich, mein Vater hat den Gedanken gehabt, einen Ball zu geben."

„Einen Ball in dieser Jahreszeit?"

„Die Bälle sind stets in der Mode."

„Wären Sie es nicht, so dürfte die Gräfin nur wollen, und sie würde sie in Mode bringen."

„Nicht übel; Sie begreifen, das sind Vollblutbälle; diejenigen, welche im Monat Juli in Paris bleiben, sind wahre Pariser. Wollen Sie eine Einladung für die Herren Cavalcanti übernehmen?"

„In wie viel Tagen wird der Ball stattfinden?"

„Sonnabend."

„Herr Cavalcanti der Vater wird abgereist sein."

„Doch Herr Cavalcanti der Sohn bleibt; wollen Sie es übernehmen, Herrn Cavalcanti den Sohn zu bringen?"

„Hören Sie, Vicomte, ich kenne ihn nicht."

„Sie kennen ihn nicht?"

„Nein, ich habe ihn vor drei oder vier Tagen zum ersten Male gesehen, und stehe in keiner Beziehung zu ihm."

„Doch Sie empfangen ihn?"

„Ich, das ist etwas Anderes; er ist mir durch einen braven Abbé empfohlen worden, den man getäuscht haben kann. Laden Sie ihn immerhin selbst ein, sagen Sie mir aber nicht, ich soll ihn bei Ihnen vorstellen; würde er später Fräulein Danglars heirathen, so könnten Sie mich eines Schleichweges beschuldigen und Lust bekommen, sich auf Leben und Tod mit mir zu schlagen; überdies weiß ich nicht, ob ich selbst kommen werde."

„Wohin?"

„Auf Ihren Ball."

„Warum werden Sie nicht kommen?"

„Einmal, weil ich noch nicht eingeladen bin."

„Ich erscheine ausdrücklich hier, um Ihnen Ihre Einladung persönlich zu überbringen."

„Oh! das ist entzückend; doch ich kann verhindert sein."

„Wenn ich Ihnen Eines gesagt habe, sind Sie liebenswürdig genug, um uns alle Ihre Hindernisse zum Opfer zu bringen."

„Sprechen Sie."

„Meine Mutter bittet Sie."

„Die Frau Gräfin von Morcerf?" versetzte Monte Christo bebend.

„Ah! Graf, ich sage Ihnen, meine Mutter spricht frei mit mir; und wenn Sie nicht die sympathetischen Fibern, von denen vorhin die Rede war, in sich krachen fühlten, so fehlen Ihnen diese Fibern gänzlich, denn vier Tage lang sprachen wir nur von Ihrer Person."

„Von mir? In der That, Sie überhäufen mich mit Artigkeiten!"

„Hören Sie, dies ist das Vorrecht Ihrer Stellung, wenn man ein lebendiges Problem ist!"

„Ah! ich bin also auch für Ihre Frau Mutter ein Problem! In der That, ich hielt sie für zu ver-

nünftig, als daß ich glauben konnte, sie würde sich solchen Verirrungen der Einbildungskraft hingeben!"

„Ein Problem, mein lieber Graf, ein Problem für Alle, für meine Mutter wie für die Anderen, ein angenommenes, aber nicht errathenes Problem, bleiben Sie stets im Zustande eines Räthsels. Meine Mutter fragt nur immer, wie es komme, daß Sie so jung seien. Ich glaube im Ganzen, daß Sie meine Mutter, während Sie die Gräfin G*** Lord Ruthwen nennt, für Cagliostro oder für den Grafen von Saint-Germain hält. Sobald Sie Frau von Morcerf wieder besuchen, bestätigen Sie dieselbe in ihrer Meinung. Das kann Ihnen nicht schwer werden, Sie haben den Stein der Weisen des Einen, und besitzen den Geist des Andern."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich hievon benachrichtigt haben," sagte der Graf lächelnd; „ich werde bemüht sein, mich in den Stand zu setzen, allen diesen Muthmaßungen die Stirne zu bieten."

„Sie kommen also Sonnabend?"

„Da mich Frau von Morcerf darum bittet."

„Sie sind bezaubernd."

„Und Herr Danglars?"

„Oh! er hat bereits die dreifache Einladung erhalten; mein Vater übernahm dies. Wir werden auch bemüht sein, Herrn von Villefort zu bekommen, doch man verzweifelt daran."

„Man muß nie an etwas verzweifeln, sagt das Sprüchwort."

„Tanzen Sie, Herr Graf?"

„Ich?"

„Ja, Sie. Wäre es etwas Erstaunliches, wenn Sie tanzten?"

„Ah! in der That, so lange man das Vierzigste noch nicht hinter sich hat . . . Nein, ich tanze nicht, aber ich sehe gern tanzen. Tanzt Frau von Morcerf?"

„Niemals; Sie plaudern, sie hat so große Lust, mit Ihnen zu plaudern."

„Wirklich?"

„Bei meinem Ehrenwort! Ich erkläre Ihnen, Sie sind der erste Mann, für welchen meine Mutter eine solche Neugierde geoffenbart hat."

Albert nahm seinen Hut und stand auf; der Graf führte ihn an die Thüre.

„Ich mache mir einen Vorwurf," sagte er, ihn oben an der Freitreppe zurückhaltend.

„Welchen?"

„Ich war indiscret, ich hätte nicht von Herrn Danglars sprechen sollen."

„Im Gegentheil, sprechen Sie abermals, sprechen Sie oft, sprechen Sie immer davon: doch auf dieselbe Weise."

„Gut! Sie beruhigen mich. Sagen Sie mir, wann kommt Herr d'Epinay?"

„Spätestens in fünf bis sechs Tagen."

„Und wann heirathet er?"

„Sobald Herr und Frau von Saint-Meran eingetroffen sind."

„Bringen Sie ihn zu mir, wenn er in Paris ist. Obgleich Sie behaupten, ich liebe ihn nicht, erkläre ich Ihnen doch, daß ich glücklich sein werde, ihn wiederzusehen."

„Ihre Befehle sollen vollzogen werden, Herr Graf."

„Auf Wiedersehen!"

„Nicht wahr, jedenfalls Sonnabend?"

„Ich habe mein Wort gegeben."

Der Graf grüßte Albert mit der Hand und folgte ihm mit den Augen. Als der Vicomte in seinen Phaeton gestiegen war, wandte er sich um und fragte, da er Bertuccio hinter sich fand:

„Nun?"

„Sie ist in den Justizpallast gefahren," antwortete der Intendant.

„Ist sie lange dort geblieben?"

„Anderthalb Stunden.“

„Und dann nach Hause zurückgekehrt?“

„Unmittelbar.“

„Wohl, mein lieber Herr Bertuccio, wenn ich Ihnen nun einen Rath geben soll, so sehen Sie in der Normandie nach, ob Sie nicht das kleine Landgut finden, von welchem ich Ihnen sprach.“

Herr Bertuccio verbeugte sich, und da seine Wünsche mit dem Befehle, den er erhalten, vollkommen im Einklang standen, so reiste er noch an demselben Abend ab.

Dreizehntes Kapitel.

Die Erkundigungen.

Herr von Villefort hielt Madame Danglars und besonders sich selbst Wort, indem er zu erfahren suchte, wie der Graf von Monte Christo Kenntniß von der Geschichte des Hauses in Auteuil erlangt hatte.

Er schrieb an demselben Tage an einen gewissen Herrn von Boville, der, nachdem er einst Inspektor der Gefängnisse gewesen, in einem höheren Grade bei der Sicherheitspolizei angestellt worden war, um von diesem die gewünschte Auskunft zu erhalten; Herr von Boville verlangte zwei Tage, um in Erfahrung zu bringen, bei wem man genaue Kunde einziehen könnte.

Nachdem die zwei Tage abgelaufen waren, erhielt Herr von Villefort folgende Note:

„Die Person, welche man den Herrn Grafen von

Monte Christo nennt, ist besonders dem Lord Wilmore, einem reichen Fremden, bekannt, den man zuweilen in Paris sieht, und der sich in diesem Augenblick hier befindet; sie ist ebenfalls bekannt dem Abbé Busoni, einem sicilianischen Priester von großem Rufe im Orient, wo er viele gute Werke verrichtet hat."

Herr von Villefort antwortete durch einen Befehl, über diese beiden Fremden auf das Schleunigste und Genaueste Erkundigung einzuziehen; am andern Abend waren seine Befehle vollzogen und er erhielt folgende Notizen:

„Der Abbé, der nur auf einen Monat in Paris war, bewohnte hinter Saint-Silpuce ein kleines Haus, bestehend aus einem Stocke und einem Erdgeschoß; vier Zimmer, zwei oben, zwei unten, bildeten die ganze Wohnung, deren einziger Miethsmann er war.

„Die zwei unteren Zimmer bestanden aus einem Speisesaal mit Tischen, Stühlen und Buffet von Nußbaumholz, und einem Salon mit weiß angemaltem Getäfel, ohne Zierrathen, ohne Teppiche und ohne Uhr. Man sah, daß sich der Abbé für seine Person auf die streng nothwendigen Gegenstände beschränkte.

„Der Abbé bewohnte allerdings vorzugsweise den Salon im ersten Stocke.

„Ganz mit theologischen Büchern und Pergamenten, unter denen man ihn, wie sein Kammerdiener sagte, sich Monate lang vergraben sah, ausgestattet, war dieser Salon in Wirklichkeit weniger ein Salon, als eine Bibliothek.

„Sein Diener betrachtete die Besuche durch eine Art von Gitterchen, und wenn ihm ihr Gesicht unbekannt war oder mißfiel, so antwortete er, der Herr Abbé wäre nicht in Paris, womit sich Viele begnügten, denn man wußte, daß er häufig reiste und zuweilen lange Zeit auf der Reise blieb.

„War er übrigens zu Hause oder nicht zu Hause, befand er sich in Paris oder in Kairo, so gab der

Abbé doch immer, und das Gitter diente auch, um die Almosen durchzuschieben, welche der Diener unablässig im Namen seines Herrn austheilte.

„Das andere Zimmer, welches neben der Bibliothek lag, war ein Schlafzimmer. Ein Bett ohne Vorhänge, vier Lehnstühle und ein Canapé von Utrechter Sammet bildeten nebst einem Betpulte seine ganze Ausstattung.

„Lord Wilmore wohnte in der Rue Saint-George. Er war einer von den englischen Touristen, welche ihr ganzes Vermögen auf der Reise verzehren. Er miethete eine meublirte Wohnung, in der er nur zwei bis drei Stunden des Tages zubrachte und sehr selten schlief. Es gehörte zu seiner Manien, daß er durchaus nicht die französische Sprache sprechen wollte, welche er jedoch mit ziemlich großer Reinheit geschrieben haben soll."

Am anderen Tage, nachdem diese kostbare Auskunft bei dem Herrn Staatsanwalte eingetroffen war, klopfte ein Mensch, der an der Ecke der Rue Férou aus dem Wagen stieg, an eine olivengrün angemalte Thüre und fragte nach dem Abbé Busoni.

„Der Herr Abbé ist schon am Morgen ausgegangen," erwiederte der Diener.

„Ich könnte mich nicht mit dieser Antwort begnügen," sprach der Besuch, „denn ich komme im Auftrage einer Person, für die man immer zu Hause ist. Doch wollen Sie dem Herrn Abbé Busoni . . ."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, er wäre nicht zu Hause," wiederholte der Diener.

„So geben Sie ihm, wenn er zurückgekehrt sein wird, diese Karte und dieses versiegelte Papier. Wird der Herr Abbé diesen Abend um acht Uhr zu Hause sein?"

„Ohne allen Zweifel, mein Herr, wenn der Herr Abbé nicht arbeitet, denn dann ist es, wie wenn er ausgegangen wäre."

„Ich werde diesen Abend zur genannten Stunde wiederkommen," versetzte der Besuch, und entfernte sich.

Zur bestimmten Stunde kam derselbe Mensch in demselben Wagen, der, statt an der Ecke der Rue Férou anzuhalten, diesmal vor der grünen Thüre anhielt. Er klopfte, man öffnete ihm und er trat ein.

Aus den Zeichen der Ehrfurcht, die der Diener an ihn verschwendete, ersah er, daß der Brief die gewünschte Wirkung hervorgebracht hatte.

„Ist der Herr Abbé zu Hause?" fragte er.

„Ja, er arbeitet in seiner Bibliothek; doch er erwartet den Herrn," sprach der Diener.

Der Fremde stieg eine ziemlich schlechte Treppe hinauf, und erblickte an einem Tische, dessen Oberfläche mit der Helle übergossen war, die ein weiter Lichtschirm concentrirte, während das Uebrige des Zimmers im Schatten lag, den Abbé in geistlicher Kleidung, den Kopf bedeckt mit einer von jenen Kappen, unter denen sich der Schädel der Gelehrten in us des Mittelalters begrub.

„Habe ich die Ehre mit Herrn Busoni zu sprechen?" fragte der Besuch.

„Ja, mein Herr," antwortete der Abbé, „und Sie sind die Person, welche Herr von Boville, der ehemalige Intendant der Gefängnisse, im Auftrage des Herrn Polizeipräfecten zu mir schickt."

„Ganz richtig, mein Herr."

„Einer von den Agenten, welche für die Sicherheit von Paris zu sorgen haben?"

„Ja, mein Herr," antwortete der Fremde mit einem gewissen Zögern und besonders mit etwas Röthe.

Der Abbé richtete die große Brille zurecht, welche nicht nur seine Augen, sondern auch seine Schläfe bedeckte, setzte sich wieder und bedeutete dem Fremden durch ein Zeichen, er möge sich ebenfalls setzen.

„Ich höre Sie, mein Herr," sprach der Abbé mit scharf italienischem Accente.

„Die Sendung, welche ich übernommen habe, mein Herr," sagte der Besuch, jedes seiner Worte so langsam aussprechend, als hätten sie Mühe aus dem Munde zu gehen, „ist eine Sendung des Vertrauens für denjenigen, der dieselbe vollzieht, und für den, bei welchem sie vollzogen wird."

Der Abbé verbeugte sich.

„Ja, mein Herr," fuhr der Fremde fort, „Ihre Redlichkeit ist dem Herrn Polizeipräfecten so wohl bekannt, daß er von Ihnen, als Beamter, eine Sache erfahren will, bei der die öffentliche Sicherheit betheiligt ist, in deren Namen ich zu Ihnen abgeordnet bin. Wir hoffen, Herr Abbé, daß weder Bande der Freundschaft, noch menschliche Rücksichten Sie veranlassen werden, der Justiz die Wahrheit zu verbergen."

„Vorausgesetzt, mein Herr, daß die Dinge, welche Sie zu erfahren wünschen, in keiner Beziehung die Bedenklichkeiten meines Gewissens berühren. Ich bin Priester, mein Herr, und die Geheimnisse der Beichte, zum Beispiel, müssen zwischen mir und der Gerechtigkeit Gottes, und nicht zwischen mir und der menschlichen Gerechtigkeit bleiben."

„Oh! seien Sie unbesorgt, Herr Abbé," sagte der Fremde, „jedenfalls werden wir Ihr Gewissen sichern."

Bei diesen Worten drückte der Abbé auf seiner Seite auf den Lichtschirm, und hob dadurch den Lichtschirm auf der anderen Seite, so daß, während das Gesicht des Fremden völlig beleuchtet wurde, das seinige ganz im Schatten blieb.

„Verzeihen Sie, mein Herr Abbé," sagte der Abgeordnete des Polizeipräfecten, „dieses Licht ist höchst schmerzhaft für meine Augen."

Der Abbé drückte den grünen Pappendeckel nieder.

„Sprechen Sie nun."

„Ich komme zur Sache. Sie kennen ohne Zweifel den Herrn Grafen von Monte Christo?"

„Sie meinen Herrn Zaccone?"

„Zaccone! . . . Heißt er denn nicht Monte Christo?“

„Monte Christo ist der Name eines Gutes, oder vielmehr eines Felsen, und kein Familienname.“

„Wohl, es mag sein; streiten wir nicht über Worte, und da Herr von Monte Christo und Herr Zaccone derselbe Mensch ist . . .“

„Ganz derselbe.“

„So wollen wir von Herrn Zaccone sprechen.“

„Gut.“

„Ich fragte Sie, ob Sie ihn kennen.“

„Genau.“

„Wer ist er?“

„Er ist der Sohn eines reichen Rheders in Malta.“

„Ja, ich weiß, das sagt man; doch Sie begreifen, die Polizei kann sich nicht mit einem *man sagt* begnügen?“

„Wenn jedoch,“ versetzte der Abbé mit einem sehr freundlichen Lächeln, „wenn dieses *man sagt* die Wahrheit ist, so muß sich die ganze Welt damit begnügen, und die Polizei muß es machen, wie die ganze Welt.“

„Sind Sie dessen, was Sie behaupten, gewiß?“

„Ob ich dessen gewiß bin!“

„Bemerken Sie wohl, mein Herr, ich setze durchaus keinen Zweifel in Ihre Glaubwürdigkeit. Ich frage Sie: sind Sie Ihrer Sache gewiß?“

„Hören Sie, ich habe Herrn Zaccone den Vater gekannt.“

„Ah! ah!“

„Ja, und habe mit dem Sohne, als er noch ein Kind war, wohl zehnmal auf den Werften gespielt.“

„Doch dieser Grafentitel? . . .“

„Sie wissen, das kauft sich.“

„In Italien?“

„Ueberall.“

„Doch diese Reichthümer, welche, wie man sagt, ungeheuer sind. . ."

„Oh! was das betrifft," erwiederte der Abbé, „ungeheuer, das ist das richtige Wort".

„Wie viel glauben Sie, daß er besitzt, Sie, der Sie ihn kennen?"

„O! er hat gewiß hundert und fünfzig bis zweimal hundert tausend Franken Rente."

„Ah! das ist vernünftig," versetzte der Fremde, „aber man sprach von drei, von vier Millionen!"

„Zweimal hundert tausend Franken Rente, mein Herr, das macht gerade vier Millionen Kapital."

„Doch man sprach von den drei bis vier Millionen Rente."

„Oh, das ist nicht glaublich!"

„Und Sie kennen seine Insel Monte Christo?" –

„Gewiß; Jeder, der von Palermo, von Neapel oder Rom nach Frankreich reiste, kennt sie, weil er an ihr vorübergekommen ist und dieselbe im Vorüberfahren gesehen hat."

„Es ist ein bezaubernder Aufenthalt, wie man versichert?"

„Nur ein Felsen."

„Und warum hat der Graf einen Felsen gekauft?"

„Gerade, um Graf zu sein. Um in Italien Graf zu werden, bedarf man auch einer Grafschaft."

„Sie haben ohne Zweifel von den Jugendabenteuern von Herrn Zaccone sprechen hören?"

„Dem Vater?"

„Nein, dem Sohne?"

„Ah! hier fängt die Ungewißheit bei mir an, denn hier habe ich meinen Kameraden aus dem Gesichte verloren."

„Er hat den Krieg mitgemacht?"

„Ich glaube, er hat gedient."

„Bei welcher Waffe?"

„Bei der Marine."

„Sie sind nicht sein Beichtvater?"

„Nein, mein Herr; ich glaube, er ist Lutheraner."

„Wie, Lutheraner?"

„Ich sage, ich glaube; ich kann es nicht mit Sicherheit behaupten. Uebrigens war ich der Ansicht, die Freiheit des Cultus wäre in Frankreich begründet?"

„Allerdings, auch beschäftigen wir uns in diesem Augenblick nicht mit seinem Glauben, sondern mit seinen Handlungen; im Namen des Herrn Polizeipräfecten fordere ich Sie auf, zu sagen, was Sie davon wissen."

„Er gilt für einen sehr wohlthätigen und menschenfreundlichen Mann. Unser heiliger Vater, der Papst, hat ihn, eine Gunst, die er kaum Fürsten bewilligt, zum Ritter des Christusordens für die großen Dienste ernannt, die er den Christen im Orient geleistet; er hat so fünf bis sechs Großkreuze für Dienste erhalten, die von ihm den Fürsten oder den Staaten erwiesen worden sind."

„Und er trägt sie?"

„Nein, doch er ist stolz darauf; er sagt, er liebe mehr die den Wohlthätern der Menschheit bewilligtrn Belohnungen, als diejenigen, welche man den Zerstörern der Menschen zukommen lasse."

„Dieser Mann ist also ein Quaker?"

„Er ist allerdings ein Quaker, wohlverstanden, abgesehen von dem großen Hute und dem kastanienbraunen Rocke."

„Weiß man, daß er Freunde hat?"

„Ja, denn es sind alle diejenigen seine Freunde, welche ihn kennen."

„Doch er hat auch wohl einen Feind?"

„Einen einzigen."

„Wie heißt er?"

„Lord Wilmore."

„Wo ist er?"

„In diesem Augenblick in Paris."

„Und er kann mir Auskunft geben?"

„Kostbare. Er war zu gleicher Zeit mit Zaccone in Indien."

„Wissen Sie, wo er wohnt?“

„Irgendwo in der Chaussée d'Antin.“

„Sie stehen schlecht mit diesem Engländer?“

„Ich liebe Zaccone und er haßt ihn; wir sind deßhalb kalt mit einander.“

„Mein Herr Abbé, glauben Sie, der Graf von Monte Christo sei je in Frankreich gewesen, vor der Reise, die er jetzt nach Paris gemacht hat?“

„Ah! dafür kann ich Ihnen auf das Bündigste stehen. Nein, mein Herr, er ist nie hier gewesen, denn er hat sich vor sechs Monaten an mich gewendet, um die erforderliche Auskunft zu erhalten. Da ich meinerseits nicht wußte, um welche Zeit ich in Paris sein würde, so adressirte ich ihn an Herrn Cavalcanti.“

„An Andrea?“

„Nein, an Bartolomo, den Vater.“

„Sehr gut, mein Herr; ich habe Sie nur noch Eines zu fragen, und fordere Sie im Namen der Menschheit, der Ehre und der Religion auf, mir ohne Umschweife zu antworten.“

„Sprechen Sie, mein Herr.“

„Wissen Sie, in welcher Absicht Herr von Monte Christo ein Haus in Auteuil kaufte?“

„Gewiß, denn er hat es mir gesagt.“

„Nun denn?“

„Um daraus ein Hospiz für Geisteskranke nach Art dessen zu machen, welches der Herr Baron von Pisari in Palermo gegründet hat.“

„Kennen Sie dieses Hospiz?“

„Dem Rufe nach, ja, mein Herr; es soll eine herrliche Anstalt sein.“

Und hienach grüßte der Abbé den Fremden, wie ein Mensch, der zu verstehen geben will, es wäre ihm nicht unangenehm, eine unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen zu können.

Begriff der Besuch das Verlangen des Abbé oder

war er mit seinen Fragen zu Ende, . . er stand ebenfalls auf. Der Abbé begleitete ihn bis zur Thüre.

„Sie geben große Almosen,“ sprach der Fremde, „und obgleich man Sie reich nennt, wage ich es dennoch, Ihnen etwas für die Armen anzubieten; würden Sie wohl die Güte haben, meine Gabe anzunehmen?“

„Ich danke Ihnen, mein Herr; ich bin nur auf Eines in der Welt eifersüchtig: was ich Gutes thue, muß von mir kommen.“

„Aber wenn . . .“

„Es ist ein unabänderlicher Beschluß. Doch suchen Sie, mein Herr, und Sie werden finden: ach! es findet sich auf dem Wege jedes Reichen genug Elend, an das man gleichsam mit den Ellenbogen stößt!“

Der Abbe grüßte zum letzten Male und öffnete die Thüre; der Fremde grüßte ebenfalls und entfernte sich.

Der Wagen führte ihn geraden Weges zu Herrn von Villefort.

Eine Stunde nachher kam der Wagen abermals heraus und diesmal wandte er sich nach der Rue Fontaine-Saint-George.

Bei Nro. 5 hielt er an. Hier wohnte Lord Wilmore. Der Fremde hatte Lord Wilmore schriftlich um eine Zusammenkunft gebeten, welche dieser auf zehn Uhr bestimmte. Als der Abgesandte des Herrn Polizeipräfecten um zehn Uhr weniger zehn Minuten ankam, antwortete man ihm, Lord Wilmore, die Pünktlichkeit und Genauigkeit in Person, wäre noch nicht zurückgekehrt, aber er würde sicherlich auf den Punkt zehn Uhr erscheinen.

Der Besuch wartete in dem Salon. Dieser Salon hatte nichts Merkwürdiges und war wie alle Salons in einem Hotel garni. Ein Kamin mit zwei Vasen von neuem Sèvres, eine Pendeluhr mit einem Amor, der seinen Bogen spannt, ein Spiegel in zwei Stücken, auf jeder Seite dieses Spiegels ein Kupferstich, von denen der eine Homer seinen Führer tragend, der andere

Belisar Almosen fordernd darstellte; eine Tapete in Grau; ein Meuble von rothem mit Schwarz bedrucktem Tuche, dies war der Salon von Lord Wilmore.

Er wurde beleuchtet durch Kugeln von geschliffenem Glase, die nur ein mattes Licht verbreiteten, welches ausdrücklich für die schwachen Augen des Abgeordneten des Herrn Polizeipräfecten berechnet zu sein schien.

Nachdem dieser zehn Minuten gewartet, schlug es zehn Uhr; beim fünften Schlage öffneten sich die Thüren, und Lord Wilmore erschien.

Lord Wilmore war ein Mann, mehr groß als klein, mit dünnem, rothem Backenbarte, weißer Gesichtsfarbe und blonden, gräulich werdenden Haaren. Er war auf eine ächt englisch-bizarre Weise gekleidet, das heißt, er trug einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen und einem hohen gesteppten Kragen, wie man dies im Jahre 1811 hatte, eine Weste von weißem Casimir und Hosen von Nankin, welche drei Zoll zu kurz waren, aber durch Stege von demselben Stoffe verhindert wurden, bis an die Kniee hinaufzuweichen. Sein erstes Wort beim Eintritt war:

„Sie wissen, mein Herr, daß ich nicht Französisch spreche?"

„Ich weiß wenigstens, daß Sie es nicht lieben, unsere Sprache zu sprechen," antwortete der Abgesandte des Herrn Polizeipräfecten.

„Doch Sie können dieselbe sprechen," versetzte Lord Wilmore, „denn wenn ich sie auch nicht spreche, so verstehe ich sie doch."

„Und ich," sagte der Besuch, das Idiom wechselnd, „ich spreche leicht genug Englisch, um eine Unterredung in dieser Sprache führen zu können. Thun Sie sich also keinen Zwang an, mein Herr."

„Hao!" rief Lord Wilmore mit jenem Tone, der nur den reinsten Eingeborenen Großbritanniens angehört.

Der Abgeordnete des Polizeipräfecten übergab Lord Wilmore sein Beglaubigungsschreiben. Dieser las es

mit anglicanischem Phlegma... Als er damit zu Ende war, sagte er englisch:

„Ich begreife, ich begreife sehr gut.“

Nun begannen die Fragen.

Es waren ungefähr dieselben, die man dem Abbé Busoni vorgelegt hatte. Da jedoch Lord Wilmore als Feind des Grafen von Monte Christo nicht mit derselben Zurückhaltung zu Werke ging, wie der Abbé Busoni, so wurden sie viel ausgedehnter; er erzählte von der Jugend von Monte Christo, der, seiner Behauptung nach, in einem Alter von zehn Jahren in den Dienst eines der kleinen indischen Fürsten getreten war, welche mit England Krieg führen; hier traf ihn Wilmore seiner Aussage nach zum ersten Male und sie kämpften gegen einander. Bei diesem Kriege wurde Zaccone zum Gefangenen gemacht, nach England geschickt und auf die Pontons gebracht, von wo er schwimmend entfloh. Dann begannen seine Reisen, seine Zweikämpfe, seine Leidenschaften; es erfolgte der Aufstand in Griechenland, und er diente in den Reihen der Hellenen. Während er in ihren Diensten war, entdeckte er eine Silbermine in den Gebirgen Thessaliens, doch er hütete sich wohl, mit irgend Jemand über diese Entdeckung zu sprechen. Nach der Schlacht bei Navarin und nachdem sich die griechische Regierung befestigt hatte, verlangte er von König Otto ein Privilegium zu Ausbeutung dieser Mine: dieses Privilegium wurde ihm bewilligt. Daher rührte sein Vermögen, welches sich nach der Ansicht von Lord Wilmore auf eine bis zwei Millionen Einkünfte belaufen mochte, ein Vermögen, das nichtsdestoweniger versiegen konnte, wenn sein Bergwerk versiegte.

„Doch wissen Sie, warum er nach Frankreich gekommen ist?“

„Er will auf die Eisenbahnen speculiren,“ sprach Lord Wilmore; „und als ein geschickter Chemiker und nicht minder ausgezeichneter Physiker hat er einen Telegraphen erfunden, dessen Anwendung er verfolgt.“

„Wie viel gibt er ungefähr jährlich aus?“ fragte der Abgeordnete des Polizeipräfecten.

„Oh! höchstens fünf bis sechsmal hundert tausend Franken; er ist geizig.“

Offenbar ließ der Haß den Engländer so sprechen: er wußte nicht, was er dem Grafen zum Vorwurf machen sollte, und warf ihm Geiz vor.

„Wissen Sie etwas von seinem Hause in Auteuil?“

„Ja, gewiß.“

„Nun, was wissen Sie davon?“

„Sie fragen, in welcher Absicht er es gekauft habe?“

„Ja.“

„Der Graf ist ein Speculant, der sich in Versuchen und Utopien zu Grunde richten wird: er behauptet, es gebe in Auteuil, in der Gegend des von ihm erkauften Hauses, eine Mineralquelle, welche mit dem Wasser von Bagnières de Luchon und Cauterets rivalisiren könne. Er will aus seiner Erwerbung ein Badhaus machen, wie die Deutschen sagen. Bereits hat er zwei bis dreimal seinen ganzen Garten umwühlt, und weil er die berühmte Quelle nicht finden konnte, so werden Sie sehen, daß er binnen Kurzem alle Häuser kauft, welche das seinige umgeben. Da ich ihm grolle und hoffe, daß er sich mit seiner Eisenbahn, mit seinem elektrischen Telegraphen oder mit seiner Bäderspeculation zu Grunde richten wird, so folge ich ihm, um mich an seiner Niederlage zu weiden, welche früher oder später eintreten muß.“

„Und warum grollen Sie ihm?“ fragte der Besuch.

„Ich grolle ihm,“ antwortete Lord Wilmore, „weil er bei einem Aufenthalte in England die Frau von einem meiner Freunde verführt hat.“

„Doch wenn Sie feindselig gegen ihn gesinnt sind warum suchen Sie sich nicht an ihm zu rächen?“

„Ich habe mich bereits dreimal mit dem Grafen geschlagen, das erste Mal auf Pistolen, das zweite Mal mit dem Degen, das dritte Mal auf Säbel.“

„Und was war der Erfolg dieser Duelle?"

„Das erste Mal zerschmetterte er mir den Arm, das zweite Mal durchstieß er mir die Lunge, und das dritte Mal brachte er mir diese Wunde bei."

Der Engländer schlug einen Hemdkragen zurück, welcher ihm bis an die Ohren ging, und zeigte eine Narbe, deren Röthe ein nicht sehr altes Datum andeutete.

„Deßhalb bin ich sein Feind," wiederholte der Engländer, „und er wird sicherlich nur von meiner Hand sterben."

„Doch es scheint mir, Sie schlagen nicht den rechten Weg ein, um ihn zu tödten," bemerkte der Abgeordnete des Polizeipräfecten.

„Hao!" rief der Engländer, „ich gehe jeden Tag zum Schießen und Grisier kommt alle zwei Tage zu mir."

Dies war es, was der Fremde wissen wollte, oder es war vielmehr Alles, was der Engländer zu wissen schien. Der Agent stand auf und entfernte sich, nachdem er Lord Wilmore gegrüßt hatte, der ihm mit englischer Steifheit und Höflichkeit antwortete.

Als Lord Wilmore hörte, daß sich die Thüre nach der Straße wieder hinter dem Fremden schloß, kehrte er in sein Schlafzimmer zurück, wo er in einer Sekunde seine blonden Haare, seinen rothen Backenbart, seine falsche Kinnlade und seine Narbe verlor, um die schwarzen Haare, die matte Gesichtsfarbe und die Perlzähne des Grafen von Monte Christo wiederzufinden.

Allerdings war es Herr von Villefort und nicht der Abgeordnete des Polizeipräfecten, welcher zu Herrn von Villefort zurückkehrte.

Der Staatsanwalt war ein wenig beschwichtigt durch diesen doppelten Besuch, der ihm zwar nicht gerade etwas Beruhigendes geoffenbart, aber auch nichts Beunruhigendes eröffnet hatte. Die Folge hievon war, daß er zum ersten Male seit dem Mittagessen in Auteuil in der nächsten Nacht sich eines friedlichen Schlafes erfreute.

Vierzehntes Kapitel.

Der Ball.

Man war zu den heißesten Julitagen gelangt, als nach der Ordnung der Zeit der Sonnabend erschien, an welchem der Ball von Herrn von Morcerf stattfinden sollte.

Es war zehn Uhr Abends: die großen Bäume im Garten am Hotel des Grafen hoben sich kräftig von einem Himmel ab, an welchem, eine Tapete von Azur besät mit goldenen Sternen entblößend, die letzten Dünste eines Sturmes hinglitten, der den ganzen Tag hindurch bedrohlich gemurrt hatte.

In den Sälen des Erdgeschosses hörte man die Musik rauschen und den Walzer und den Galopp wirbeln, während blendende, scharfe Lichtstreifen durch die Oeffnungen der Läden drangen.

Der Garten war in diesem Augenblick einem Dutzend Bedienten überlassen, denen die Gebieterin des Hauses, beruhigt durch das sich immer mehr aufheiternde Wetter, den Befehl gegeben hatte, hier das Abendbrod zuzurichten.

Bis dahin hatte man gezögert, ob man im Speisesaal oder unter einem langen, auf dem Rasen aufgeschlagenen Zelte von Drilch Abendbrod nehmen sollte. Doch der schöne, blaue, ganz mit Sternen besäte Himmel entschied den Prozeß zu Gunsten des Zeltes und des Rasens. Man beleuchtete die Alleen des Gartens mit farbigen Lampen, wie dies in Italien der Brauch ist, man überlud mit Kerzen und Blumen den Tisch für das Abendbrod, wie dies in allen Ländern gebräuchlich ist, wo man ein wenig den Luxus der Tafel

versteht ... den allerseltensten Luxus, wenn man ihn vollständig finden will.

In dem Augenblick, wo die Gräfin von Morcerf in ihre Salons zurückkehrte, nachdem sie ihre letzten Befehle gegeben hatte, fingen diese Salons an sich mit Eingeladenen zu füllen, welche viel mehr die bezaubernde Gastfreundschaft der Gräfin, als die ausgezeichnete Stellung des Grafen anlockte, denn man war zum Voraus gewiß, dieses Fest würde bei dem guten Geschmacke von Mercedes einige des Erzählens oder wohl auch der Nachahmung würdige Einzelnheiten bieten.

Madame Danglars, der die von uns mitgetheilten Ereignisse eine tiefe Unruhe eingeflößt hatten, zögerte, zu Frau von Morcerf zu gehen; doch am Morgen kreuzte ihr Wagen den von Herrn von Villefort, dieser machte ihr ein Zeichen, die zwei Wagen näherten sich und der Staatsanwalt fragte durch die Kutschenschläge:

„Nicht wahr, Sie gehen zu Frau von Morcerf?"

„Nein," antwortete Madame Danglars, „ich bin zu leidend."

„Sie haben Unrecht," entgegnete Villefort mit einem bezeichnenden Blicke. „Es wäre wichtig, daß man Sie dort sehen würde."

„Ah! Sie glauben?" fragte die Baronin.

„Ja, ich glaube."

„Dann gehe ich."

Und die zwei Wagen fuhren in entgegengesetzter Richtung weiter: Madame Danglars kam nicht nur schön durch ihre eigene Schönheit, sondern blendend durch Luxus; sie trat durch eine Thüre in dem Augenblick ein, wo Mercedes durch die andere eintrat.

Die Gräfin schickte Albert Madame Danglars entgegen, Albert ging auf die Baronin zu, machte ihr die wohlverdienten Complimente über ihre Toilette und nahm sie beim Arme, um sie nach dem Platze zu führen, den sie nach ihrem Belieben wählen würde.

Albert schaute umher.

„Sie suchen meine Tochter?“ sagte lächelnd die Baronin.

„Ich gestehe es,“ sprach Albert, „sollten Sie die Grausamkeit gehabt haben, sie nicht mitzubringen?“

„Beruhigen Sie sich, sie hat Fräulein von Villefort getroffen und ihren Arm genommen; sehen Sie, sie folgen uns Beide in weißen Kleidern, die eine mit einem Strauße von Camelien, die andere mit einem Strauße von Vergißmeinnicht; aber sagen Sie mir doch?...“

„Was suchen **Sie**?“ fragte Albert lächelnd.

„Werden Sie diesen Abend den Grafen von Monte Christo nicht hier haben?“

„Siebenzehn!“ antwortete Albert.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß es ganz gut geht,“ versetze der Vicomte lachend, „und daß Sie die siebenzehnte Person sind, welche diese Frage an mich richtet; es geht gut mit dem Grafen!... ich mache ihm mein Compliment.“

„Und antworten Sie Jedermann wie mir?“

„Ah! es ist wahr, ich habe Ihnen noch nicht geantwortet; beruhigen Sie sich, Madame, wir werden den Mann der Mode haben, wir gehören zu seinen Bevorzugten.“

„Waren Sie gestern in der Oper?“

„Nein.“

„Ich war dort.“

„Ah, wirklich! hat der Excentrische eine neue Originalität begangen?“

„Kann er sich ohne dies zeigen? Elsler tanzte in le Diable boiteux; die griechische Prinzessin war entzückt. Nach der Cachucha steckte er einen prachtvollen Ring an den Stiel eines Straußes und warf ihn der reizenden Tänzerin zu, welche im dritten Acte wiedererschien, um ihm mit ihrem Ringe am Finger Ehre anzuthun. Wird seine griechische Prinzessin kommen?“

„Nein, Sie mögen hierauf Verzicht leisten, ihre Stellung im Hause des Grafen ist noch nicht bestimmt genug."

„Lassen Sie mich hier und begrüßen Sie Frau von Villefort," sagte die Baronin, „ich sehe, sie stirbt vor Verlangen, Sie zu sprechen."

Albert verbeugte sich vor Madame Danglars und ging auf Frau von Villefort zu, welche den Mund öffnete, während er sich ihr näherte.

„Ich wette," sprach Albert sie unterbrechend, „ich wette, ich weiß, was Sie sagen wollen."

„Ah! lassen Sie doch hören!" rief Frau von Villefort.

„Wenn ich errathe, werden Sie es gestehen?"

„Ja."

„Auf Ehre?"

„Auf Ehre!"

„Sie wollten mich fragen, ob der Graf von Monte Christo gekommen wäre oder kommen würde?"

„Ich beschäftige mich in diesem Augenblicke nicht mit ihm. Ich wollte Sie fragen, ob Sie Nachricht von Herrn Franz erhalten hätten?"

„Ja, gestern."

„Was schrieb er Ihnen?"

„Er würde zu gleicher Zeit mit seinem Briefe abreisen."

„Gut... Nun, der Graf?..."

„Seien Sie unbesorgt, der Graf wird kommen."

„Sie wissen, daß er einen andern Namen hat, als Monte Christo?"

„Nein, ich wußte es nicht."

„Monte Christo ist der Name einer Insel."

„Das ist möglich."

„Er ist Malteser."

„Das ist abermals möglich."

„Er ist der Sohn eines Rheders."

„In der That, Sie sollten diese Dinge laut erzählen, Sie würden das größte Aufsehen damit machen."

„Er hat in Indien gedient, beutet ein Silberbergwerk in Thessalien aus und kommt nach Paris, um in Auteuil eine Anstalt für Mineralbäder zu gründen."

„Ah! das lasse ich mir gefallen, das sind Neuigkeiten; erlauben Sie mir, dieselben zu wiederholen?"

„Ja, doch allmälig, eine nach der andern, und ohne zu sagen, daß sie von mir kommen."

„Warum dies?"

„Weil es ein abgelauschtes Geheimniß ist."

„Wem abgelauscht?"

„Der Polizei."

„Also spielten diese Neuigkeiten? . . ."

„Gestern Abend bei dem Präfecten. Paris ist, wie Sie leicht begreifen können, durch den Anblick dieses Luxus in Bewegung gerathen und die Polizei hat Erkundigungen eingezogen."

„Gut! es fehlte nur noch, daß man den Grafen wie einen Vagabunden unter dem Vorwande, er sei zu reich, verhaftet hätte."

„Meiner Treue, das hätte ihm wohl begegnen können, wenn die Nachrichten nicht so günstig gewesen wären."

„Armer Graf! Und er vermuthet die Gefahr nicht, der er preisgegeben ist."

„Ich glaube nicht."

„Dann ist es Pflicht der Nächstenliebe, ihn darauf aufmerksam zu machen. Ich werde bei seiner Ankunft nicht verfehlen, dies zu thun."

In dieser Sekunde verbeugte sich ein schöner junger Mann mit lebhaften Augen, schwarzen Haaren und glänzendem Schnurrbart vor Frau von Villefort. Albert reichte ihm die Hand und sprach:

„Madame, ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Maximilian Morrel, Kapitän bei den Spahis, einen un-

serer guten und besonders unserer braven Officiere, vorzustellen."

„Ich habe bereits das Vergnügen gehabt, den Herrn in Auteuil bei dem Herrn Grafen von Monte Christo zu treffen," antwortete Frau von Villefort, sich mit auffallender Kälte abwendend.

Diese Antwort und besonders der Ton, in dem sie gegeben wurde, schnürte dem armen Morrel das Herz zusammen; doch es war ihm eine Entschädigung vorbehalten: als er sich umdrehte, sah er im Winkel der Thüre ein schönes, ernstes Gesicht, dessen blaue, große und scheinbar ausdruckslose Augen sich auf ihn hefteten, während der Vergißmeinnichtstrauß langsam an die Lippen emporstieg.

Dieser Gruß wurde so gut begriffen, daß Morrel mit derselben Miene sein Sacktuch seinem Munde näherte; und durch die ganze Breite des Saales von einander getrennt, vergaßen sich diese lebendigen Bildsäulen, deren Herz so rasch unter dem scheinbaren Marmor ihres Gesichtes schlug, einen Augenblick, oder sie vergaßen vielmehr die Welt in dieser stummen Betrachtung.

Sie hätten lange so in einander verloren bleiben können, ohne daß es Jemand bemerkt haben würde, doch der Graf von Monte Christo trat eben ein.

Der Graf zog, wie gesagt, war es nun ein natürliches oder ein künstliches Blendwerk, überall, wo er sich zeigte, die Aufmerksamkeit an; es war nicht sein allerdings dem Schnitte nach tadelloser, aber einfacher und jedes Schmuckes entbehrender schwarzer Frack; es war nicht seine weiße Weste ohne alle Stickerei, nicht sein Beinkleid, das einen Fuß von der zartesten Form umhüllte, was die Aufmerksamkeit rege machte; nein, es waren seinen schwarzen, wellenförmigen Haare, seine matte Gesichtsfarbe, sein ruhiges, reines Antlitz, sein tiefes, schwermüthiges Auge, sein mit wunderbarer Feinheit gezeichneter Mund endlich, der so leicht den

Ausdruck stolzer Verachtung annahm, was Aller Blicke auf ihn zog.

Es mochten schönere Männer da sein, aber es waren, man erlaube uns diesen Ausdruck, keine bezeichnendere da: Alles an dem Grafen wollte etwas sagen und hatte seinen Werth, denn die Gewohnheit des nützlichen Gedankens hatte seinen Zügen, dem Ausdrucke seines Gesichtes und seiner unbedeutendsten Geberde eine unvergleichliche Geschmeidigkeit und Festigkeit verliehen.

Und dann ist unsere Pariser Welt so seltsam, daß sie vielleicht dem Allem keine Aufmerksamkeit geschenkt hätte, wäre nicht darunter eine geheimnißvolle, durch ein ungeheures Vermögen vergoldete Geschichte gewesen.

Wie dem auch sein mag, er schritt unter dem Gewichte der Blicke und mitten unter dem Austausch kleiner Grüße auf Frau von Morcerf zu, welche, vor dem mit Blumen geschmückten Kamine stehend, ihn in einem der Thüre gegenüber angebrachten Spiegel erscheinen sah und sich zu seinem Empfang vorbereitete.

Sie wandte sich mit einem von ihr gebildeten Lächeln in dem Augenblick gegen ihn um, wo er sich vor ihr verbeugte.

Ohne Zweifel glaubte sie, der Graf würde mit ihr sprechen; ohne Zweifel glaubte er, sie würde das Wort an ihn richten; doch sie blieben auf beiden Seiten stumm, so sehr kam ihnen wahrscheinlich eine alltägliche Redensart Beider unwürdig vor, und nach einer gegenseitigen Begrüßung wandte sich Monte Christo zu Albert, der mit offener Hand auf ihn zukam.

„Sie haben meine Mutter gesehen?“ fragte Albert.

„So eben hatte ich die Ehre, sie zu begrüßen,“ sprach der Graf, „doch Ihren Vater habe ich noch nicht wahrgenommen.“

„Er spricht dort in jener kleinen Gruppe von großen Celebritäten über Politik.“

„In der That,“ sagte Monte Christo, „die Herren, welche ich dort sehe, sind Celebritäten? Ich hätte es

nicht vermuthet. Und von welcher Art? Es gibt Celebritäten aller Art, wie Sie wissen."

„Vor Allem ist dort ein Gelehrter, jener große, trockene Herr; er hat in der Campagna von Rom eine Gattung von Eidechsen entdeckt, welche ein Wirbelbein mehr haben, als die andern, und er ist zurückgekommen, um dem Institut diese Entdeckung mitzutheilen. Die Sache wurde lange bezweifelt, aber am Ende blieb der Sieg auf Seiten des großen, trockenen Herrn. Das Wirbelbein machte viel Aufsehen in der gelehrten Welt; der große, trockene Herr war nur Ritter der Ehrenlegion, man ernannte ihn zum Officier."

„Schön!" sprach Monte Christo, „dieses Kreuz scheint mir weise ertheilt; wenn er ein zweites Wirbelbein findet, wird man ihn wohl zum Commandeur machen."

„Wahrscheinlich."

„Und wer mag der Andere sein, der den sonderbaren Gedanken gehabt hat, sich in einen blauen Rock mit grüner Stickerei zu hüllen?"

„Nicht er hat den Gedanken gehabt, dieses Kleid anzuziehen, sondern die Republik, welche, wie Sie wissen, sehr wenig künstlerisch war, und da sie den Akademikern eine Uniform geben wollte, David bat, ihnen ein Kleid zu zeichnen."

„Ah, wirklich! Also ist dieser Herr ein Akademiker?"

„Seit acht Tagen gehört er zu der gelehrten Versammlung."

„Und was ist sein Verdienst, sein specielles Fach?"

„Sein specielles Fach? Ich glaube, er stößt den Kaninchen Nadeln in den Kopf, er läßt die Hühner Krapp fressen und treibt das Rückenmark der Hunde mit Fischbein zurück."

„Und darum gehört er zu der Akademie der Wissenschaften?"

„Nein, zur französischen Akademie."

„Was hat denn die französische Akademie hiemit zu schaffen?“

„Ich will es Ihnen sagen, es scheint . . .“

„Seine Erfahrungen haben die Wissenschaft einen großen Schritt thun lassen, nicht wahr?“

„Nein, er schreibt einen sehr schönen Styl.“

„Das muß der Eitelkeit der Kaninchen, denen er Nadeln in den Kopf stößt, der Hühner, deren Knochen er roth anmalt, und der Hunde, deren Rückenmark er zurücktreibt, ungemein schmeichelhaft sein.“

Albert schlug ein Gelächter auf.

„Und jener Andere?“ fragte der Graf.

„Der Andere?“

„Ja, der Dritte.“

„Ah, der barbenblaue Frack?“

„Ja.“

„Es ist ein College des Grafen; er hat sich sehr warm widersetzt, als man der Kammer der Pairs eine Uniform geben wollte, und bei dieser Gelegenheit auf der Tribune großen Erfolg gehabt; der gute Mann stand schlecht mit den liberalen Zeitungen, aber seine edle Opposition gegen die Wünsche des Hofes söhnte ihn mit denselben aus; man spricht davon, ihn zum Botschafter zu ernennen.“

„Und worauf gründen sich seine Ansprüche auf die Pairie?“

„Er hat zwei oder drei komische Opern gemacht, vier oder fünf Actien beim Siècle genommen, und fünf bis sechs Jahre lang für das Ministerium gestimmt.“

„Bravo, Vicomte!“ sprach Monte Christo lachend; „nicht wahr, Sie leisten mir nun einen Dienst?“

„Welchen?“

„Sie stellen mich diesen Herren nicht vor, und wenn dieselben mir vorgestellt zu werden verlangen, so setzen Sie mich davon in Kenntniß.“

In diesem Augenblick fühlte der Graf, daß man eine Hand auf seinen Arm legte.

„Ah, Sie sind es, Baron!“ sagte er.

„Warum nennen Sie mich Baron?“ entgegnete Danglars; „Sie wissen wohl, daß ich nichts auf meinen Titel halte. Es ist nicht wie bei Ihnen, Vicomte, nicht wahr, Sie halten darauf?“

„Allerdings,“ antwortete Albert, „in Betracht daß ich, wenn ich nicht Vicomte wäre, gar nichts mehr wäre, indeß Sie Ihren Baronentitel opfern können und immer noch Millionär bleiben.“

„Was mir der schönste Titel unter dem Julikönigthum zu sein scheint,“ versetzte Danglars.

„Leider,“ sprach Monte Christo, „leider ist man nicht Millionär auf Lebenszeit, wie man Baron, Pair von Frankreich oder Akademiker ist; als Beweis hiefür dienen die Millionäre Frank und Pullmann in Frankfurt, welche so eben Bankerott gemacht haben.“

„Wirklich?“ fragte Danglars erbleichend.

„Meiner Treue, die Nachricht ist mir diesen Abend durch einen Courier zugekommen; ich hatte so etwas wie eine Million bei ihnen, doch zu rechter Zeit benachrichtigt, forderte ich die Zurückbezahlung vor einem Monat.“

„Ah, mein Gott!“ versetzte Danglars, „sie haben für zweimal hundert tausend Franken auf mich gezogen.“

„Nun sind Sie in Kenntniß gesetzt, ihre Unterschrift ist fünf Procent werth.“

„Ja, aber ich erfahre es zu spät, denn ich habe ihre Unterschrift honorirt.“

„Gut,“ sagte Monte Christo, „das sind zweimal hundert tausend Franken, welche den anderen nach ...“

„Stille!“ flüsterte Danglars; „sprechen Sie nicht von diesen Dingen, besonders in Gegenwart von Herrn Cavalcanti Sohn,“ fügte der Banquier bei, der bei diesen Worten sich lächelnd gegen den jungen Mann umwandte.

Morcerf hatte den Grafen verlassen, um mit seiner Mutter zu sprechen. Danglars verließ ihn, um Caval-

canti Sohn zu begrüßen. Monte Christo fand sich einen Augenblick allein.

Die Hitze fing indessen an fürchterlich zu werden. Die Bedienten gingen in den Salons mit Platten umher, welche mit Früchten und verschiedenem Eis beladen waren.

Monte Christo trocknete sich mit dem Sacktuch sein von Schweiß übergossenes Gesicht; doch er wich zurück, als die Platten an ihm vorübergetragen wurden, und nahm nichts, um sich zu erfrischen.

Frau von Morcerf ließ mit ihren Blicken nicht von Monte Christo ab. Sie sah die Platte vorübergehen, ohne daß er sie berührte; sie faßte sogar die Bewegung auf, mit der er sich entfernte.

„Albert," sagte sie, „hast Du Eines bemerkt?"

„Was, meine Mutter?"

„Daß der Graf nie ein Mittagsmahl bei Herrn von Morcerf annehmen wollte."

„Ja, doch er hat ein Frühstück bei mir angenommen, da er durch dieses Frühstück in die Welt eingetreten ist."

„Bei Dir ist nicht bei dem Grafen," versetzte Mercedes, „und ich beobachte ihn, seitdem er hier ist."

„Nun?"

„Er hat noch nichts angenommen."

„Der Graf ist sehr nüchtern."

Mercedes lächelte traurig.

„Nähere Dich ihm," sagte sie, „und bei der ersten Platte, welche vorüberkommt, dringe in ihn."

„Warum dies, meine Mutter?"

„Mache mir das Vergnügen, Albert."

Albert küßte seiner Mutter die Hand und stellte sich zu dem Grafen.

Es kam eine neue Platte, beladen wie die vorhergehenden; sie sah Albert in den Grafen dringen, selbst Eis nehmen und es ihm anbieten; doch er weigerte sich hartnäckig.

Albert kehrte zu seiner Mutter zurück; die Gräfin war sehr bleich.

„Nun, Du siehst es, er hat sich geweigert," sagte sie.

„Ja, doch in welcher Beziehung kann Sie dies beunruhigen?"

„Du weißt, Albert, die Frauen sind sonderbar. Ich hätte den Grafen mit Vergnügen irgend etwas bei mir nehmen sehen, und wäre es nur ein Granatkern gewesen. Uebrigens schickt er sich vielleicht nicht in die französischen Gebräuche, vielleicht hat er eine Vorliebe für irgend Etwas?"

„Mein Gott, nein! ich sah ihn in Italien von Allem nehmen; ohne Zweifel ist er diesen Abend übel gelaunt."

„Da er stets in heißen Klimaten gewohnt hat, ist er vielleicht auch minder empfindlich für die Hitze, als ein Anderer," sagte die Gräfin.

„Ich glaube nicht, denn er beklagte sich, daß es zum Ersticken heiß wäre, und fragte mich, warum man, da man bereits die Fenster geöffnet, nicht auch die Läden öffne."

„In der That, das ist ein Mittel, um mir Gewißheit zu verschaffen, ob diese Enthaltsamkeit auf einem Entschlusse beruht," sagte Mercedes und verließ den Salon.

Einen Augenblick nachher öffneten sich die Läden, und durch die Jasmine und Winden, welche die Fenster schmückten, sah man den ganzen Garten mit Lampen beleuchtet und das Abendbrod unter dem Zelte aufgetragen.

Tänzer und Tänzerinnen, Spieler und Plaudernde, stießen einen Freudenschrei aus, alle diese gepreßten Lungen athmeten mit Wollust die Luft ein, welche in Wellen in die Säle strömte.

In diesem Augenblick erschien Mercedes wieder, bleicher als sie weggegangen war, aber mit jener, bei ihr unter gewissen Umständen merkwürdigen Festigkeit

des Gesichtes. Sie ging gerade auf die Gruppe zu, deren Mittelpunkt ihr Gatte bildete, und sprach:

„Mein Herr Graf, fesseln Sie diese Herren nicht hier, wenn sie nicht spielen, werden sie lieber die Luft im Garten einathmen, als hier ersticken."

„Ah! Madame," sagte ein alter, sehr artiger General, der im Jahre 1809: „**Partant pour la Syrie,**" gesungen hatte, „wir gehen nicht allein in den Garten."

„Gut, ich werde das Beispiel geben," versetzte Mercedes.

Und sich gegen Monte Christo umwendend, sprach sie:

„Mein Herr Graf, haben Sie die Güte, mir Ihren Arm zu bieten."

Der Graf wankte bei diesen einfachen Worten; dann schaute er Mercedes einen Moment an. Dieser Moment hatte die Geschwindigkeit eines Blitzes, und dennoch kam es der Gräfin vor, als hätte er ein Jahrhundert gedauert, so viele Gedanken hatte Monte Christo in diesen einzigen Blick gelegt.

Er bot der Gräfin seinen Arm; sie stützte sich darauf, oder sie berührte denselben vielmehr nur mit ihrer kleinen Hand, und Beide stiegen die Stufen auf einer Seite der mit Camelien und Rhododendron eingefaßten Freitreppe hinab, während hinter ihnen und auf der anderen Seite zwanzig Spaziergänger mit den lärmenden Ausrufungen des Vergnügens in den Garten eilten.

Fünfzehntes Kapitel.

Brod und Salz.

Frau von Morcerf trat mit ihrem Begleiter unter das Gewölbe von Blätterwerk: dieses Gewölbe war eine Lindenallee, welche nach einem Treibhause führte.

„Nicht wahr, es war heiß im Salon, Herr Graf?“ sagte sie.

„Ja, Madame, und Ihr Gedanke, die Thüren und Läden öffnen zu lassen, ist ein vortrefflicher Gedanke.“

Als der Graf diese Worte vollendete, bemerkte er, daß die Hand von Mercedes zitterte.

„Doch Sie,“ sagte er, „mit diesem leichten Kleide und ohne ein anderes Schutzmittel um den Hals, als diese Echarpe von Gaze, Sie haben vielleicht kalt?“

„Wissen Sie, wohin ich Sie führe?“ sprach die Gräfin, ohne auf die Frage von Monte Christo zu antworten.

„Nein, Madame,“ antwortete dieser, „doch Sie sehen, ich leiste keinen Widerstand.“

„In das Treibhaus, das Sie dort am Ende der Allee erblicken.“

Der Graf schaute Mercedes an, als wollte er sie befragen, doch sie setzte ihren Weg fort, ohne etwas zu sagen, und Monte Christo blieb stumm.

Man gelangte in das Gebäude, das ganz mit herrlichen Früchten ausgeschmückt war, welche schon am Anfang des Juli unter dieser, stets auf Ersetzung der bei uns oft fehlenden Sonnenhitze berechneten, Temperatur reiften.

Mercedes verließ den Arm des Grafen und pflückte an einem Rebstock eine Muskattraube.

Nehmen Sie, Herr Graf,“ sprach sie mit einem

so traurigen Lächeln, daß man hätte können die Thränen am Rande ihrer Augen hervorbrechen sehen, „ich weiß wohl, unsere französischen Trauben sind nicht mit denen von Sicilien und Cypern zu vergleichen, doch Sie werden gegen unsere nördliche Sonne nachsichtig sein."

Der Graf verbeugte sich und machte einen Schritt rückwärts.

„Sie schlagen es mir ab?" fragte Mercedes mit zitternder Stimme.

„Madame," antwortete Monte Christo, „ich bitte Sie demüthigst um Entschuldigung, aber ich esse nie Muskat."

Eine herrliche Pfirsich hing an einem, wie die Weinrebe, durch die künstliche Hitze des Treibhauses erwärmten Spaliere. Mercedes näherte sich der sammetartigen Frucht und pflückte sie.

„Nehmen Sie diese Pfirsich," sagte die Gräfin.

Doch der Graf machte dieselbe Geberde der Weigerung.

„Abermals!" sprach sie mit einem so schmerzlichen Tone, daß man fühlen konnte, wie dieser Ton ein Schluchzen unterdrückte, „in der That, ich habe Unglück."

Ein banges Stillschweigen folgte auf diese Scene, die Pfirsich war wie die Traube auf den Sand gefallen.

„Mein Herr Graf," sprach Mercedes Monte Christo mit flehendem Auge anschauend, „es gibt eine rührende arabische Sitte, die auf ewig diejenigen zu Freunden macht, welche Brod und Salz unter demselben Dache getheilt haben."

„Ich kenne sie, Madame," antwortete der Graf, „doch wir sind in Frankreich und nicht in Arabien, und in Frankreich gibt es eben so wenig ewige Freundschaften, als eine Theilung von Salz und Brod."

„Doch sprechen Sie," sagte die Gräfin stammelnd und ihre Augen auf die Augen von Monte Christo heftend, den sie mit ihren beiden Händen am Arme faßte, „nicht wahr, wir sind Freunde?"

Das Blut floß zu dem Herzen des Grafen zurück, und er wurde bleich wie der Tod, dann stieg es von dem Herzen in den Schlund, überströmte seine Wangen, und seine Augen schwammen ein paar Sekunden lang im weiten Raume, wie die eines von einem Blendwerke getroffenen Menschen.

„Gewiß sind wir Freunde, Madame," erwiederte er, „warum sollten wir es übrigens nicht sein?"

Dieser Ton war so weit von dem entfernt, welchen Frau von Morcerf zu hören wünschte, daß sie sich umwandte, um einen Seufzer entströmen zu lassen, der einem Stöhnen glich.

„Ich danke," sprach sie und schritt vorwärts.

So machten sie einen Gang durch den Garten, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

„Mein Herr," sagte plötzlich die Gräfin nach zehn Minuten einer schweigsamen Wanderung, „ist es wahr, daß Sie so viel gesehen, so viele Reisen gemacht, so viel gelitten haben?"

„Ja, Madame, ich habe viel gelitten," antwortete Monte Christo.

„Aber nun sind Sie glücklich?"

„Allerdings," erwiederte der Graf, „denn Niemand hört mich klagen."

„Und Ihr gegenwärtiges Glück hat Ihre Seele besänftigt?"

„Mein gegenwärtiges Glück kommt meinem vergangenen Unglück gleich."

„Sind Sie nicht verheirathet?" fragte die Gräfin.

„Ich, verheirathet?" entgegnete Monte Christo bebend, „wer konnte Ihnen dies sagen?"

„Man hat es mir nicht gesagt, aber man hat Sie wiederholt eine junge hübsche Person in die Oper führen sehen."

„Es ist eine Sklavin, die ich in Constantinopel gekauft, Madame, es ist die Tochter eines Fürsten, aus

der ich meine Tochter mache, da ich keine andere Zuneigung auf Erden habe."

„Sie leben also allein?"

„Ich lebe allein."

„Sie haben keine Schwester ... keinen Sohn ... keinen Vater?"

„Ich habe Niemand."

„Wie können Sie so leben, ohne daß Sie etwas an das Dasein bindet?"

„Das ist nicht mein Fehler, Madame. In Malta hatte ich eine Geliebte, ich wollte sie heirathen, als der Krieg kam und mich wie ein Sturmwind fern von ihr führte. Ich hatte geglaubt, sie liebte mich hinreichend, um mich zu erwarten und sogar meinem Grabe treu zu bleiben. Bei meiner Rückkehr war sie verheirathet. Das ist die Geschichte von jedem Manne, der das Alter von zwanzig Jahren durchgemacht hat. Ich hatte vielleicht ein schwächeres Herz, als die Andern, und litt mehr, als Andere an meiner Stelle gelitten haben würden."

Die Gräfin blieb einen Augenblick stehen, als bedürfte sie dieses Haltes um Athem zu schöpfen.

„Ja," sprach sie, „und diese Liebe ist Ihnen im Herzen geblieben ... Man liebt nur einmal wirklich ... Und Sie haben diese Frau nie wiedergesehen?"

„Nie."

„Nie!"

„Ich bin nicht in das Land, wo sie war, zurückgekehrt."

„Nach Malta?"

„Ja, nach Malta."

„Sie ist also in Malta?"

„Ich glaube."

„Und haben Sie ihr die Leiden vergeben, die sie Ihnen bereitete?"

„Ihr, ja."

„Doch nur ihr; Sie hassen immer noch diejenigen, welche Sie von ihr getrennt haben?“

„Ich, keines Wegs; warum sollte ich sie hassen?“

Die Gräfin stellte sich Monte Christo gegenüber; sie hielt noch ein Stück von der duftenden Traube in der Hand.

„Nehmen Sie,“ sagte Mercedes.

„Ich esse nie Muskat, Madame,“ erwiederte Monte Christo, als ob noch nie hievon unter ihnen die Rede gewesen wäre.

Die Gräfin schleuderte die Traube mit einer Geberde der Verzweiflung in das nächste Gebüsch.

„Unbeugsam!“ murmelte sie.

Monte Christo blieb so unempfindlich, als gälte der Vorwurf gar nicht ihm.

Albert lief in diesem Augenblick herbei und rief:

„Oh! meine Mutter, ein großes Unglück!“

„Was ist geschehen?“ fragte die Gräfin, und richtete sich, wie nach einem Traume zur Wirklichkeit erwachend, hoch auf; „ein Unglück sagst Du? In der That, es muß Unglück geschehen!“

„Herr von Villefort ist hier.“

„Nun?“

„Er kommt, um seine Frau und seine Tochter zu holen.“

„Warum dies?“

„Die Frau Marquise von Saint-Meran ist mit der Nachricht in Paris angelangt, Herr von Saint-Meran sei bei seiner Abreise von Marseille auf der ersten Station gestorben; Frau von Villefort, welche sehr heiter war, wollte dieses Unglück weder begreifen, noch glauben, doch Fräulein von Villefort errieth, so vorsichtig ihr Vater auch zu Werke ging, bei den ersten Worten Alles. Dieser Schlag traf sie wie der Donner, und sie sank ohnmächtig nieder.“

„Was ist denn Herr von Saint-Meran für Fräulein von Villefort?“ fragte der Graf.

„Ihr Großvater von mütterlicher Seite. Er wollte hierherkommen, um die Heirath von Franz und seiner Enkelin zu beschleunigen.“

„Ah! wirklich?“

„Franz hat nun Aufschub. Warum ist Herr von Saint=Meran nicht eben so gut auch der Großvater von Fräulein Danglars?“

„Albert! Albert!“ versetzte Frau von Morcerf im Tone zarten Vorwurfs, „was sagst Du da? Ah! mein Herr Graf, Sie, für den er so große Achtung hegt, sagen Sie ihm, daß er schlimm gesprochen habe!“

Und sie machte einige Schritte vorwärts.

Monte Christo schaute sie so seltsam und mit einem zugleich so träumerischen und von liebevoller Bewunderung erfüllten Ausdruck an, daß sie zurückkehrte.

Dann nahm sie seine Hand, drückte zugleich die ihres Sohnes und sprach beide vereinigend:

„Nicht wahr, wir sind Freunde?“

„Oh! Ihr Freund, Madame,“ erwiederte Monte Christo, „ich habe nicht diese Anmaßung, doch jedenfalls bin ich Ihr ehrerbietiger Diener.“

Die Gräfin entfernte sich mit unaussprechlich gepreßtem Herzen, und ehe sie zehn Schritte gemacht hatte, sah sie der Graf ihr Taschentuch an die Augen drücken.

„Sind Sie nicht einhellig, meine Mutter und Sie?“ fragte Albert erstaunt.

„Im Gegentheil, da sie mir in Ihrer Gegenwart gesagt hat, wir wären Freunde,“ antwortete der Graf.

Und sie kehrten in den Salon zurück, den Valentine und Herr und Frau von Villefort so eben verlassen hatten.

Es versteht sich von selbst, daß Morrel hinter ihnen weggegangen war.

Sechzehntes Kapitel.

Frau von Saint-Meran.

Es war wirklich eine düstere Scene in dem Hause von Herrn von Villefort vorgefallen.

Nachdem die zwei Damen auf den Ball abgegangen, wohin sie zu begleiten alle Bitten von Frau von Villefort ihren Gatten nicht vermocht hatten, schloß sich der Staatsanwalt, seiner Gewohnheit gemäß, in sein Cabinet mit einem Haufen von Akten ein, welche jeden Andern erschreckt hätten, die jedoch, in den gewöhnlichen Zeiten seines Lebens, kaum genügten, um seinen kräftigen Arbeiterappetit zu befriedigen.

Doch diesmal waren die Aktenstöße nur Sache der Form, Villefort schloß sich nicht ein, um zu arbeiten, sondern um nachzudenken; nachdem der Befehl gegeben war, ihn nur bei Vorfällen von großer Wichtigkeit zu stören, setzte er sich in seinen Lehnstuhl und fing noch einmal an, in seinem Gedächtniß Alles zu durchgehen, was seit sieben bis acht Tagen den Becher seines finstern Kummers und seiner bitteren Erinnerungen überströmen machte.

Statt die vor ihm aufgehäuften Aktenstöße anzugreifen, öffnete er sodann eine Schublade seines Bureau und zog den Bund seiner persönlichen Noten hervor, .. kostbare Manuscripte, unter denen er mit Ziffern, die nur ihm bekannt waren, die Namen aller derjenigen classificirt und mit Etiquetten versehen hatte, welche auf seiner politischen Laufbahn, bei seinen Geldangelegenheiten, bei seinen Verfolgungen vor Gericht oder bei seinen geheimnißvollen Liebschaften seine Feinde geworden waren.

Ihre Zahl war furchtbar, heute wo er zu zittern

anfing; und dennoch hatten ihn alle diese Namen, so mächtig und so furchtbar sie auch waren, oftmals lächeln gemacht, wie der Reisende lächelt, der von dem höchsten Gipfel des Gebirges herab zu seinen Füßen die spitzigen Felsen, die rauhen, beschwerlichen Wege und die Ränder der Abschüsse erblickt, an denen er, um auf die Höhe zu gelangen, so lange und auf eine so peinliche Weise hatte umherklettern müssen.

Als er alle diese Namen in seinem Gedächtniß durchgangen, als er sie wiedergelesen, gut studirt und in seinen Listen mit Commentaren versehen hatte, schüttelte er den Kopf und murmelte:

„Nein, keiner dieser Feinde hätte geduldig und in der Stille arbeitend bis zu dem Tage gewartet, zu dem wir nun gelangt sind, um mich nun erst mit diesem Geheimniß niederzuschmettern. Zuweilen, wie Hamlet sagt, dringt das Geräusch der am tiefsten verborgenen Dinge aus der Erde hervor und läuft, wie die Feuer des Phosphors, auf eine tolle Weise in der Luft umher; doch dies sind Flammen, welche einen Augenblick leuchten, um irre zu leiten. Die Geschichte wird durch den Corsen irgend einem Priester erzählt worden sein, der sie seinerseits wiederum erzählt hat. Herr von Monte Christo wird sie erfahren haben, und um sich aufzuklären. . . .“

„Doch, wozu sich aufklären?“ fuhr Herr von Villefort nach kurzem Nachdenken fort; „welches Interesse kann Herr von Monte Christo, Herr Zaccone, der Sohn eines Rheders von Malta, der Ausbeuter eines Silberbergwerks in Thessalien, der zum ersten Male nach Frankreich kommt, welches Interesse kann er haben, sich über eine düstere, geheimnißvolle Thatsache, wie diese, aufzuklären? Mitten aus den unzusammenhängenden Nachrichten, die mir von diesem Abbé Busoni und von diesem Lord Wilmore, von dem Freunde und dem Feinde, gegeben worden sind, tritt Eines klar, genau, scharf und offen vor meine Augen: in keiner Zeit, in keinem Fall,

unter keinen Umständen kann die geringste Berührung zwischen ihm und mir stattgefunden haben."

Doch Herr von Villefort sagte sich diese Worte, ohne selbst an das zu glauben, was er sagte. Das Schrecklichste für ihn war nicht die Enthüllung, denn er konnte leugnen oder sogar antworten; er kümmerte sich wenig um das: „Mene, tekel, upharsin," das plötzlich in blutigen Buchstaben an der Wand erschien; aber er bekümmerte sich darum, den Körper kennen zu lernen, dem die Hand gehörte, die es gezogen hatte.

In dem Augenblick, wo er sich selbst zu beruhigen suchte und sich, statt der politischen Zukunft, die er in seinen ehrgeizigen Träumen zuweilen in der Ferne erblickt hatte, aus Furcht, diesen seit langer Zeit schlummernden Feind zu wecken, eine auf die Freuden des häuslichen Herdes beschränkte Zukunft bildete, erscholl das Geräusch eines Wagens im Hofe; dann hörte er auf seiner Treppe den Gang einer betagten Person und Schluchzen und Weheklagen, wie dies die Diener finden, wenn sie sich durch den Schmerz ihrer Herren interessant machen wollen.

Er beeilte sich, den Riegel seines Cabinets zurückzuziehen, und bald trat eine alte Dame, ohne angemeldet zu sein, ihren Shawl auf dem Arm und ihren Hut in der Hand, ein. Unter ihren weißen Haaren trat eine Stirne, matt wie vergelbtes Elfenbein, hervor, und ihre Augen, in deren Ecken das Alter tiefe Runzeln gegraben hatte, verschwanden beinahe unter der Anschwellung durch Thränen.

„Oh! mein Herr," sprach sie, „oh! mein Herr, welch ein Unglück, ich werde auch sterben; oh! ja, ich sterbe sicherlich ebenfalls."

Und sie sank in den Lehnstuhl, der zunächst bei der Thüre stand, und brach in ein Schluchzen aus.

Die Bedienten, welche auf der Schwelle standen und nicht weiter zu gehen wagten, schauten den alten Diener von Noirtier an, der, als er das Geräusch aus

den Zimmern seines Herrn hörte, herbeilief und sich hinter sie stellte.

Villefort stand auf und ging auf seine Schwiegermutter zu, denn sie war es.

„Ei, mein Gott! was ist denn vorgefallen?“ fragte er, „was beugt Sie so sehr nieder? Begleitet Sie Herr von Saint-Meran nicht?“

„Herr von Saint-Meran ist todt,“ sprach die alte Marquise, ohne Einleitung, ohne Ausdruck und mit einer Art von Stumpfsinn.

Villefort wich einen Schritt zurück, schlug seine Hände an einander und stammelte:

„Todt!... so gestorben, so plötzlich gestorben?“

„Vor acht Tagen,“ sprach Frau von Saint-Meran, „stiegen wir nach Tische mit einander in den Wagen. Herr von Saint-Meran war seit einiger Zeit leidend; doch der Gedanke, unsere liebe Valentine wiederzusehen, machte ihn muthig, und er wollte trotz seiner Schmerzen abreisen, als er sechs Stunden von Marseille, nachdem er seine gewöhnlichen Pillen verschluckt hatte, von einem so tiefen Schlafe ergriffen wurde, daß mir die Sache nicht natürlich dünkte; ich zögerte jedoch, ihn aufzuwecken; plötzlich kam es mir vor, als röthete sich sein Gesicht und als schlügen die Adern seiner Schläfe heftiger als gewöhnlich. Da jedoch die Nacht eingebrochen war und ich nichts mehr sah, so ließ ich ihn schlafen; bald stieß er einen dumpfen, schmerzhaften Schrei aus, wie ein Mensch, der im Traume leidet, und warf mit einer ungestümen Bewegung seinen Kopf zurück. Ich ließ den Postillon halten, ich rief Herrn von Saint-Meran, wollte ihn an meinem Flacon mit flüchtigen Salzen riechen lassen: Alles war vorbei, er war todt, und ich kam Seite an Seite mit seinem Leichnam in Aix an.“

Villefort stand ganz verwundert und mit offenem Munde vor der alten Dame.

„Sie ließen ohne Zweifel einen Arzt rufen?“

„Auf der Stelle, doch es war, wie gesagt, zu spät.“

„Allerdings, aber er vermochte doch wenigstens zu erkennen, an welcher Krankheit der arme Marquis gestorben war?“

„Mein Gott! ja, mein Herr, er sagte mir, es scheine, es sei ein Schlagfluß gewesen.“

„Und was thaten Sie sodann?“

„Herr von Saint-Meran äußerte sich stets gegen mich, wenn er fern von Paris sterben würde, so wünschte er, daß man seinen Körper in die Familiengruft brächte. Ich ließ ihn in einen bleiernen Sarg legen und reiste ihm um ein paar Tage voran.“

„O mein Gott! arme Mutter!“ sprach Villefort, „solche Sorgen, nach einem solchen Schlage, und zwar in Ihrem Alter!“

„Gott hat mir bis zum Ende Kraft verliehen; überdies hätte er sicherlich für mich gethan, was ich für ihn gethan habe. Es ist wahr, seitdem ich ihn dort verließ, komme ich mir wie wahnsinnig vor. Ich kann nicht mehr weinen; wohl sagt man, in meinem Alter habe man keine Thränen mehr; es scheint mir jedoch, so lange man leidet, sollte man weinen können. Wo ist Valentine, mein Herr? Ihr zu Liebe kehrten wir zurück; ich will Valentine sehen.“

Villefort dachte, es wäre furchtbar, zu antworten, Valentine befände sich auf einem Ball, und sagte der Marquise nur, ihre Enkelin wäre mit ihrer Stiefmutter ausgefahren und man würde sie benachrichtigen.

„Auf der Stelle, mein Herr, auf der Stelle, ich bitte Sie,“ sprach die alte Dame.

Villefort nahm unter seinen Arm den von Frau von Saint-Meran und führte sie in ihre Wohnung.

„Ruhen Sie aus, meine Mutter,“ sagte er.

Die Marquise schaute bei diesen Worten empor, und als sie den Mann sah, der sie an ihre so sehr beklagte Tochter erinnerte, welche für sie in Valentine wiederauflebte, fühlte sie sich durch den Namen Mutter erschüttert, brach in Thränen aus und sank auf die Kniee

vor einem Fauteuil, in welchem sie ihr ehrwürdiges Haupt begrub.

Villefort empfahl sie der Sorge der Frauen, während der alte Barrois ganz erschrocken wieder zu seinem Herrn hinaufstieg; denn nichts erschreckt die Greise so sehr, als wenn der Tod einen Augenblick ihre Seite verläßt, um einen andern Greis zu treffen.

Während Frau von Saint-Meran immer noch knieend aus der Tiefe ihres Herzens betete, ließ Villefort einen Wagen kommen und suchte bei Frau von Morcerf seine Frau und seine Tochter selbst auf, um sie nach Hause zu führen.

Er war so bleich, als er auf der Schwelle des Salon erschien, daß ihm Valentine mit dem Ausruf entgegenlief:

„O mein Vater! es ist irgend ein Unglück geschehen!“

„Deine gute Mama ist so eben angekommen, Valentine,“ sprach Herr von Villefort.

„Und mein Großvater?“ fragte das Mädchen zitternd.

Herr von Villefort antwortete nur, indem er seiner Tochter den Arm bot.

Es war Zeit: Valentine wankte vom Schwindel ergriffen; Frau von Villefort beeilte sich, sie zu unterstützen, und half ihrem Manne sie nach dem Wagen bringen.

„Das ist doch seltsam,“ sagte Frau von Villefort, „wer hätte das vermuthen können? O! ja, ja, das ist seltsam.“

Und die ganze trostlose Familie entfloh auf diese Art und warf ihre Traurigkeit wie einen schwarzen Mantel auf den übrigen Abend.

Unten an der Treppe fand Valentine Barrois, der auf sie wartete:

„Herr Noirtier wünscht Sie diesen Abend zu sehen,“ flüsterte er ihr zu.

„Sagen Sie ihm, ich werde zu ihm kommen, sobald ich meine gute Großmutter verlasse,“ sprach Valentine.

In seinem Zartgefühle hatte das Mädchen begriffen, daß diejenige, welche seiner zu dieser Stunde am meisten bedurfte, Frau von Saint-Meran war.

Valentine traf ihre Großmutter im Bett; stumme Liebkosungen, schmerzhafte Anschwellungen des Herzens, unterbrochene Seufzer, brennende Thränen, dies waren die einzigen erzählbaren Umstände dieses Wiedersehens, dem am Arme ihres Gatten Frau von Villefort scheinbar wenigstens, voll Achtung, für die unglückliche Witwe beiwohnte.

Nach einem Augenblick neigte sie sich an das Ohr ihres Gatten und sagte:

„Ich will mich mit Ihrer Erlaubniß entfernen, denn mein Anblick scheint Ihre Schwiegermutter noch mehr zu betrüben.“

Frau von Saint-Meran hörte dies und flüsterte Valentine zu:

„Ja, ja, sie mag gehen, aber Du bleibst.“

Frau von Villefort entfernte sich, und Valentine blieb allein an dem Bette ihrer Großmutter; denn, bestürzt über diesen unvorhergesehenen Tod, folgte der Staatsanwalt seiner Frau.

Barrois war indessen wieder zu dem alten Noirtier hinaufgegangen; dieser hatte den ganzen Lärmen gehört und, wie gesagt, seinen Diener abgeschickt, um sich erkundigen zu lassen.

Bei seiner Rückkehr befragte das lebendige und besonders so gescheite Auge den Boten.

„Ach! mein Herr,“ sprach Barrois, „ein großes Unglück ist geschehen, Frau von Saint-Meran ist angekommen und ihr Gemahl ist todt.“

Herr von Saint-Meran und Noirtier waren nie durch eine tiefe Freundschaft verbunden gewesen; man kennt jedoch die Wirkung, welche stets auf einen Greis

die Kunde von dem Tode eines andern Greises hervorbringt.

Noirtier ließ das Haupt auf die Brust sinken wie ein Niedergebeugter oder wie ein Mensch, der denkt, dann schloß er ein einziges Auge.

„Fräulein Valentine?“ sagte Barrois.

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

„Sie ist auf dem Ball, wie der gnädige Herr wohl weiß, denn sie kam in großer Toilette hieher, um Abschied zu nehmen.“

Noirtier schloß abermals das linke Auge.

„Ja, Sie wollen sie sehen.“

„Der Greis bedeutete durch ein Zeichen, daß er dies wünsche.

„Nun, man wird sie ohne Zweifel bei Frau von Morcerf holen; ich erwarte ihre Rückkehr und sage ihr, sie möge heraufkommen. Ist es so?“

„Ja,“ antwortete der Gelähmte.

Barrois wartete, wie wir gesehen, auf die Rückkehr von Valentine und sagte ihr den Wunsch ihres Großvaters.

Kraft dieses Wunsches ging Valentine zu Noirtier hinauf, als sie Frau von Saint-Meran verließ, welche, so aufgeregt sie auch war, endlich der Müdigkeit unterlag und in einen fieberhaften Schlaf verfiel.

Man hatte in den Bereich ihrer Hand einen Tisch gestellt, auf welchem eine Flasche mit Orangeade, ihrem gewöhnlichen Getränke, und ein Glas standen.

Dann hatte, wie gesagt, das Mädchen die Marquise verlassen, um zu Noirtier hinaufzugehen.

Valentine umarmte den Greis, der sie so zärtlich anschaute, daß das Mädchen abermals Thränen, deren Quelle es vertrocknet glaubte, seinen Augen entstürzen fühlte.

Der Greis verharrte bei seinem Blicke.

„Ja, ja,“ sprach Valentine, „Du willst mir sagen, ich habe immer noch einen guten Großvater?“

Der Greis bedeutete durch ein Zeichen, daß es wirklich dies sei, was sein Blick sagen wolle.

„Ach! zum Glücke," versetzte Valentine. „Mein Gott, was würde sonst aus mir werden?"

Es war ein Uhr Morgens. Barrois hatte Lust, sich niederzulegen, und bemerkte daher, nach einem so schmerzhaften Abend bedürfe Jedermann der Ruhe. Der Greis wollte nicht sagen, seine Ruhe sei es, sein Kind anzuschauen. Er verabschiedete Valentine, der die Ermattung und der Schmerz in der That ein leidendes Aussehen verliehen.

Als sie am andern Morgen bei ihrer Großmutter eintrat, fand sie diese im Bette; das Fieber hatte sich nicht gelegt, es brannte im Gegentheil ein düsteres Feuer in den Augen der Marquise, und sie schien einer heftigen Nervenaufregung preisgegeben zu sein.

„Oh! mein Gott! gute Mama, leiden Sie mehr?" rief Valentine, als sie alle diese Zeichen der Aufregung wahrnahm.

„Nein, meine Tochter, nein," sprach Frau von Saint-Meran; „aber ich erwartete mit Ungeduld Deine Erscheinung, um Deinen Vater holen zu lassen."

„Meinen Vater?" fragte Valentine unruhig.

„Ja, ich will ihn sprechen."

Valentine wagte es nicht, sich dem Wunsche ihrer Großmutter, dessen Ursache sie überdies nicht kannte, zu widersetzen, und einen Augenblick nachher trat Villefort ein.

„Mein Herr," sagte Frau von Saint-Meran, ohne irgend einen Eingang und als hätte sie befürchtet, es könnte ihr an Zeit gebrechen, „Sie haben mir geschrieben, es handle sich um eine Heirath für dieses Kind?"

„Ja, Madame," antwortete Villefort, „und es ist sogar mehr als ein Plan, es ist eine Uebereinkunft."

„Ihr Schwiegersohn heißt Franz d'Epinay?"

„Ja, Madame."

„Er ist der Sohn des General d'Epinay, der zu den Unserigen gehörte und einige Tage, ehe der Usurpator von der Insel Elba zurückkehrte, ermordet wurde?"

„So ist es."

„Diese Verbindung mit einer Enkelin des Jacobiners widerstrebt ihm nicht?"

„Unsere bürgerlichen Zwistigkeiten sind glücklicher Weise erloschen, meine Mutter," sprach Villefort; „Herr d'Epinay war bei dem Tode seines Vaters beinahe ein Kind; er kennt Herrn Noirtier sehr wenig, und wird ihn, wenn nicht mit Vergnügen, doch wenigstens mit Gleichgültigkeit sehen."

„Es ist eine schickliche Partie?"

„In jeder Beziehung."

„Der junge Mann? . . ."

„Erfreut sich der allgemeinen Achtung."

„Er ist anständig?"

„Er ist einer der ausgezeichnetsten Männer, die ich kenne."

Während dieser ganzen Unterredung war Valentine stumm geblieben.

„Wohl, mein Herr," sprach Frau von Saint-Meran nach kurzem Nachdenken, „Sie müssen sich beeilen, denn ich habe wenig Zeit mehr zu leben."

„Sie, Madame! Sie, gute Mutter!" riefen gleichzeitig Herr von Villefort und Valentine.

„Ich weiß, was ich sage," versetzte die Marquise; „Sie müssen sich also beeilen, damit sie, in Ermangelung ihrer Mutter, wenigstens ihre Großmutter hat, um ihre Ehe zu segnen. Ich bin die Einzige, die ihr noch von Seiten meiner armen Renée bleibt, die Sie so schnell vergessen haben, mein Herr."

„Ah! Madame, Sie bedenken nicht, daß ich diesem armen Kinde eine Mutter geben mußte."

„Eine Stiefmutter ist nie eine Mutter, mein Herr. Doch es handelt sich nicht um dieses, sondern um Valentine; lassen wir die Todten ruhen."

Alles dies wurde mit einer solchen Geschwindigkeit und mit einem Ausdrucke gesprochen, daß in diesem ganzen Gespräche etwas lag, was einem Anfang von Delirium glich.

„Es soll nach Ihrem Wunsche geschehen, Madame,“ sagte Villefort, „und dies um so mehr, als Ihr Wunsch mit dem meinigen im Einklang steht; sobald Herr d'Epinay nach Paris zurückgekehrt ist . . .“

„Meine gute Mutter,“ unterbrach ihn Valentine, „die Schicklichkeit, die völlig neue Trauer . . . würden Sie eine Ehe unter so trüben Auspicien schließen wollen?“

„Meine Tochter,“ versetzte rasch die Großmutter“ „keine solche Alltagsreden, welche schwache Geister verhindern, auf eine solide Weise ihre Zukunft zu gründen. Ich habe auch an dem Sterbebette meiner Mutter geheirathet und bin darum nicht unglücklich gewesen.“

„Abermals dieser Todesgedanke, Madame!“ rief Villefort.

„Abermals! immer . . . ich sage Ihnen, daß ich sterben werde, hören Sie? Nun wohl! ehe ich sterbe, will ich meinen Eidam sehen; ich will ihm befehlen, meine Enkelin glücklich zu machen, ich will in seinen Augen lesen, ob er zu gehorchen gedenkt; kurz, ich will ihn kennen lernen, um ihn aus der Tiefe meines Grabes aufzusuchen, wenn er nicht wäre, was er sein soll, wenn er nicht wäre, was er sein muß,“ fügte die alte Frau mit einem furchtbaren Ausdrucke bei.

„Madame,“ sprach Villefort, „Sie müssen diese exaltirten Gedanken, welche beinahe an den Wahnsinn gränzen, von sich entfernen. Liegen die Todten einmal in ihren Gräbern, so schlafen sie darin, um sich nie mehr zu erheben.“

„Oh! ja, ja, gute Mutter! beruhige Dich,“ rief Valentine.

„Und ich, mein Herr, sage Ihnen, daß es nicht so ist, wie Sie glauben. Diese Nacht lag ich in einem

furchtbaren Schlafe; denn ich sah mich gleichsam schlummern, als ob meine Seele bereits über meinem Leibe schwebte: meine Augen, die ich zu öffnen mich anstrengte, schloßen sich unwillkührlich, und dennoch, ich weiß wohl, daß Ihnen dies unmöglich vorkommen wird, Ihnen, mein Herr, . . . ich sah mit geschlossenen Augen, auf derselben Stelle, wo Sie sind, aus jener Ecke kommend, in der eine Thüre ist, welche nach dem Ankleidezimmer von Frau von Villefort geht, geräuschlos eine weiße Gestalt hervortreten."

Valentine stieß einen Schrei aus.

„Das Fieber hatte Sie aufgeregt, Madame," sprach Villefort.

„Zweifeln Sie, wenn Sie wollen, doch ich bin dessen, was ich sage, gewiß. Ich sah eine weiße Gestalt; und als hätte Gott befürchtet, ich könnte das Zeugniß eines einzigen von meinen Sinnen verwerfen, hörte ich mein Glas verrücken, dasselbe, das hier auf dem Tische steht."

„Oh! gute Mutter, das war ein Traum."

„Das war so wenig ein Traum, daß ich die Hand nach der Glocke ausstreckte und daß der Schatten bei dieser Geberde verschwand. Die Kammerfrau trat mit einem Lichte ein."

„Doch sie hat Niemand gesehen?"

„Die Geister zeigen sich nur denjenigen, welche sie sehen sollen: es war die Seele meines Mannes. Wenn nun die Seele meines Mannes zu mir zurückkehrt, warum sollte ich nicht zurückkehren, um meine Enkelin zu vertheidigen? Dieses Band ist, wie mir scheint, noch viel unmittelbarer."

„Oh, Madame!" sprach Villefort, unwillkührlich in der Tiefe der Eingeweide erschüttert, „geben Sie diesen finsteren Gedanken keinen Nachdruck; Sie werden mit uns leben, Sie werden lange Zeit glücklich, geliebt, geehrt leben, und wir werden machen, daß Sie vergessen . . ."

„Nie, nie, nie!“ rief die Marquise. „Wann kommt Herr d'Epinay zurück?“

„Wir erwarten ihn jeden Augenblick.“

„Es ist gut; sobald er angekommen ist, benachrichtigen Sie mich. Eilen wir, eilen wir. Dann möchte ich auch gern einen Notar sehen, um mich zu versichern, daß unsere ganze Habe Valentine zukommt.“

„O! meine Mutter,“ murmelte Valentine, ihre Lippen auf die glühende Stirne der alten Frau drückend; „Sie wollen mich also tödten? Mein Gott! Sie haben das Fieber, nicht einen Notar muß man rufen, sondern einen Arzt!“

„Einen Arzt!“ sprach sie die Achseln zuckend, „ich leide nicht, ich habe nur Durst.“

„Was trinken Sie denn, gute Mama?“

„Du weißt wohl, wie immer meine Orangeade. Mein Glas steht dort, dort auf dem Tische, gib es mir, Valentine.“

Valentine goß die Orangeade aus der Flasche in ein Glas, nahm dieses mit einem gewissen Schrecken, und gab es ihrer Großmutter, denn es war dasselbe Glas, das, wie sie behauptete, der Schatten berührt hatte.

Die Marquise leerte das Glas auf einen Zug.

Dann drehte sie sich auf ihrem Kopfkissen um und wiederholte:

„Den Notar! den Notar!“

Herr von Villefort ging weg, Valentine setzte sich an das Bett ihrer Großmutter. Die Arme schien selbst sehr des Arztes zu bedürfen, den sie der alten Frau empfohlen hatte. Eine flammenartige Röthe brannte auf ihren Backenknochen, ihr Athem war kurz und keuchend und ihr Puls schlug, als ob sie das Fieber hätte.

Dies war so, weil Valentine an die Verzweiflung von Maximilian dachte, wenn er erfahren würde, daß Frau von Saint-Meran, statt eine Verbündete für ihn

zu sein, ohne ihn zu kennen, handelte, als ob sie seine Feindin wäre.

Mehr als einmal dachte Valentine daran, ihrer Großmutter Alles zu sagen, und sie würde nicht einen Augenblick gezögert haben, hätte Maximilian Morrel Albert von Morcerf oder Raoul von Chateau-Renaud geheißen; aber Morrel war von plebejischer Abkunft, und Valentine kannte die Verachtung, welche die stolze Marquise von Saint-Meran gegen Alles hegte, was nicht von Geschlecht war. Ihr Geheimniß war also stets in dem Augenblick, wo es zu Tage ausgehen wollte, durch die traurige Gewißheit zurückgedrängt worden, daß sie es unnöthig preisgeben würde, und daß Alles verloren wäre, wenn dieses Geheimniß einmal zu Kenntniß ihres Vaters oder ihrer Stiefmutter käme.

So vergingen etwa zwei Stunden. Frau von Saint-Meran schlief einen heißen, unruhigen Schlaf. Man meldete den Notar.

Obgleich diese Meldung sehr leise gemacht wurde, erhob sich doch Frau von Saint-Meran auf ihrem Kopfkissen.

„Der Notar?" sagte sie, „er komme, er komme!"

Der Notar war an der Thüre, er trat ein.

„Gehe, Valentine," sprach Frau von Saint-Meran, „und laß mich mit diesem Herrn allein."

„Aber meine Mutter . . ."

„Gehe, gehe."

Das Mädchen küßte seine Großmutter auf die Stirne und entfernte sich, sein Taschentuch vor den Augen.

An der Thüre fand Valentine den Kammerdiener, der ihr sagte, der Arzt warte im Salon.

Valentine ging rasch hinab. Der Arzt war ein Freund der Familie und zugleich einer der geschicktesten Männer der Zeit; er liebte Valentine, die er zur Welt hatte kommen sehen, ungemein. Er besaß eine Tochter, ungefähr von dem Alter von Valentine; doch diese Tochter war von einer brustkranken Mutter geboren, und

das Leben des Arztes war eine beständige Furcht in Beziehung auf sein Kind.

„Ah," sagte Valentine, „mein lieber Herr d'Avrigny, wir erwarteten Sie mit Ungeduld. Doch vor Allem, wie befinden sich Madeleine und Antoinette?"

Madeleine war die Tochter von Herrn d'Avrigny und Antoinette seine Nichte.

Herr d'Avrigny antwortete traurig lächelnd:

„Antoinette sehr gut, Madeleine ziemlich gut. Sie haben mich holen lassen, liebes Kind. Es ist weder Ihr Vater, noch Frau von Villefort krank? In Beziehung auf Sie, obgleich man wahrnimmt, daß Sie sich von Ihren Nerven nicht freimachen können, setze ich voraus, daß Sie meiner auf keine andere Weise bedürfen, als damit ich Ihnen rathe, Ihre Einbildungskraft nicht so auf weitem Felde umherschweifen zu lassen?"

Valentine erröthete; Herr d'Avrigny trieb die Wissenschaft der Divination bis zum Wunder, denn er war einer von den Aerzten, welche das Körperliche stets auf moralischem Wege behandeln.

„Nein," sagte Sie, „man hat Sie für meine arme Großmutter gerufen. Nicht wahr, Sie wissen, welch ein Unglück uns widerfahren ist?"

„Ich weiß es nicht."

„Ach!" sprach Valentine, ein Schluchzen unterdrückend, „mein Großvater ist gestorben."

„Herr von Saint-Meran?"

„Ja."

„Plötzlich."

„An einem Schlagfluß."

„An einem Schlagfluß?" wiederholte der Arzt.

„Ja. Und meine arme Großmutter hat nun der Gedanke erfaßt, ihr Gatte, den sie nie verlassen, rufe sie, und sie werde bald mit ihm wiedervereinigt sein. Oh! Herr d'Avrigny, ich empfehle Ihnen meine arme Großmutter."

„Wo ist sie?"

„In ihrem Zimmer, mit dem Notar.“

„Und Herr Noirtier?“

„Immer derselbe, eine vollkommene Klarheit und Schärfe des Geistes, aber auch dieselbe Unbeweglichkeit, dieselbe Stummheit.“

„Und dieselbe Liebe für Sie, nicht wahr, mein gutes Kind?“

„Ja,“ erwiederte Valentine mit einem Seufzer, „er liebt mich sehr.“

„Wer sollte Sie nicht lieben?“

Valentine lächelte traurig.

„Und woran leidet Ihre Großmutter?“

„An einer sonderbaren Nervenaufregung; ihr Schlaf ist unruhig und seltsam. Sie behauptete diesen Morgen, während ihres Schlummers schwebe ihre Seele über dem Körper, und das ist doch Delirium; sie versichert mich, sie habe einen Geist in ihr Zimmer treten sehen, und das Geräusch gehört, den der Geist, ihr Glas berührend, gemacht haben soll.“

„Das ist sonderbar,“ sprach der Doctor, „ich wußte nicht, daß Frau von Saint-Meran solchen Hallucinationen unterworfen ist.“

„Es ist das erste Mal, daß ich sie so gesehen habe,“ entgegnete Valentine, „und sie hat mir diesen Morgen sehr bange gemacht, denn ich hielt sie für wahnwitzig, und mein Vater, Sie kennen meinen Vater gewiß als einen ernsten Geist, nun, selbst auf meinen Vater schien die Sache einen starken Eindruck hervorzubringen.“

„Wir werden sehen,“ versetzte Herr d'Avrigny; „was Sie mir da sagen, kommt mir ganz eigenthümlich vor.

Der Notar entfernte sich, man benachrichtigte Valentine, ihre Großmutter wäre allein.

„Gehen Sie hinauf,“ sagte sie zu dem Doctor.

„Und Sie?“

„Oh! ich wage es nicht, sie hat mir verboten, Sie holen zu lassen; dann bin ich, wie Sie sagen,

selbst aufgeregt, fieberhaft, mißstimmt; ich will einen Gang in den Garten machen, um mich zu erholen."

Der Doctor drückte Valentine die Hand, und während er zu ihrer Großmutter hinaufging, stieg sie die Freitreppe hinab.

Wir brauchen nicht zu sagen, welcher Theil des Gartens der Lieblingsspaziergang von Valentine war. Nachdem sie zwei oder dreimal an dem Blumenbette hin und her gewandert, welches das Haus umgab, nachdem sie eine Rose gepflückt, um sie in ihren Gürtel oder in ihre Haare zu stecken, schritt sonst sie unter der düstern Allee fort, die zu der Bank führte, und von der Bank begab sie sich zu dem Gitter.

Diesmal machte Valentine, ihrer Gewohnheit gemäß, mehrere Gänge unter den Blumen, doch ohne davon zu pflücken: die Trauer ihres Herzens, welche noch nicht Zeit gehabt hatte, sich über ihre Person zu verbreiten, verwarf diesen einfachen Schmuck; dann wandelte sie ihrer Allee zu. Während sie fortschritt, kam es ihr vor, als hörte sie ihren Namen rufen. Sie blieb stehen.

Da gelangte der Ton deutlicher an ihr Ohr, und sie erkannte die Stimme von Maximilian.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Versprechen.

Es war wirklich Morrel, der seit dem Tage vorher nicht mehr lebte: mit dem Liebenden und Müttern eigenthümlichen Instinkte hatte er errathen, daß in

Folge dieser Rückkehr von Frau von Saint-Meran und des Todes ihres Gemahls bei Villefort etwas vorgehen mußte, wobei seine Liebe für Valentine betheiligt wäre.

Seine Ahnungen hatten sich, wie man sehen wird, verwirklicht, und es war nicht mehr eine einfache Unruhe, was ihn so verstört und zitternd an das Gitter bei den Kastanienbäumen führte.

Doch Valentine war von Morrels Warten nicht in Kenntniß gesetzt, es war nicht die Stunde, wo er gewöhnlich kam, ein reiner Zufall, oder wenn man lieber will, eine glückliche Sympathie führte sie in den Garten.

Als sie erschien, rief ihr Morrel; sie lief an das Gitter.

„Sie zu dieser Stunde hier?“ fragte sie.

„Ja, arme Freundin,“ antwortete Morrel. „Ich komme, um schlimme Nachrichten zu holen und zu bringen.“

„Es ist also das Haus des Unglücks!“ sagte Valentine; „sprechen Sie, Maximilian; doch in der That, die Summe der Schmerzen ist bereits hinreichend.“

„Liebe Valentine,“ erwiederte Morrel, der sich von seiner eigenen Aufregung zu erholen suchte, um auf eine geeignete Weise sprechen zu können, „hören Sie mich wohl, ich bitte Sie; denn Alles, was ich Ihnen sagen werde, ist feierlicher Natur. Um welche Zeit gedenkt man Sie zu verheirathen?“

„Glauben Sie mir, ich will Ihnen nichts verbergen, Maximilian,“ sagte Valentine. „Diesen Morgen sprach man von meiner Heirath, und meine Großmutter, auf die ich als auf eine Stütze rechnete, welche mir nicht entgehen könnte, hat sich nicht nur für diese Heirath erklärt, sondern wünscht dieselbe dergestalt, daß sie nur die Rückkehr von Herrn d'Epinay verzögert, und daß den Tag nach seiner Ankunft der Vertrag unterzeichnet werden wird.“

Ein schmerzlicher Seufzer öffnete die Brust des

jungen Mannes; er schaute das Mädchen lang und traurig an und entgegnete sodann:

„Ah! es ist schrecklich, die Frau, die man liebt, ruhig sagen zu hören: „„Der Augenblick Deiner Hinrichtung ist bestimmt; sie wird in einigen Stunden stattfinden."" Doch gleichviel, es muß dies so sein, und ich meines Theils werde keinen Widerstand leisten. Wohl denn! da man, wie Sie sagen, nur Herrn d'Epinay erwartet, um den Vertrag zu unterzeichnen, da Sie den Tag nach seiner Ankunft ihm gehören werden, so sind Sie morgen mit Herrn d'Epinay verbunden, denn er ist heute in Paris angekommen."

Valentine stieß einen Schrei aus.

„Ich war vor einer Stunde bei dem Grafen von Monte Christo," fuhr Morrel fort; „wir sprachen, er von dem Schmerze Ihres Hauses, ich von Ihrem Schmerze, als plötzlich ein Wagen in den Hof rollte. Hören Sie, bis dahin glaubte ich nicht an Ahnungen, Valentine, aber nun muß ich wohl daran glauben: bei dem Geräusche dieses Wagens erfaßte mich ein Schauer; bald hörte ich Tritte auf der Treppe; der schallende Gang des Gouverneur hat Don Juan nicht so sehr erschreckt, als diese Tritte mich erschreckten. Endlich öffnet sich die Thüre, Albert von Morcerf erschien zuerst, ich zweifelte an mir selbst, ich glaubte, ich hätte mich getäuscht, als hinter ihm ein anderer junger Mann kam und der Graf ausrief:

„„Ah! der Herr Baron Franz d'Epinay!""

„Alles, was ich an Kraft und Muth im Herzen habe, rief ich zu Hülfe, um mich zu fassen, zu bewältigen. Vielleicht erbleichte ich, vielleicht zitterte ich, aber sicherlich blieb ein Lächeln auf meinen Lippen; doch fünf Minuten nachher ging ich weg, ohne ein Wort von dem gehört zu haben, was während dieser fünf Minuten gesprochen wurde; ich war vernichtet."

„Armer Maximilian!" murmelte Valentine.

„Und hier bin ich nun, Valentine. Antworten

Sie mir, wie einem Manne, dem Ihre Antwort das Leben oder den Tod geben wird: was gedenken Sie zu thun?"

Valentine neigte das Haupt; sie war betäubt.

„Hören Sie," sprach Morrel, „es ist nicht das erste Mal, daß Sie an die Lage denken, zu der wir nun gelangt sind; sie ist ernst, sie ist dringend, sie berührt die äußerste Grenze; ich glaube nicht, daß dies der Augenblick ist, um sich einem unfruchtbaren Schmerze hinzugeben: das mag gut für diejenigen sein, welche in Bequemlichkeit leiden und ihre Zähren nach Muße trinken wollen. Es gibt solche Menschen, und Gott wird ihnen im Himmel ohne Zweifel ihre Resignation hienieden in Rechnung bringen; aber wer den Willen in sich fühlt, zu kämpfen, verliert nicht eine kostbare Zeit und gibt dem Schicksal den Schlag, den er von ihm empfangen hat, unmittelbar zurück. Sagen Sie, Valentine, ich komme, um Sie dies zu fragen, ist es Ihr Wille, gegen das schlimme Geschick zu kämpfen?"

Valentine bebte und schaute Morrel mit großen, stieren Augen an. Der Gedanke, ihrem Vater, ihrer Großmutter, ihrer ganzen Familie zu widerstehen, war ihr nicht einmal in den Kopf gekommen.

„Was sagen Sie, Maximilian?" fragte Valentine, „und was nennen Sie einen Kampf? O nennen Sie es eine Ruchlosigkeit! Wie, ich sollte gegen den Befehl meines Vaters, gegen den Wunsch meiner sterbenden Großmutter kämpfen? Das ist unmöglich."

Morrel machte eine Bewegung.

„Sie sind ein zu edles Herz, um mich nicht zu verstehen, und Sie verstehen mich so gut, lieber Maximilian, daß ich Sie zum Stillschweigen gebracht sehe. Kämpfen, ich? Gott soll mich behüten! Nein, nein, ich bewahre meine ganze Kraft, um gegen mich selbst zu kämpfen und meine Zähren zu trinken, wie Sie sagen; meinen Vater betrüben, die letzten Augenblicke meiner Großmutter stören . . . niemals!"

„Sie haben ganz Recht," sprach Morrel phlegmatisch.

„Mein Gott! wie Sie mir das sagen," rief Valentine verletzt.

„Ich sage Ihnen das, wie ein Mann, der Sie bewundert, mein Fräulein," erwiederte Maximilian.

„Mein Fräulein!" rief Valentine, „mein Fräulein, oh der Selbstsüchtige! er sieht mich in Verzweiflung und stellt sich, als ob er mich nicht verstünde."

„Sie täuschen sich, ich verstehe Sie im Gegentheil vollkommen. Sie wollen Herrn von Villefort nicht ärgern, Sie wollen der Marquise nicht ungehorsam sein, und morgen unterzeichnen Sie den Vertrag, der Sie mit Ihrem Gatten verbindet."

„Mein Gott, kann ich es denn anders machen?"

„Sie dürfen nicht an mich appelliren, mein Fräulein, denn ich bin ein schlechter Richter in dieser Sache, und meine Selbstsucht wird mich verblenden," antwortete Morrel, dessen dumpfe Stimme, dessen geballte Fäuste eine wachsende Verzweiflung andeuteten.

„Was hätten Sie mir denn vorgeschlagen, Morrel, würden Sie mich geneigt gefunden haben, Ihren Vorschlag anzunehmen? Lassen Sie hören, antworten Sie. Es genügt nicht, zu sagen: Sie machen die Sache schlecht, man muß auch einen Rath geben."

„Sprechen Sie im Ernste, Valentine, soll ich Ihnen diesen Rath geben?"

„Gewiß, lieber Maximilian, denn wenn er gut ist, werde ich ihn befolgen: Sie wissen, ich bin treu in meiner Zuneigung."

„Valentine," sagte Morrel, indem er ein bereits getrenntes Brett vollends auf die Seite schob, „geben Sie mir Ihre Hand als Beweis, daß Sie mir meinen Grimm verzeihen; sehen Sie, mein Kopf ist ganz verstört, und seit einer Stunde haben die wahnsinnigsten Gedanken meinen Geist durchkreuzt. O! wenn Sie meinen Rath zurückweisen würden . . ."

„Nun, dieser Rath?"

„Hier ist er, Valentine."

„Das Mädchen schlug die Augen zum Himmel auf und stieß einen Seufzer aus.

„Ich bin frei," fuhr Morrel fort, „ich bin reich genug für uns Beide; ich schwöre Ihnen vor Gott, daß Sie meine Frau sein werden, ehe meine Lippen Ihre Stirne berührt haben."

„Sie machen mich zittern!" rief das Mädchen.

„Folgen Sie mir," sprach Morrel; „ich führe Sie zu meiner Schwester, welche würdig ist, Ihre Schwester zu sein; wir schiffen uns nach Algier, nach England oder nach Amerika ein, wenn Sie nicht lieber wollen, daß wir uns in irgend eine Provinz zurückziehen, wo wir, um nach Paris zurückzukehren, warten, bis unsere Freunde den Widerstand Ihrer Familie besiegt haben."

Valentine schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ich sah dem entgegen, Maximilian: es ist der Rath eines Wahnsinnigen, und ich wäre noch viel wahnsinniger, als Sie, wenn ich Sie nicht auf der Stelle durch das einzige Wort: Unmöglich, Morrel, unmöglich zurückwiese."

„Sie werden also Ihrem Schicksale folgen, wie es sich gestaltet und ohne es nur zu versuchen, dasselbe zu bekämpfen?" sagte Morrel verdüstert.

„Ja, und sollte ich darüber sterben."

„Wohl! Valentine," versetzte Maximilian, „ich wiederhole Ihnen noch einmal, Sie haben Recht. In der That, ich bin ein Narr, und Sie beweisen mir, daß die Leidenschaft die richtigsten Geister verblendet. Ich danke Ihnen, die Sie ohne Leidenschaft urtheilen. Es ist also eine abgemachte Sache; morgen sind Sie unwiderruflich mit Herrn Franz d'Epinay verlobt, und zwar nicht durch jene, zu Entwickelung der Komödienstücke erfundene Förmlichkeit des Theaters, welche man die Unterschrift des Vertrages nennt, sondern durch Ihren eigenen Willen."

„Noch einmal, sage ich Ihnen, Maximilian, Sie bringen mich in Verzweiflung, noch einmal drehen Sie den Dolch in der Wunde um. Was würden Sie thun, wenn Ihre Schwester auf einen Rath hörte, wie der ist, welchen Sie mir geben?"

„Mein Fräulein," erwiederte Morrel mit einem bittern Lächeln, „ich bin ein Selbstsüchtiger, wie Sie gesagt haben, und in meiner Eigenschaft als Selbstsüchtiger denke ich nicht an das, was Andere in meiner Lage thun würden, sondern an das, was ich zu thun beabsichtige. Ich denke, daß ich Sie seit einem Jahre kenne, daß ich von dem Tage an, wo ich Sie kennen gelernt habe, alle meine Chancen des Glückes auf Ihre Liebe gesetzt habe; daß ein Tag gekommen ist, wo Sie mir sagten, Sie lieben mich; daß ich von diesem Tage an alle meine Chancen der Zukunft auf Ihren Besitz gesetzt habe; denn Ihr Besitz war mein Leben. Ich denke nun nichts mehr; ich sage mir nur, die Chancen haben sich gewendet, und ich hatte den Himmel zu gewinnen geglaubt und habe ihn verloren. Es geschieht alle Tage, daß ein Spieler nicht nur das verliert, was er hat, sondern auch das, was er nicht hat."

Morrel sprach diese Worte mit einer vollkommenen Ruhe; Valentine schaute ihn einige Sekunden lang mit ihren großen, forschenden Augen an und suchte die von Morrel nicht bis in die Unruhe dringen zu lassen, welche bereits im Grunde ihres Herzens brauste.

„Aber was wollen Sie denn am Ende thun?" fragte sie.

„Ich werde die Ehre haben, Ihnen Lebewohl zu sagen, mein Fräulein, und wünsche Ihnen, Gott sei mein Zeuge, der meine Worte hört und in der Tiefe meines Herzens liest, und wünsche Ihnen ein so ruhiges, so glückliches so erfülltes Leben, daß nicht einmal Platz darin ist für das Andenken an mich."

„Oh!" murmelte Valentine.

„Gott befohlen, Valentine, leben Sie wohl!" sprach Morrel, sich verbeugend.

„Wohin gehen Sie?" rief, ihre Hand durch das Gitter ausstreckend und Maximilian bei seinem Rocke fassend, Valentine, die nach ihrer inneren Aufregung schloß, daß die Ruhe ihres Geliebten nicht wahr sein konnte; „wohin gehen Sie?"

„Ich will mich bemühen, keine neue Störung in Ihre Familie zu bringen, und ein Beispiel geben, das alle ehrliche und ergebene Menschen, welche sich in meiner Lage befinden, befolgen mögen."

„Ehe Sie mich verlassen, sagen Sie mir, was Sie zu thun gedenken, Maximilian."

Der junge Mann lächelte traurig.

„Oh! sprechen Sie, sprechen Sie! ich bitte Sie."

„Hat sich Ihr Entschluß geändert, Valentine?"

„Er kann sich leider nicht ändern! Sie wissen das wohl!" rief das junge Mädchen.

„Also Gott befohlen, Valentine."

Valentine rüttelte an dem Gitter mit einer Kraft, der man sie nicht hätte fähig halten sollen, und als Morrel sich entfernte, streckte sie ihre Hände durch das Gitter, und faltete und rang sie und rief:

„Was werden Sie thun? ich will es wissen, wohin gehen Sie?"

„Oh! seien Sie unbesorgt," sprach Maximilian, drei Schritte von der Thüre stille stehend, „es ist nicht meine Absicht, einen andern Menschen für die Strenge verantwortlich zu machen, die das Schicksal gegen mich übt. Ein Anderer würde Ihnen drohen, Herrn Franz aufzusuchen, ihn herauszufordern und sich mit ihm zu schlagen. Alles dies wäre wahnsinnig. Was hat Franz mit dieser ganzen Geschichte zu thun? Er hat mich diesen Morgen zum ersten Male gesehen, er hat bereits vergessen, daß er mich gesehen; er wußte nicht einmal, daß ich lebte, als eine zwischen Ihren beiden Familien getroffene Uebereinkunft entschied, daß Sie einander gehören sollten. Ich habe es also nicht mit Herrn Franz

zu thun und schwöre Ihnen, daß ich mich durchaus nicht an ihn halten werde."

„An wen wollen Sie sich denn halten? an mich?"

„An Sie, Valentine! Oh, Gott soll mich bewahren! Die Frau ist geheiligt, die Frau, die man liebt, ist heilig."

„Also an Ihre eigene Person, Unglücklicher!"

„Nicht wahr, ich bin der Schuldige?"

„Maximilian, Maximilian, kommen Sie hierher, ich will es haben!" rief Valentine.

Maximilian näherte sich mit seinem sanften Lächeln, und, abgesehen von seiner Blässe, hätte man glauben können, er befände sich in seinem gewöhnlichen Zustande.

„Hören Sie mich, meine liebe, meine angebetete Valentine," sprach er mit seiner wohlklingenden, ernsten Stimme, „Leute wie wir, welche nie einen Gedanken gebildet haben, worüber sie hätten müssen vor der Welt, vor ihren Eltern, oder vor Gott erröthen; Leute wie wir können einander im Herzen lesen, wie in einem offenen Buche. Ich habe nie einen Roman gespielt, ich bin nie ein schwermüthiger Held gewesen, ich trete nicht als Manfred oder als Antony auf; doch ohne Worte, ohne Betheuerungen, ohne Schwüre hatte ich mein Leben in Sie gesetzt, Sie entsprechen mir nicht und Sie haben Recht, so zu handeln, das habe ich Ihnen gesagt und wiederhole es; aber Sie entsprechen mir am Ende nicht, und mein Leben ist verloren. Sobald Sie sich von mir entfernen, Valentine, bleibe ich allein auf der Welt. Meine Schwester ist glücklich bei ihrem Gatten; ihr Gatte ist nur mein Schwager, das heißt ein Mensch, den allein die gesellschaftliche Uebereinkunft mit mir verbindet; Niemand bedarf also auf Erden meines unnütz gewordenen Daseins. Hören Sie, was ich thun werde: ich warte bis zur letzten Sekunde Ihrer Verheirathung, denn ich will keinen Schatten von einem jener unverhofften Wechselfälle verlieren, welche uns das

Schicksal bisweilen aufbewahrt ... Herr Franz d'Epinay kann bis dahin sterben, in dem Augenblick, wo Sie sich dem Altar nähern, kann der Blitz auf denselben fallen ... Alles scheint dem zum Tode Verurtheilten glaublich, und die Wunder kehren für ihn in die Klasse des Möglichen zurück, sobald es sich um die Rettung seines Lebens handelt. Ich werde also bis zum letzten Augenblick warten, sage ich, und wenn mein Unglück gewiß, unwiderruflich, ohne Hoffnung ist, schreibe ich einen vertraulichen Brief an meinen Schwager, einen andern an den Polizeipräfecten, um ihnen von meinem Vorhaben Nachricht zu geben, und zerschmettere mir am Saume irgend eines Waldes, am Rande irgend eines Grabens, am Ufer irgend eines Flusses die Hirnschale, so wahr ich der Sohn des ehrlichsten Mannes bin, der je in Frankreich gelebt hat."

Ein krampfhaftes Zittern schüttelte die Glieder von Valentine; sie ließ das Gitter los, das sie mit beiden Händen hielt, ihre Arme fielen an ihrer Seite herab, und zwei schwere Thränen rollten über ihre Wangen.

Der junge Mann blieb düster und entschlossen vor ihr stehen.

„Oh Mitleid, Mitleid! nicht wahr, Sie werden leben?" rief Valentine.

„Nein, bei meiner Ehre!" entgegnete Maximilian; „doch was ist Ihnen daran gelegen? Sie haben Ihre Pflicht gethan, und es bleibt Ihnen Ihr Gewissen."

Valentine fiel, ihr brechendes Herz zusammenpressend, auf die Kniee und rief:

„Maximilian, Maximilian, mein Freund, mein Bruder auf der Erde, mein wahrer Gatte im Himmel, mache es wie ich, ich bitte Dich, lebe mit den Leiden, wir werden eines Tages vereinigt sein."

„Leben Sie wohl, Valentine!" wiederholte Morrel.

„Mein Gott!" sprach Valentine, ihre Hände mit einem erhabenen Ausdruck zum Himmel erhebend, „Du siehst, ich habe Alles gethan, was ich konnte, um eine

gehorsame Tochter zu bleiben; ich habe gebeten, ich habe gefleht, ich habe geweint, er hörte weder auf meine Bitten, noch auf mein Flehen, noch auf meine Thränen. Wohl!“ fuhr sie fort, indem sie ihre Thränen trocknete und ihre Festigkeit wiedergewann, „wohl! ich will nicht vor Gewissensbissen sterben, ich will lieber vor Scham sterben. Sie werden leben, Maximilian, und ich werde Niemand gehören, als Ihnen. Zu welcher Stunde? in welchem Augenblick? auf der Stelle? Sprechen Sie, befehlen Sie, ich bin bereit.“

Morrel, der abermals einige Schritte gemacht hatte, um sich zu entfernen, kehrte wieder zurück, streckte, bleich vor Freude, mit überwallendem Herzen, seine Hände Valentine entgegen und rief:

„Valentine, theuere Freundin, Sie müssen nicht so mit mir sprechen, oder Sie geben mir den Tod. Warum sollte ich Sie der Gewalt verdanken, wenn Sie mich lieben, wie ich Sie liebe! Zwingen Sie mich nur aus Menschlichkeit, zu leben? Dann will ich lieber sterben.“

„Im Ganzen, wer liebt mich auf der Welt?“ murmelte Valentine, „er. Wer hat mich in allen meinen Schmerzen getröstet? er. Auf wem beruhen alle meine Hoffnungen? auf wem haftet mein irrer Blick? auf wem rastet mein blutendes Herz? Auf ihm, auf ihm, immer auf ihm. Wohl! Du hast Recht, Maximilian, ich werde Dir folgen, ich werde das väterliche Haus, ich werde Alles verlassen. Oh! ich Undankbare,“ rief Valentine schluchzend, „Alles, sogar meinen guten Großvater, den ich völlig vergaß.“

„Nein,“ entgegnete Maximilian, „Du wirst ihn nicht verlassen. Herr Noirtier schien, wie Du sagst, Sympathie für mich zu fühlen; wohl, ehe Du fliehst, theilst Du ihm Alles mit; Du machst Dir vor Gott aus seiner Einwilligung eine Aegide; sobald wir dann verheirathet sind, kommt er zu uns und hat statt eines Kindes zwei. Du hast mir erzählt, wie Du mit ihm sprichst, und wie er antwortet; ich werde rasch diese

rührende Zeichensprache lernen; oh! Valentine, ich schwöre es Dir, statt der Verzweiflung, die uns erwartete, ist es das Glück, was ich Dir verspreche."

„Oh! siehe, Maximilian, siehe, wie groß die Gewalt ist, die Du über mich ausübst; Du machst mich beinahe an das glauben, was Du sagst, und dennoch ist das, was Du sagst, wahnsinnig, denn mein Vater wird mich verfluchen, ich kenne ihn, mit seinem unbeugsamen Herzen wird er mir nie vergeben. Höre mich, Maximilian, wenn ich durch List, durch Bitten, durch einen Zufall, was weiß ich? kurz, durch irgend ein Mittel die Heirath verzögern kann, nicht wahr, dann wartest Du?"

„Ja, ich schwöre es Dir, wie Du mir schwörst, daß diese verhaßte Heirath nie stattfinden wird, daß Du, schleppt man Dich vor den öffentlichen Beamten, vor den Priester, stets Nein sagen wirst."

„Ich schwöre es Dir, Maximilian, bei dem, was ich Heiligstes auf Erden habe, bei meiner Mutter."

„Warten wir also," sprach Morrel.

„Ja, warten wir," versetzte Valentine, welche dieses Wort kaum athmete; „es gibt so viele Dinge, welche Unglückliche, wie wir sind, retten können."

„Ich baue auf Dich, Valentine," sprach Morrel, „Alles, was Du thun wirst, ist wohlgethan; wenn man jedoch Deinen Bitten kein Gehör schenkt, wenn Dein Vater, wenn Frau von Saint-Meran verlangen, daß man Herrn d'Epinay rufe, um den Vertrag zu unterzeichnen..."

„So hast Du mein Wort, Morrel."

„Statt zu unterzeichnen..."

„Komme ich zu Dir und wir fliehen; aber bis dahin wollen wir Gott nicht mehr versuchen, Morrel, wir wollen uns nicht sehen, denn es ist ein Wunder, eine Gnade der Vorsehung, daß wir noch nicht überrascht worden sind; würde man uns überraschen, wüßte man, wie wir uns sehen, so hätten wir kein Mittel mehr."

„Du hast Recht, Valentine, aber wie erfahren...“

„Durch den Notar, Herrn Deschamps.“

„Ich kenne ihn.“

„Und durch mich selbst. Glaube mir, ich werde Dir schreiben. Mein Gott! Maximilian, diese Heirath ist mir so verhaßt, als Dir.“

„Gut! Gut! ich danke, meine angebetete Valentine. Nun ist Alles abgemacht, sobald ich die Stunde weiß, eile ich hierher, Du springst über diese Mauer in meine Arme, die Sache wird Dir leicht werden; ein Wagen erwartet uns an der Thüre des Geheges, Du steigst mit mir ein, ich führe Dich zu meiner Schwester; unbekannt, wenn es Dir zusagt, Lärmen machend, wenn Du es wünschest, werden wir dort das Bewußtsein unserer Kraft und unseres Willens haben, und uns nicht erwürgen lassen wie das Lamm, das sich nur durch seine Seufzer vertheidigt.“

„Es sei so, ich sage Dir ebenfalls: was Du thust, ist wohlgethan.“

„Oh!“

„Wohl, bist Du zufrieden mit Deiner Frau?“ sprach das junge Mädchen traurig.

„Meine angebetete Valentine, ja sagen, heißt sehr wenig sagen.“

„Sage es immerhin.“

Valentine hatte sich oder vielmehr ihre Lippen dem Gitter genähert, und ihre Worte schlüpften mit ihrem duftenden Hauch auf die Lippen von Morrel, der seinen Mund fest auf die andere Seite der kalten, unerbittlichen Scheidewand drückte.

„Auf Wiedersehen,“ sprach Valentine, sich diesem Glücke entreißend, „auf Wiedersehen.“

„Ich bekomme einen Brief von Dir?“

Ja.“

„Ich danke, theure Frau, auf Wiedersehen.“

Das Geräusch eines unschuldigen und verlorenen Kusses erscholl, und Valentine entfloh unter die Linden,

Morrel horchte auf die letzten Töne ihres an den Hecken sich streifenden Kleides und ihrer Füße welche den Sand krachen machten, schlug dann die Augen mit einem unaussprechlichen Lächeln zu dem Himmel auf, der es gestattete, daß er so geliebt wurde, und verschwand ebenfalls.

Der junge Mann kehrte nach Hause zurück und wartete den ganzen übrigen Tag hindurch und den ganzen nächsten Tag, ohne etwas zu erhalten. Erst am zweiten Tage, gegen zehn Uhr Morgens und als er eben zu Herrn Deschamps, dem Notar, gehen wollte, empfing er durch die Post ein kleines Billet, das er sogleich als von Valentine herrührend, erkannte, obgleich er ihre Handschrift nie gesehen hatte.

Es war in folgenden Worten abgefaßt:

„Thränen, Bitten und Flehen, nichts hat gefruchtet. Gestern bin ich zwei Stunden lang in der Kirche Saint-Philippe du Roule gewesen und habe zwei Stunden aus dem Grunde meiner Seele zu Gott gebetet; Gott ist unempfindlich, wie die Menschen, und man hat die Unterzeichnung des Vertrags auf neun Uhr diesen Abend festgesetzt.

„Ich habe nur ein Wort Morrel, wie ich nur ein Herz habe, und dieses Wort ist Dir verpfändet, dieses Herz gehört Dir. Diesen Abend also, um drei Viertel auf neun Uhr am Gitter.

Deine Frau,

Valentine von Villefort."

N. S.

„Mit meiner Großmutter geht es immer schlechter, gestern ist ihr gereizter Zustand in Delirium übergegangen, heute ist das Delirium beinahe Wahnsinn.

„Nicht wahr, Du wirst mich sehr lieben, Morrel, um mich vergessen zu machen, daß ich sie in diesem Zustande verlassen habe?

„Ich glaube, man verbirgt Großpapa Noirtier, daß die Unterzeichnung des Vertrages diesen Abend stattfinden soll."

Morrel begnügte sich nicht mit den Nachrichten, die ihm Valentine gab, er ging zu dem Notar und dieser bestätigte ihm, die Unterzeichnung des Vertrags sei auf neun Uhr Abends bestimmt.

Dann begab er sich zu Monte Christo; hier war es abermals, wo er am meisten erfuhr: Franz war bei dem Grafen gewesen, um ihm diese Feierlichkeit anzukündigen; Frau von Villefort hatte ihn in einem Briefe um Entschuldigung gebeten, daß sie ihn nicht einlade, doch es werde durch den Tod von Herrn von Saint-Meran und durch den Zustand, in dem sich seine Witwe befinde, über diese Versammlung ein Schleier der Traurigkeit geworfen, durch den sie die Stirne des Grafen, welchem sie jegliches Glück wünsche, nicht verdüstern wolle. Am Abend war Franz Frau von Saint-Meran vorgestellt worden, welche für diese Vorstellung das Bett verließ und sich dann sogleich wieder niederlegte.

Morrel, wie sich dies leicht begreifen läßt, befand sich in einem so aufgeregten Zustande, daß es einem so durchdringenden Auge, wie es das Auge des Grafen war, nicht entgehen konnte; Monte Christo war auch freundlicher und liebevoller gegen ihn, als je, so liebevoll, daß Maximilian wiederholt auf dem Punkte war, ihm Alles zu sagen. Doch er erinnerte sich des förmlichen Versprechens, das er Valentine gegeben hatte, und sein Geheimniß blieb im Grunde seines Herzens.

Der junge Mann las zwanzigmal an diesem Tag den Brief von Valentine. Es war das erste Mal, daß sie ihm schrieb, und zwar bei welcher Veranlassung! So oft er diesen Brief wiederlas, erneuerte sich Maximilian den Schwur, Valentine glücklich zu machen. Welche Macht erlangt nicht ein junges Mädchen, das einen so muthigen Entschluß faßt, welche Ergebenheit verdient es nicht von Seiten desjenigen, welchem es Alles geopfert hat! Wie muß es nicht wirklich für seinen Geliebten der erste und würdigste Gegenstand seiner Verehrung sein! Denn es ist zugleich die Königin und

die Frau, und man hat nicht genug an einer Seele, um einem solchen Mädchen zu danken und es zu lieben.

Morrel dachte mit unaussprechlicher Unruhe an den Augenblick, wo Valentine zu ihm kommen und sagen würde: „Hier bin ich, Maximilian; nimm mich.“

Er hatte diese ganze Flucht angeordnet; zwei Leitern waren in der Luzerne des Geheges verborgen; ein Cabriolet, das Maximilian selbst führen sollte, wartete; kein Diener, kein Licht; an der Mündung der ersten Straße würde man die Laternen anzünden, denn man wollte nicht in die Hände der Polizei fallen.

Von Zeit zu Zeit durchlief ein Schauer den Leib von Morrel; er dachte an den Augenblick, wo er das Herabsteigen von der Mauer von Valentine beschützen, wo er zitternd in seinen Armen diejenige fühlen würde, welcher er nur die Hand gedrückt und die Spitzen der Finger geküßt hatte.

Als aber der Nachmittag kam, als die Stunde immer mehr herannahte, fühlte Morrel das Bedürfniß, allein zu sein; sein Blut kochte, die einfachen Fragen, schon die Stimme eines Freundes hätten ihn gereizt, er schloß sich in seiner Wohnung ein und suchte zu lesen; doch sein Blick schlüpfte über die Seiten hin, ohne etwas davon zu verstehen, und er warf am Ende das Buch weg, um zum zweiten Male seinen Plan zu durchgehen und die Anordnung vor seinem inneren Auge vorüberziehen zu lassen.

Endlich nahte die Stunde.

Nie hat ein verliebter Mensch die Uhren friedlich ihren Weg gehen lassen; Morrel plagte die seinigen so sehr, daß sie am Ende um sechs Uhr halb neun Uhr anzeigten. Er sagte sich sodann, es wäre Zeit aufzubrechen, um neun Uhr wäre wirklich die für die Unterzeichnung des Vertrages bestimmte Stunde; doch aller Wahrscheinlichkeit nach würde Valentine diese unnöthige Unterzeichnung nicht abwarten; Morrel trat folglich, nachdem er seiner Pendeluhr nach um halb neun Uhr

aufgebrochen war, in das Gehege, als es auf Saint-Philippe du Roule acht Uhr schlug.

Das Pferd und das Cabriolet wurden hinter dem in Trümmern liegenden Mauerwerk verborgen, in welchem sich Morrel selbst zu verbergen pflegte.

Allmählig neigte sich der Tag und das Blätterwerk des Gartens drängte sich in dichte Büschel von undurchsichtigem Schwarz zusammen.

Morrel trat aus seinem Verstecke hervor und schaute durch das Loch in dem Gitter: es war noch Niemand anwesend:

Es schlug halb neun Uhr.

Abermals verging eine halbe Stunde mit Warten; Morrel schritt auf und ab und hielt sodann in immer näher gerückten Zwischenräumen sein Auge an die Bretter. Der Garten wurde immer finsterer, doch in der Dunkelheit suchte man vergebens das weiße Kleid, in der Stille horchte man umsonst auf das Geräusch der Tritte.

Das Haus, welches man durch das Laubwerk erblickte, war düster und bot keinen von den Charakteren eines Hauses, das sich für ein so wichtiges Ereigniß öffnet, wie es die Unterzeichnung eines Vertrages ist.

Morrel befragte seine Taschenuhr: sie schlug drei Viertel auf zehn Uhr, doch beinahe in demselben Augenblick berichtigte die wiederholt gehörte Stimme der Kirchenuhr den Irrthum der Taschenuhr, indem dieselbe halb zehn Uhr schlug.

Bereits eine halbe Stunde der Erwartung mehr, als Valentine selbst festgestellt hatte. Sie hatte gesagt neun Uhr, sogar eher früher, als später.

Es war der furchtbarste Augenblick für das Herz des jungen Mannes, auf das jede Secunde wie ein bleierner Hammer fiel.

Das geringste Geräusch der Blätter, das schwächste Wehen des Windes spannte sein Ohr und machte den Schweiß auf seine Stirne treten; völlig bebend richtete er seine Leiter zurecht und setzte, um keine Zeit zu ver-

lieren, den Fuß auf die erste Sprosse. Mitten unter diesem Wechsel von Furcht und Hoffnung, mitten unter diesen Ausdehnungen und Zusammenpressungen des Herzens schlug es zehn Uhr auf der Kirche.

„Oh! es ist unmöglich, daß die Unterzeichnung eines Vertrages so lange dauert, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eingetreten sind," murmelte Maximilian voll Schrecken; „ich habe alle Chancen erwogen, ich habe die Zeit berechnet, welche diese Förmlichkeiten einnehmen, . . es ist etwas vorgefallen."

Dann ging er bald in größter Aufregung an dem Gitter auf und ab, bald kehrte er zurück und stützte seine glühende Stirne an das kalte Eisen. War Valentine nach dem Vertrage ohnmächtig geworden, oder hatte man sie in ihrer Flucht aufgehalten? Dies waren die zwei einzigen, jedoch gleich verzweiflungsvollen Hypothesen, bei welchen der junge Mann verweilen konnte.

Es kam ihm der Gedanke, mitten auf der Flucht hätte Valentine die Kraft verlassen, und sie wäre in irgend einer Allee in Ohnmacht gefallen.

„Oh! wenn dem so ist," rief er, von seiner Leiter herabspringend, „so verliere ich sie, und zwar durch meinen Fehler!"

Der Dämon, der ihm diesen Gedanken eingeblasen hatte, verließ ihn nicht mehr, und summte an seinem Ohre mit jener Beharrlichkeit, durch welche gewisse Zweifel nach einem Augenblick und durch die Gewalt der Schlüsse zu Ueberzeugungen werden. Seine Augen, welche die zunehmende Dunkelheit zu durchdringen suchten, glaubten unter dem Schatten einer Allee einen liegenden Gegenstand zu bemerken; Morrel ging so weit, daß er rief, und es kam ihm vor, als ob eine unartikulirte Klage zu ihm dränge.

Endlich hörte er halb eilf, man konnte sich unmöglich mehr reizen lassen, Alles war zu vermuthen; die Schläfe von Maximilian schlugen mit aller Gewalt, Wolken zo=

gen vor seinen Augen vorüber; er erkletterte die Mauer und sprang auf der anderen Seite hinab.

Maximilian war bei Villefort, er war durch Einsteigung dahin gekommen; er bedachte die Folgen, die eine solche Handlung haben könnte; doch er war nicht so weit gegangen, um zurückzuweichen.

Er streifte eine Zeit lang an der Mauer hin, gelangte mit einem Sprunge durch die Allee und drang in ein Gebüsch. In einem Augenblick war er auch am Ende des Gebüsches. Von hier aus konnte er das Haus überschauen.

Morrel versicherte sich nun über einen Punkt, den er bereits vermuthet hatte, als er sein Auge durch die Bäume dringen zu lassen versuchte. Statt der Lichter, die er an jedem Fenster glänzen zu sehen erwartete, wie dies an feierlichen Tagen natürlich ist, sah er nichts als die graue Masse, welche noch durch einen großen Schattenvorhang verschleiert war, den eine ungeheure, auf dem Monde ausgebreitete Wolke herabwarf.

Ein Licht lief gleichsam wie bestürzt an drei Fenstern des ersten Stockes hin. Diese drei Fenster waren die der Wohnung von Frau von Saint-Meran.

Ein anderes Licht blieb unbeweglich hinter rothen Vorhängen. Diese rothen Vorhänge waren die von dem Schlafzimmer von Frau von Villefort.

Morrel errieth Alles. So oft hatte er, um Valentine in Gedanken zu jeder Stunde zu folgen, so oft hatte er sich, sagen wir, den Plan dieses Hauses gemacht, das er, ohne es innen gesehen zu haben, genau kannte.

Der junge Mann war noch mehr erschrocken über diese Dunkelheit und dieses Stillschweigen, als er es über die Abwesenheit von Valentine gewesen war.

Ganz bestürzt, beinahe wahnsinnig vor Schmerz, entschlossen, Allem zu trotzen, um Valentine wiederzusehen und sich Gewißheit über das Unglück, das er ahnete, zu verschaffen, trat Morrel bis an den Saum des Gebüsches und schickte sich an, so rasch als möglich

den völlig entblößten Blumengarten zu durchschreiten, als ein zwar noch entfernter, aber vom Winde zu ihm getragener Stimmton an sein Ohr drang. Bei diesem Geräusch machte er einen Schritt rückwärts; bereits halb aus dem Blätterwerk hervorgetreten, versteckte er sich wieder völlig in demselben und blieb, in seine Dunkelheit begraben, stumm und unbeweglich. Sein Entschluß war gefaßt: war es nur Valentine, so würde er sie im Vorübergehen benachrichtigen; käme Valentine in Begleitung einer andern Person, so würde er sie wenigstens sehen und sich versichern, daß ihr kein Unglück begegnet; sollten sich aber Fremde zeigen, so könnte er einige Worte von ihrem Gespräche auffangen und sich das bis jetzt unbegreifliche Geheimniß klar machen.

Der Mond trat nun aus der Wolke hervor, die ihn verbarg, und an der Thüre sah Morrel Herrn von Villefort begleitet von einem Manne in schwarzem Anzuge erscheinen. Sie gingen die Stufen herab und auf das Gebüsch zu; kaum hatten sie vier Schritte gemacht, als er den Doctor d'Avrigny erkannte.

Sobald der junge Mann diese Beiden kommen sah, wich er maschinenmäßig vor ihnen zurück, bis er an den Stamm eines Ahornbaumes stieß, der den Mittelpunkt einer Baumgruppe bildete; hier war er genöthigt, stehen zu bleiben.

Bald hörte der Sand auf, unter den Tritten der beiden Männer zu krachen.

„Ah!" sprach der Staatsanwalt, „der Himmel erklärt sich offen gegen unser Haus. Welch ein furchtbarer Tod! welch ein Donnerschlag! Versuchen Sie es nicht, mich zu trösten; ach! es gibt keinen Trost für ein solches Unglück; die Wunde ist zu heftig und zu tief, todt! todt!"

Ein kalter Schweiß vereiste die Stirne des jungen Mannes und machte seine Zähne klappern. Wer war denn in dem Hause gestorben, das Villefort selbst ein verfluchtes nannte?

„Mein lieber Herr von Villefort," antwortete der Arzt mit einem Tone, der den Schrecken des jungen Mannes verdoppelte, „ich habe Sie durchaus nicht hiehergeführt, um Sie zu trösten, ganz im Gegentheil."

„Was wollen Sie mir sagen?" fragte der Staatsanwalt bestürzt.

„Ich will Ihnen sagen, daß hinter dem Unglück, welches Sie betroffen hat, sich ein anderes, vielleicht noch größeres findet."

„O mein Gott!" murmelte Villefort, die Hände faltend, „was werde ich hören?"

„Sind wir ganz allein, mein Freund?"

„O ja, ganz allein. Doch was sollen alle diese Vorsichtsmaßregeln bedeuten?"

„Sie bedeuten, daß ich Ihnen eine furchtbare Mittheilung zu machen habe," sprach der Doctor; „setzen wir uns."

Villefort fiel mehr auf eine Bank, als er sich darauf setzte. Der Doctor blieb, eine Hand auf seine Schulter legend, vor ihm stehen.

Vor Schrecken in Eis verwandelt, hielt Morrel mit einer Hand seine Stirne, während er mit der andern sein Herz preßte, denn er befürchtete, man könnte die Schläge desselben hören.

„Todt! todt!" wiederholte er in seinem Innern mit der Stimme seines Herzens.

Und er fühlte sich selbst sterben.

„Sprechen Sie, Doctor, ich höre," sagte Villefort, „schlagen Sie, ich bin auf Alles gefaßt."

„Frau von Saint-Meran war allerdings sehr alt, aber sie erfreute sich einer vortrefflichen Gesundheit."

Morrel athmete zum ersten Male seit zehn Minuten.

„Der Kummer hat sie getödtet," sagte Villefort; „ja, der Kummer, Doctor! Die Gewohnheit, seit vierzig Jahren mit dem Marquis zu leben . . ."

„Es ist nicht der Kummer, mein lieber Villefort," entgegnete der Doctor; „der Kummer kann tödten, ob-

gleich die Fälle selten sind, aber er tödtet nicht in einem Tage, er tödtet nicht in einer Stunde, er tödtet nicht in zehn Minuten."

Villefort antwortete nicht; er hob nur das Haupt empor, das er gesenkt gehalten hatte, und schaute den Doctor mit erschrockenen Augen an.

„Sie sind während des Todeskampfes da geblieben?" fragte Herr d'Avrigny.

„Gewiß; Sie sagten mir leise, ich sollte mich nicht entfernen."

„Haben Sie die Symptome des Uebels wahrgenommen, dem Frau von Saint-Meran unterlegen ist?"

„Sicherlich. Frau von Saint-Meran hat drei in Zwischenräumen von einigen Minuten auf einander folgende schwere Anfälle gehabt. Als Sie ankamen, war Frau von Saint-Meran bereits seit mehren Minuten keuchend; sie hatte sodann eine Krise, die ich für einen Nervenanfall hielt; doch ich fing an, wirklich zu erschrecken, als ich gewahrte, wie sie sich auf ihrem Bette mit starren Gliedern und steifem Halse erhob. Da erkannte ich an Ihrem Gesichte, daß die Sache ernster sein mußte, als ich glaubte. Als die Krise vorüber war, suchte ich Ihre Augen, traf sie aber nicht. Sie hielten den Puls, Sie zählten die Schläge, und die zweite Krise trat ein, ehe Sie wieder zu mir zurückkehrten. Diese zweite Krise war furchtbarer, als die erste, die Nervenzuckungen wiederholten sich, der Mund zog sich zusammen und wurde ganz blau. Bei der dritten verschied sie. Ich hatte bereits bei der ersten den Starrkrampf erkannt; Sie bestätigten mich in dieser Meinung."

„Ja, vor allen Anwesenden," versetzte der Doctor; „doch nun sind wir allein . . ."

„Mein Gott, was wollen Sie mir sagen?"

„Daß die Symptome des Starrkrampfes und der Vergiftung durch vegetabilische Stoffe ganz dieselben sind."

Herr von Villefort sprang auf, doch nach einem Augenblick der Unbeweglichkeit und des Stillschweigens fiel er wieder auf seine Bank und sprach:

„Oh! mein Gott, Doctor, bedenken Sie auch, was Sie sagen?"

Morrel wußte nicht, ob er träumte oder wachte.

„Hören Sie," sprach der Doctor, „ich kenne das Gewicht meiner Erklärung und den Charakter des Mannes, gegen den ich sie thue."

„Sprechen Sie mit dem Beamten oder mit dem Freunde?" fragte Villefort.

„Mit dem Freunde, mit dem Freunde allein in diesem Augenblick; die Aehnlichkeit zwischen den Symptomen des Starrkrampfes und denen der Vergiftung durch vegetabilische Substanzen ist so groß, daß ich zögern würde, wenn ich unterzeichnen müßte, was ich da sage. Ich wiederhole Ihnen auch, daß ich mich nicht an den Beamten, sondern an den Freund wende. Dem Freunde also sage ich: Während der drei Viertelstunden, die sie dauerten, studirte ich den Todeskampf, die Convulsionen, den Tod von Frau von Saint-Meran; nach meiner Ueberzeugung ist nun Frau von Saint-Meran nicht nur vergiftet gestorben, sondern ich vermöchte auch zu sagen, welches Gift sie getödtet hat."

„Mein Herr!"

„Alles hat sich gezeigt, Schlafsucht unterbrochen durch Nervenkrisen, Ueberreizung des Gehirnes, Torpor der Centraltheile des Nervensystems: Frau von Saint-Meran ist einer starken Dose Strychnin oder Brucin unterlegen, die man ihr ohne Zweifel aus Zufall, vielleicht aus Irrthum beigebracht hat."

„Oh! das ist unmöglich! sagte Villefort, die Hand des Doctors ergreifend; „mein Gott, ich träume, es ist furchtbar, solche Dinge von einem Manne, wie Sie sind, zu hören! Im Namen des Himmels, flehe ich Sie an, lieber Doctor, gestehen Sie mir, daß Sie sich täuschen können."

„Allerdings kann ich dies, doch . .“

„Doch? . . .“

„Doch ich glaube es nicht.“

„Doctor, haben Sie Mitleid mit mir, seit einigen Tagen begegnen mir so unerhörte Dinge, daß es mir vorkommt, als müßte ich ein Narr werden.“

„Hat noch Jemand außer mir Frau von Saint-Meran gesehen?“

„Niemand.“

„Hat man bei dem Apotheker eine Arznei holen lassen, welche nicht von mir verordnet worden ist?“

„Nein.“

„Hatte Frau von Saint-Meran Feinde?“

„Ich kenne keine.“

„Hatte Jemand ein Interesse bei ihrem Tod.“

„Mein Gott! nein; meine Tochter ist ihre einzige Erbin, Valentine allein . . . Oh! wenn mir ein solcher Gedanke käme, . . ich würde mich erdolchen, um mein Herz zu bestrafen, daß es einen solchen Gedanken hatte beherbergen können.“

„Oh, theurer Freund!“ rief Herr d'Avrigny, „Gott verhüte es, daß ich irgend Jemand anklage; verstehen Sie wohl, ich spreche nur von einem Zufall, von einem Irrthum. Doch Zufall oder Irrthum, es ist eine Thatsache, welche ganz leise zu meinem Gewissen spricht und verlangt, daß mein Gewissen ganz laut mit Ihnen spricht. Forschen Sie nach.“

„Bei wem? wie? worüber?“

„Hören Sie: sollte sich nicht Barrois, der alte Diener, getäuscht und Frau von Saint-Meran irgend einen Trank gegeben haben, der für seinen Herrn bestimmt war?“

„Für meinen Vater?“

„Ja.“

„Wie kann denn ein für Herrn Noirtier bereiteter Trank, Frau von Saint-Meran vergiften!“

„Das ist ganz einfach: Sie wissen, daß bei einzel-

nen Krankheiten die Gifte als Heilmittel dienen; die Lähmung ist eine von diesen Krankheiten. Vor ungefähr drei Monaten, zum Beispiel, entschloß ich mich, nachdem ich Alles angewendet hatte, um Herrn Noirtier wieder Stimme und Bewegung zu geben, ein letztes Mittel zu versuchen; seit drei Monaten behandle ich ihn mit Brucin; so waren in dem letzten Tranke, den ich ihm verschrieb, sechs Centigramme enthalten; sechs Centigramme, ohne Wirkung auf die gelähmten Organe von Herrn Noirtier, und woran er sich überdies durch stufenweise Dosen gewöhnt hatte, sechs Centigramme genügen, um jede andere Person als ihn zu tödten."

„Mein lieber Doctor, es besteht keine Verbindung zwischen der Wohnung von Herrn Noirtier und der von Frau von Saint-Meran, und nie ist Barrois in das Zimmer meiner Schwiegermutter gekommen. Soll ich es Ihnen endlich sagen, Doctor, obgleich ich weiß, daß Sie der geschickteste und besonders der gewissenhafteste Mann der Welt sind, obgleich unter allen Umständen Ihr Wort für mich eine Fackel ist, die mich leitet, wie das Licht der Sonne, ist es doch, trotz dieser Ueberzeugung, für mich ein Bedürfniß, mich auf das Axiom: **errare humanum est**, zu stützen."

„Hören Sie, Villefort," sagte der Doctor, „gibt es einen von meinen Collegen, zu welchem Sie so viel Zutrauen haben, als zu mir?"

„Warum dies, was wollen Sie damit sagen?"

„Rufen Sie ihn, ich theile ihm mit, was ich gesehen, was ich wahrgenommen habe, und wir nehmen die Oeffnung der Leiche vor."

„Und Sie werden die Spuren des Giftes finden?"

„Nein, nicht des Giftes, ich habe das nicht gesagt, sondern wir werden die Reizung des Systemes bestätigen, die unleugbare Asphyxie erkennen und Ihnen sagen, lieber Villefort: Ist die Sache durch Nachläßigkeit geschehen, so bewachen Sie Ihre Dienerschaft, aus Haß, so bewachen Sie Ihre Feinde."

„Oh, mein Gott! was schlagen Sie mir da vor, d'Avrigny?" entgegnete Villefort ganz niedergebeugt; „sobald ein Anderer in das Geheimniß gezogen ist, wird eine Untersuchung nothwendig, und eine Untersuchung bei mir, unmöglich! Dennoch," fuhr der Staatsanwalt, den Arzt unruhig anschauend, fort, „dennoch, wenn Sie es wollen, wenn Sie es durchaus verlangen, werde ich es thun. Ich muß in der That dieser Sache vielleicht eine Folge geben; mein Charakter heischt es. Doch Sie sehen mich zum Voraus von Traurigkeit erfüllt, Doctor; in mein Haus so viel Scandal nach so vielen Schmerzen bringen! Oh! meine Frau und meine Tochter werden daran sterben; und ich Doctor, Sie wissen, ein Mann gelangt nicht dahin, wo ich bin, ein Mann ist nicht fünfundzwanzig Jahre Staatsanwalt gewesen, ohne sich viele Feinde zuzuziehen; die Zahl der meinigen ist groß. Ist diese Geschichte ruchbar, so wird sie für diese Feinde ein Triumph sein, der sie vor Freuden beben macht und mich mit Schmach bedeckt. Doctor, verzeihen Sie mir diese weltlichen Gedanken. Wenn Sie Priester wären, würde ich es nicht wagen, Ihnen dies zu sagen; aber Sie sind ein Mensch, Sie kennen die anderen Menschen; Doctor, Doctor, nicht wahr, Sie haben mir nichts gesagt?"

„Mein lieber Herr von Villefort," antwortete der Doctor erschüttert, „meine erste Pflicht ist Menschlichkeit. Ich hätte Frau von Saint-Meran gerettet, wenn es in der Macht der Wissenschaft gelegen wäre, dies zu thun, aber sie ist todt, ich bin mich den Lebendigen schuldig. Begraben wir in die tiefste Tiefe unserer Herzen dieses furchtbare Geheimniß. Oeffnen sich die Augen von irgend Jemand darüber, so werde ich es zugeben, daß man meiner Unwissenheit das Stillschweigen zuschreibt, das ich beobachtet habe. Suchen Sie jedoch immerhin, suchen Sie thätig, mein Freund, denn es bleibt vielleicht nicht hiebei stehen ... Und wenn Sie den Schuldigen gefunden haben, wenn Sie ihn finden, so werde ich Ih-

nen sagen: Sie sind Beamter, thun Sie, was Sie wollen."

„Oh! Dank, Dank, Doctor!" sprach Villefort mit unsäglicher Freude, „ich habe nie einen besseren Freund gehabt, als Sie sind."

Und er erhob sich, als befürchtete er, der Doctor d'Avrigny könnte von diesem Zugeständniß wieder abgehen, und zog ihn nach dem Hause fort.

Sie verschwanden.

Morrel streckte, als müßte er Athem schöpfen, den Kopf aus dem Gebüsche hervor, und der Mond beleuchtete dieses Gesicht, das so bleich war, daß man es hätte für das eines Gespenstes halten können.

„Gott beschützt mich auf eine offenbare, aber furchtbare Weise!" sagte er. „Doch Valentine! Valentine! arme Freundin! wird sie so vielen Schmerzen widerstehen?"

Während er diese Worte sprach, schaute er abwechselnd das Fenster mit den rothen Vorhängen und die drei Fenster mit den weißen Vorhängen an.

Das Licht war beinahe völlig von dem Fenster mit den rothen Vorhängen verschwunden. Ohne Zweifel hatte Frau von Villefort die Kerzen ausgelöscht, und die Nachtlampe allein sandte ihren Schein an die Scheiben.

An dem Ende des Gebäudes sah er im Gegentheil eines von den drei Fenstern mit den weißen Vorhängen sich öffnen. Die auf dem Kamin stehende Kerze warf nach Außen einige Strahlen ihres bleichen Lichtes, und es lehnte sich einen Augenblick ein Schatten mit dem Ellenbogen auf den Balcon.

Morrel bebte; es kam ihm vor, als hätte er ein Schluchzen gehört.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß die sonst so muthige und kräftige, nun aber durch die zwei stärksten menschlichen Leidenschaften, die Liebe und die Furcht, erschütterte und überspannte Seele dergestalt geschwächt war, daß sie abergläubischen Hallucinationen unterlag.

Obgleich Maximilian, verborgen wie er dies war,

unmöglich von Valentine wahrgenommen werden konnte, kam es ihm doch vor, als würde er von dem Schatten am Fenster gerufen; sein gestörter Geist sagte es ihm, sein glühendes Herz wiederholte es. Dieser doppelte Irrthum wurde eine unwiderstehliche Wirklichkeit, und mit einem von jenen unbegreiflichen Jugendausbrüchen trat er aus seinem Versteck hervor und setzte, auf die Gefahr, gesehen zu werden, auf die Gefahr Valentine zu erschrecken, auf die Gefahr durch irgend einen dem Mädchen unwillkührlich entschlüpfenden Schrei andere Menschen auf seine Anwesenheit aufmerksam zu machen, mit zwei Sprüngen über das Blumenbeet, erreichte die Linie von Orangenbäumen, welche sich vor dem Hause ausdehnte, gelangte auf die Stufen der Freitreppe, stieg diese rasch hinauf und stieß an eine Thüre, die sich ohne Widerstand vor ihm öffnete.

Valentine hatte ihn nicht gesehen; ihre zur Höhe aufgeschlagenen Augen folgten einer silbernen Wolke, welche, einem zum Himmel aufsteigenden Schatten ähnlich, an dem Azur hinglitt; ihr poetischer, überwallender Geist sagte ihr, es wäre die Seele ihrer Großmutter.

Morrel durchschritt das Vorhaus und fand das Treppengeländer; auf den Stufen ausgebreitete Teppiche dämpften seinen Tritt: überdies war Morrel zu jenem Grade von Ueberspannung gelangt, wo ihn selbst die Gegenwart von Herrn von Villefort nicht erschreckt hätte. Zeigte sich Herr von Villefort vor seinem Blicke, so näherte er sich ihm und bat ihn,. diese Liebe, die ihn mit seiner Tochter verband, zu entschuldigen und zu billigen; Morrel war verrückt.

Zum Glück sah er Niemand.

Jetzt wurde ihm die Kenntniß, die er durch Valentine vom inneren Hause genommen hatte, ersprießlich: er gelangte ohne einen Unfall oben auf die Treppe, und während er hier die Oertlichkeit untersuchte, deutete ihm ein Schluchzen, dessen Ausdruck er erkannte, den Weg an, dem er zu folgen hatte; er wandte sich um: eine

etwas geöffnete Thüre ließ den Schein des Lichtes und den Ton einer seufzenden Stimme zu ihm dringen.

Im Hintergrunde eines Alkoven, unter dem weißen Tuche, das ihren Kopf bedeckte und ihre Form hervorhob, lag die Todte, schrecklicher noch in den Augen von Morrel seit der Enthüllung des Geheimnisses, zu dessen Besitzer der Zufall ihn gemacht hatte.

Neben dem Bette kniete Valentine, den Kopf in die Kissen einer Bergère vergraben; man sah, wie sich ihr Körper von Zeit zu Zeit durch das Schluchzen emporhob, und sie hatte ihre starren Hände gefalten.

Valentine war vom offengebliebenen Fenster weggegangen und betete ganz laut in Tönen, welche auch das unempfindlichste Herz gerührt haben müßten; das Wort entschlüpfte ihren Lippen, rasch, unzusammenhängend, unverständlich, so sehr preßte ihr der brennende Schmerz die Kehle zusammen.

Durch die Oeffnung der Vorhänge gleitend, machte der Mond den Schein der Kerze erbleichen und übergoß mit seinen traurigen Tinten dieses trostlose Gemälde.

Morrel konnte diesem Schauspiel nicht widerstehen, er war von keiner musterhaften Frömmigkeit und auch nicht so leicht empfänglich für gewöhnliche Eindrücke, aber Valentine weinend, leidend, vor seinen Augen die Hände ringend... das vermochte er nicht in der Stille zu ertragen. Er stieß einen Seufzer aus, flüsterte einen Namen, und der in Thränen gebadete, marmorbleiche Kopf, ein Kopf der Magdalena von Correggio, hob sich empor und blieb gegen ihn gewendet.

Valentine sah ihn und offenbarte kein Erstaunen. In einem von der höchsten Verzweiflung erfüllten Gemüthe gibt es keine zwischenliegende Bewegungen.

Morrel reichte seiner Freundin die Hand. Statt jeder Entschuldigung darüber, daß sie ihn nicht aufgesucht, deutete sie auf den unter dem weißen Tuche liegenden Leichnam und fing wieder an zu schluchzen.

Keines von ihnen wagte es in diesem Zimmer zu

reden. Jedes zögerte, das Stillschweigen zu brechen, das der Tod, den Finger auf den Lippen in irgend einem Winkel stehend, zu befehlen schien.

Valentine wagte es zuerst und sprach:

„Freund, wie bist Du hierher gekommen? Ah! ich würde Dir sagen: Sei willkommen, wenn Dir nicht der Tod die Thüre dieses Hauses geöffnet hätte.“

„Valentine,“ erwiederte Morrel mit zitternder Stimme und die Hände gefalten, „ich war seit halb neun Uhr da; ich sah Dich nicht kommen: die Unruhe erfaßte mich, ich sprang über die Mauer, drang in den Garten und hörte Stimmen, welche über das unselige Ereigniß sprachen.“

„Was für Stimmen?“ fragte Valentine.

Morrel bebte, denn die ganze Unterredung von Herrn d'Avrigny und Herrn von Villefort trat vor seinen Geist, und er glaubte durch das Leichentuch diese gekrümmten Arme, diesen steifen Hals, diese blauen Lippen zu sehen:

„Die Stimmen Ihrer Bedienten haben mich von Allem unterrichtet,“ sagte er.

„Doch hier erscheinen, heißt uns zu Grunde richten, mein Freund,“ versetzte Valentine ohne Schrecken und ohne Zorn.

„Vergib mir,“ sagte Morrel mit demselben Tone, „ich will mich entfernen.“

„Nein, man würde Dir begegnen, bleibe.“

„Doch wenn man käme?...“

Das Mädchen schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Es wird Niemand kommen, sei unbesorgt, hier ist unsere Schutzwache.“

Und sie deutete auf die durch das Tuch abgeformte Gestalt des Leichnams.

„Doch, ich bitte Dich, sage mir, was ist mit Herrn d'Epinay geschehen?“ fragte Morrel.

„Herr Franz kam, um den Vertrag zu unterzeichnen,

gerade in dem Augenblick, wo meine gute Großmutter den letzten Seufzer aushauchte."

„Ach!" rief Morrel mit einem Gefühle selbstsüchtiger Freude, denn er bedachte, daß dieser Tod die Verheirathung von Valentine auf unbestimmte Zeit verzögerte.

„Doch, was meinen Schmerz verdoppelt," fuhr das Mädchen fort, als sollte dieses Gefühl auf der Stelle seine Strafe erhalten, „ist der Umstand, daß meine gute Großmutter sterbend diese Heirath sobald als möglich zu vollziehen befohlen hat; mein Gott! im Glauben, mich zu beschützen, handelte sie auch gegen mich."

„Hörst Du!" sagte Morrel.

Die zwei jungen Leute schwiegen.

Man hörte, wie eine Thüre sich öffnete und Tritte den Boden des Ganges und die Stufen der Treppe krachen machten.

„Es ist mein Vater, der sein Cabinet verläßt," sagte Valentine.

„Und den Doctor zurückbegleitet," fügte Morrel bei.

„Woher weißt Du, daß es der Doctor ist?" fragte Valentine erstaunt.

„Ich setze es voraus," sprach Morrel.

Valentine schaute den jungen Mann an.

Man hörte indessen, daß die Thüre, welche auf die Straße führte, wieder zugeschlossen wurde. Herr von Villefort drehte den Schlüssel auch in der Thüre zum Garten und stieg dann die Treppe herauf.

Im Vorzimmer blieb er einen Augenblick stehen, ohne Zweifel zögernd, ob er in seine Wohnung oder in das Zimmer von Frau von Saint-Meran gehen sollte; Morrel warf sich hinter einen Thürvorhang. Valentine machte keine Bewegung: man hätte glauben sollen, der höchste Schmerz stelle sie über gewöhnliche Befürchtungen.

Herr von Villefort kehrte in sein Zimmer zurück.

„Nun kannst Du weder mehr in den Garten, noch nach der Straße hinaus."

Morrel schaute das Mädchen voll Erstaunen an.

„Es gibt nur noch einen erlaubten und sichern Ausgang, den der Wohnung meines Großvaters. Komm', komm'," sagte sie aufstehend.

„Wohin?" fragte Maximilian.

„Zu meinem Großvater."

„Ich, zu Herrn Noirtier!"

„Ja."

„Bedenkst Du auch, Valentine?"

„Ich bedenke, und zwar seit langer Zeit. Ich habe nur noch diesen Freund, auf der Welt, und wir bedürfen Beide seiner..."

„Nimm Dich in Acht, Valentine," sagte Morrel zögernd, ob er thun sollte, was ihn Valentine thun hieß, „nimm Dich in Acht, die Binde ist von meinen Augen gefallen. Als ich hierher kam, beging ich eine Handlung des Wahnsinns. Hast Du wohl auch Deine ganze Vernunft, theure Freundin?"

„Ja, und ich habe nur eine Bedenklichkeit in der Welt, die, daß ich die Ueberreste meiner armen Großmutter, welche ich zu bewachen mir gelobt, allein lassen soll."

„Valentine, der Tod ist durch sich selbst heilig."

„Ja, so ist es, und überdies wird es nicht lange währen."

Valentine durchschritt den Gang und stieg eine kleine Treppe hinab, welche zu Noirtier führte. Morrel folgte ihr auf den Fußspitzen. Auf dem Ruheplatze der Wohnung fanden sie den alten Diener.

„Barrois," sagte Valentine, „schließe die Thüre und lasse Niemand herein."

Sie ging voran.

Noch in seinem Lehnstuhle sitzend, aufmerksam auf das geringste Geräusch, durch seinen alten Diener von Allem, was vorfiel, unterrichtet, heftete Noirtier gierige Blicke auf den Eingang des Zimmers, er sah Valentine und sein Auge glänzte.

Es lag in dem Gange und in der Haltung des Mädchens etwas Ernstes, Feierliches, was dem Greise auffiel. So glänzend auch sein Auge war, so wurde es doch forschend.

„Lieber Vater," sprach sie, „höre mich wohl: Du weißt, daß die gute Mama Saint-Meran vor einer Stunde gestorben ist, und daß ich nun, Dich ausgenommen, auf der Welt Niemand mehr habe, der mich liebt?"

Ein Ausdruck unbeschreiblicher Zärtlichkeit leuchtete aus den Augen des Greises.

„Nicht wahr, Dir allein muß ich meinen Kummer oder meine Hoffnungen anvertrauen?"

Der Gelähmte machte ein bejahendes Zeichen.

Valentine nahm Maximilian bei der Hand und sprach:

„So schau' diesen Herrn an."

Der Greis heftete sein forschendes, zugleich aber etwas erstauntes Auge auf Morrel.

„Es ist Herr Maximilian Morrel, der Sohn des ehrlichen Kaufmanns in Marseille, von dem Du ohne Zweifel hast sprechen hören."

„Ja," machte der Greis.

„Ein tadelloser Name, den Maximilian glorreich machen wird, denn mit dreißig Jahren ist er Kapitän der Spahis und Officier der Ehrenlegion."

Der Greis machte ein Zeichen, daß er sich dessen erinnerte.

„Wohl, guter Papa," sagte Valentine, vor dem Greise niederknieend und mit der Hand Maximilian bezeichnend, „ich liebe ihn und werde nur ihm gehören! Zwingt man mich, einen Andern zu heirathen, so sterbe ich, und müßte ich mir selbst das Leben nehmen."

Die Augen des Gelähmten drückten eine ganze Welt stürmischer Gedanken aus.

„Nicht wahr, guter Papa, Du liebst Herrn Maximilian Morrel?" sagte das Mädchen.

„Ja," machte der unbewegliche Greis.

„Und Du willst uns, die wir Deine Kinder sind, gegen den Willen meines Vaters beschützen?"

Noirtier heftete seinen gescheiten Blick auf Morrel, als wollte er ihm sagen:

„Je nachdem."

Maximilian verstand ihn und sprach:

„Mein Fräulein, Sie haben eine heilige Pflicht in dem Zimmer Ihrer Großmutter zu erfüllen; wollen Sie mir erlauben, daß ich die Ehre habe, einen Augenblick mit Herrn Noirtier zu sprechen?"

„Ja, ja, das ist es," machte das Auge des Greises.

Dann schaute er Valentine unruhig an.

„Wie er es machen werde, um Dich zu verstehen, willst Du sagen, guter Vater?"

„Ja."

„Oh! sei unbesorgt, wir haben so oft von Dir gesprochen, daß er wohl weiß, wie ich mit Dir rede."

Dann mit einem anbetungswürdigen Lächeln, obgleich dieses Lächeln durch eine tiefe Traurigkeit verschleiert war, sich gegen Maximilian wendend, fügte sie bei:

„Er weiß Alles, was ich weiß."

Valentine erhob sich, rückte für Morrel einen Stuhl vor, empfahl Barrois, Niemand eintreten zu lassen, umarmte zärtlich ihren Großvater, drückte Morrel traurig die Hand und entfernte sich.

Um Noirtier zu beweisen, daß er das Vertrauen von Valentine besaß und alle ihre Geheimnisse kannte, nahm er das Wörterbuch, die Feder und das Papier, und legte Alles auf einen Tisch, auf dem eine Lampe stand.

„Vor Allem," sagte Morrel, „vor Allem erlauben Sie mir, Ihnen zu erzählen, mein Herr, wer ich bin, wie ich Fräulein Valentine liebe, und was meine Absichten in Beziehung auf Ihre Enkelin sind."

„Ich höre," machte Noirtier.

Er bot ein eindrucksvolles Schauspiel, dieser Greis, scheinbar eine unnütze Bürde, der der einzige Beschützer, die einzige Stütze, der einzige Richter von zwei jungen, schönen, starken Liebenden, welche eben in das Leben eintraten, geworden war.

Sein Antlitz, mit dem Gepräge des Adels und einer merkwürdigen Strenge, brachte eine mächtige Wirkung auf Morrel hervor, welcher seine Erzählung zitternd begann.

Er theilte dem Greise mit, wie er Valentine kennen gelernt habe, wie er sie geliebt, und wie sie in ihrer Vereinzelung und in ihrem Unglück das Anerbieten seiner Ergebenheit aufgenommen. Er sprach von seiner Geburt, von seiner Stellung, von seinem Vermögen; und mehr als einmal, wenn er den Blick des Gelähmten befragte, antwortete ihm dieser Blick:

„Es ist gut; fahren Sie fort."

Als Morrel diesen ersten Theil seiner Erzählung beendigt hatte, sagte er:

„Mein Herr, soll ich nun, da ich Ihnen meine Liebe und meine Hoffnungen genannt, auch meine Pläne nennen?"

„Ja," machte der Greis.

„Wohl, so hören Sie, was wir beschlossen."

Und er setzte Noirtier Alles aus einander, wie ein Cabriolet in dem Gehege wartete, wie er Valentine zu entführen, zu seiner Schwester zu bringen, zu heirathen, und ehrfurchtsvoll wartend auf die Verzeihung von Herrn von Villefort zu hoffen gedachte.

„Nein," machte der Greis.

„Nein," versetzte Morrel, „wir sollen nicht so handeln?"

„Nein."

„Dieser Plan hat also nicht Ihre Beistimmung?"

„Nein."

„Gut, es gibt noch ein anderes Mittel," sagte Morrel.

Der Blick des Greises fragte: „Welches?“

Ich werde Herrn Franz d'Epinay aufsuchen,“ fuhr Maximilian fort, „ich bin glücklich, Ihnen dies in Abwesenheit von Fräulein von Villefort sagen zu können, und mich gegen ihn so benehmen, daß er sich als ein muthiger Mann zu handeln gezwungen sieht.“

Der Blick von Noirtier fragte fortwährend:

„Was ich thun werde?“

„Ja.“

„Hören Sie. Ich werde Franz, wie ich Ihnen sagte, aufsuchen und ihm erzählen, welche Bande mich mit Fräulein Valentine vereinigen; ist er ein Mann von Zartgefühl, so wird er es dadurch beweisen, daß er von selbst auf die Hand seiner Braut Verzicht leistet, und von dieser Stunde an bis zum Tode kann er auf meine Freundschaft und Ergebenheit rechnen; weigert er sich, mag ihn nun das Interesse antreiben oder ein lächerlicher Stolz zu seiner Beharrlichkeit veranlassen, so werde ich mich, nachdem ich ihm auseinandergesetzt, daß er Valentine Zwang anthue, daß sie mich liebe und keinen Andern lieben könne, meinem Gegner alle Vortheile einräumend, mit ihm schlagen und ihn tödten, oder mich von ihm tödten lassen; tödte ich ihn, so wird er Valentine nicht heirathen; tödtet er mich, so bin ich sicher, daß Valentine ihn nicht heirathet.“

Noirtier betrachtete mit unsäglichem Vergnügen dieses edle, aufrichtige Antlitz, auf welchem sich alle Gefühle ausprägten, die seine Zunge sprach, denn durch den Ausdruck eines schönen Gesichtes fügte sich bei Morrel seinen Worten Alles bei, was die Farbe einer genauen und wahren Zeichnung beifügt.

Als jedoch Morrel zu sprechen aufgehört hatte, schloß Noirtier wiederholt die Augen, was, wie man sich erinnert, nach seiner Weise Nein hieß.

„Nein?“ versetzte Morrel. „Also mißbilligen Sie diesen zweiten Plan, wie Sie den ersten mißbilligt haben?“

„Ja, ich mißbillige ihn,“ machte der Greis.

„Aber was soll ich thun, mein Herr?“ fragte Morrel. „Nach den letzten Worten von Frau von Saint-Meran wird die Heirath Ihrer Enkelin bald vollzogen werden; soll ich die Dinge in Erfüllung gehen lassen?“

Noirtier blieb unbeweglich.

„Ja, ich begreife,“ sagte Morrel, „ich soll warten.“

„Ja.“

„Aber jeder Verzug wird uns Verderben bringen,“ versetzte der junge Mann. „Allein ist Valentine ohne Kraft, und man wird sie zwingen wie ein Kind. Auf eine wunderbare Weise hieher gekommen, um zu erfahren, was vorgehe, wunderbar vor Sie gelassen, kann ich vernünftig nicht hoffen, daß sich diese glücklichen Fälle wiederholen. Glauben Sie mir . . . verzeihen Sie diese Eitelkeit meiner Jugend, glauben Sie mir, nur einer von den Plänen, die ich Ihnen vorschlage, kann gut sein; sagen Sie mir, welchen von beiden Sie vorziehen: ermächtigen Sie Valentine, sich meiner Ehre anzuvertrauen?“

„Nein.“

„Soll ich Herrn d'Epinay aufsuchen?“

„Nein.“

„Mein Gott! von wem soll uns die Hülfe zukommen, die wir vom Himmel erwarten?“

Der Greis lächelte mit den Augen, wie er zu lächeln pflegte, wenn man ihm vom Himmel sprach. Es war immer ein wenig Atheismus im Geiste des alten Jacobiners zurückgeblieben.

„Vom Zufall?“ fragte Morrel.

„Nein.“

„Von Ihnen?“

„Ja.“

„Von Ihnen?“

„Ja,“ wiederholte der Greis.

„Begreifen Sie wohl, was ich Sie frage, mein

Herr? Entschuldigen Sie mich, doch mein Leben hängt von Ihrer Antwort ab; wird unser Heil von Ihnen kommen?"

„Ja."

„Sind Sie dessen sicher?"

„Ja."

Es lag eine solche Festigkeit in dem Blicke, der diese Versicherung gab, daß man unmöglich an dem Willen, wenn vielleicht auch an der Macht, zweifeln konnte.

„Oh! ich danke, mein Herr, ich danke tausendmal. Doch wenn nicht ein Wunder des Herrn Ihnen die Sprache, die Geberde, die Bewegung zurückgibt, wie können Sie, an diesen Stuhl gefesselt, stumm, unbeweglich, sich dieser Heirath widersetzen?"

Ein Lächeln erleuchtete das Antlitz des Greises, ein seltsames Lächeln, das der Augen auf einem unbeweglichen Gesichte.

„Ich soll also warten?" fragte der junge Mann.

„Ja."

„Doch der Vertrag?"

Es erschien dasselbe Lächeln.

„Wollen Sie mir sagen, er werde nicht unterzeichnet?"

„Ja," machte Noirtier.

„Also wird der Vertrag nicht unterzeichnet werden!" rief Morrel. „Oh! verzeihen Sie mir, mein Herr, bei der Ankündigung eines großen Glückes ist man zu zweifeln berechtigt; der Vertrag wird also nicht unterzeichnet werden?"

„Nein," machte der Gelähmte.

Trotz dieser Versicherung zögerte Morrel, zu glauben. Das Versprechen eines ohnmächtigen Greises war so seltsam, daß es, statt einer Willenskraft zu entfließen, eben so wohl von einer Schwächung der Organe herrühren konnte; ist es nicht natürlich, daß der Wahnsinnige, der nichts von der Störung seines Geistes weiß, seine Gewalt überschreitende Dinge verwirklichen

zu können glaubt? Der Schwache spricht von Lasten, die er aufhebt, der Schüchterne von Riesen, denen er Trotz bietet, der Arme von Schätzen, über die er zu gebieten hat, der niedrige Bauer nennt sich in seinem Stolze Jupiter.

Ob nun Noirtier die Unentschiedenheit des jungen Mannes begriffen hatte, ob er der Gelehrigkeit, die er gezeigt, keinen vollen Glauben schenkte, er schaute Maximilian fest an.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fragte Morrel, „soll ich Ihnen mein Versprechen, nichts zu thun, wiederholen?"

Der Blick von Noirtier blieb fest und starr, als wollte er sagen, ein Versprechen genüge nicht; dann ging er von dem Gesichte auf die Hand über.

„Soll ich schwören, mein Herr?" fragte Maximilian.

„Ja," machte der Lahme mit derselben Feierlichkeit, „ich will es."

Morrel begriff, daß der Greis ein großes Gewicht auf diesen Eid legte.

Er streckte die Hand aus und sprach:

„Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, abzuwarten, was Sie beschlossen haben, um gegen Herrn d'Epinay zu handeln."

„Gut," machten die Augen des Greises.

„Nun befehlen Sie, mein Herr, daß ich mich zurückziehe?" fragte Morrel.

„Ja."

„Ohne Fräulein Valentine wiederzusehen?"

„Ja."

Morrel bedeutete durch ein Zeichen, er wäre bereit, zu gehorchen.

„Erlauben Sie, mein Herr," fuhr Morrel fort, „daß Ihr Sohn Sie umarmt, wie es so eben Ihre Tochter gethan hat?"

Man konnte sich in dem Ausdrucke der Augen des Greises nicht täuschen.

Der junge Mann drückte auf der Stirne von Noirtier seine Lippen an dieselbe Stelle, an welche Valentine die ihrigen gedrückt hatte.

Dann verbeugte er sich zum zweiten Male vor dem Greise und ging hinaus.

Außen fand er den alten Diener, welchen Valentine in Kenntniß gesetzt hatte; er erwartete Morrel und geleitete ihn durch die Krümmungen eines düsteren Ganges, der zu einer nach dem Garten gehenden kleinen Thüre führte.

Bald hatte Morrel das Gitter erreicht; durch die Hagenbuchenhecke war er in einem Augenblicke oben auf der Mauer und durch seine Leiter in einer Sekunde in dem Luzernengehege, wo sein Cabriolet immer noch seiner harrte.

Er stieg ein, kehrte gelähmt durch so viele Gemüthsbewegungen, aber mit freierem Herzen in die Rue Meslay zurück, warf sich auf sein Bett und schlief, als ob er in tiefe Trunkenheit versunken wäre.

Achtzehntes Kapitel.

Die Gruft der Familie Villefort.

Zwei Tage nachher versammelte sich eine beträchtliche Menge Menschen, gegen zehn Uhr Morgens, vor der Thüre von Herrn von Villefort, und man sah eine Reihe von Trauerwagen und Privatgefährten den Faubourg Saint-Honoré und die Rue de la Pépinière entlang ziehen.

Unter diesen Wagen war einer von sonderbarer

Form, der eine lange Reise gemacht zu haben schien. Es war eine Art von schwarz angemaltem Fourgon und er hatte sich unter den ersten auf dem Versammlungsorte des Leichenbegängnisses eingefunden.

Man erkundigte sich und erfuhr, daß dieser Wagen, durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen den Körper des Herrn Marquis von Saint-Meran enthielt, und daß diejenigen, welche wegen eines einzigen Leichenbegängnisses gekommen waren, zwei Leichnamen folgen sollten. Die Zahl der Anwesenden war sehr groß. Der Herr Marquis von Saint-Meran, einer der eifrigsten und getreusten Würdeträger von König Ludwig XVIII. und König Carl X., hatte sich eine große Schaar von Freunden erhalten, die im Verein mit den Personen, welche durch die gesellschaftlichen Convenienzen mit Villefort verbunden waren, eine beträchtliche Truppe bildeten.

Man benachrichtigte auch die Behörden, und es wurde erlaubt, diese zwei Leichenbegängnisse zu gleicher Zeit stattfinden zu lassen. Ein zweiter Wagen, mit derselben Pracht geschmückt, wurde vor die Thüre von Herrn von Villefort geführt und der Sarg von dem Postfourgon auf den Leichenwagen gebracht.

Die zwei Todten sollten in dem Friedhofe des Père la Chaise bestattet werden, wo seit langer Zeit Herr von Villefort das für das Begräbniß seiner ganzen Familie bestimmte Gewölbe hatte errichten lassen. In diesem Gewölbe ruhte bereits der Leichnam der armen Renée, mit der sich ihr Vater und ihre Mutter nach einer zehnjährigen Trennung wiedervereinigten.

Stets neugierig, stets bewegt durch Leichengepränge, sah Paris mit religiösem Stillschweigen den glänzenden Zug, welcher nach ihrer letzten Ruhestätte zwei von den, hinsichtlich des traditionellen Geistes, der Sicherheit des Handels und der hartnäckigsten Anhänglichkeit an die Prinzipien, berühmtesten Namen der alten Aristokratie begleitete.

Mit einander in demselben Trauerwagen unter-

hielten sich Beauchamp, Debray und Chateau-Renaud über diesen so plötzlichen Tod.

„Ich habe Frau von Saint-Meran bei meiner Rückkehr von Algerien im vorigen Jahre in Marseille gesehen," sagte Chateau-Renaud; „mit ihrer vollkommenen Gesundheit, mit ihrer Geistesgegenwart und ihrer wunderbaren Thätigkeit schien sie zu einem Leben von hundert Jahren bestimmt. Wie alt war die Marquise?"

„Sechs und sechzig Jahre, wenigstens wie mich Franz versicherte," antwortete Albert. „Doch das Alter ist es nicht, was sie getödtet, sondern der Kummer über den Tod des Marquis; es scheint, daß sie seit diesem Tode, der sie auf das Heftigste erschütterte, nicht mehr völlig zur Vernunft gekommen ist."

„Doch, woran ist sie denn gestorben?" fragte Debray.

„An einer Hirncongestion, wie es scheint, oder an einem Schlagflusse. Ist das nicht dasselbe?"

„So ungefähr."

„Schlagfluß," versetzte Beauchamp, „das ist schwer zu glauben. Frau von Saint-Meran, die ich ebenfalls ein oder zweimal in meinem Leben gesehen habe, war klein, von schwächlicher Gestalt und von mehr nerviger, als sanguinischer Constitution; die Schlagflüsse, durch den Kummer auf einen Körper wie der von Frau von Saint-Meran hervorgebracht, sind selten."

„Wie dem sein mag," sagte Albert, „hat sie der Arzt oder die Krankheit getödtet: Herr von Villefort oder Fräulein Valentine, oder vielmehr unser Freund Franz ist nun im Besitze einer herrlichen Erbschaft, achtzig tausend Franken Rente, glaube ich."

„Eine Erbschaft, welche bei dem Tod des alten Jacobiners Noirtier beinahe verdoppelt wird."

„Das ist ein hartnäckiger Großvater," versetzte Beauchamp. „Tenacem propositi virum." Er hat, glaube ich, gegen den Tod gewettet, er würde alle seine

Erben beerdigen, und es wird ihm, meiner Treue, gelingen. Er ist das alte Conventsmitglied von 93, das im Jahr 1814 zu Napoleon sagte:

„„Sie sinken, weil Ihr Kaiserreich ein junger, durch sein Wachsen ermüdeter Stamm ist; nehmen Sie die Republik zum Vormund; lassen Sie uns mit einer guten Constitution auf die Schlachtfelder zurückkehren, und ich verspreche Ihnen fünfmal hundert tausend Soldaten, ein anderes Marengo und ein zweites Austerlitz. Die Ideen sterben nicht, Sire, sie schlummern zuweilen, aber sie erwachen stärker, als sie vor dem Einschlafen gewesen.““

„Es scheint, für ihn sind die Menschen, wie die Ideen; nur Eines beunruhigt mich, ich möchte wissen, wie sich Franz d'Epinay in einen Großschwiegervater fügen wird, der seine Frau nicht entbehren kann; doch wo ist Franz?“

„In dem ersten Wagen mit Herrn von Villefort, der ihn bereits als zur Familie gehörig betrachtet.“

In jedem von den Wagen, welche dem Leichenbegängniß folgten, fand ungefähr dasselbe Gespräch statt; man staunte über diese zwei so plötzlichen und so rasch hinter einander eingetretenen Todesfälle; doch in keinem ahnete man das furchtbare Geheimniß, das Herr d'Avrigny bei seinem nächtlichen Spaziergang Herrn von Villefort mitgetheilt hatte.

Nach einem Marsche von ungefähr einer Stunde gelangte man an das Thor des Friedhofes: es war ein ruhiges, aber düsteres Wetter, das folglich mit der eben stattfindenden Trauerfeierlichkeit im Einklange stand. Unter den Gruppen, die sich nach dem Familiengrabgewölbe wandten, erkannte Chateau-Renaud Morrel, der ganz allein und im Cabriolet gekommen war; er ging, sehr bleich und schweigsam, auf dem schmalen, mit Eibenbäumen eingefaßten Pfade.

„Sie hier?“ sagte Chateau-Renaud, seinen Arm unter den des jungen Kapitäns legend; „Sie kennen

also Herrn von Villefort? Wie kommt es denn, daß ich Sie nie bei ihm gesehen habe?"

„Ich kenne nicht Herrn von Villefort," entgegnete Morrel, „sondern ich kannte Frau von Saint-Meran."

In diesem Augenblick trat Albert mit Franz zu ihnen.

„Der Ort ist für eine Vorstellung schlecht gewählt," sagte Albert; „doch gleichviel, wir sind nicht abergläubisch. Herr Morrel, erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Franz d'Epinay, einen vortrefflichen Reisegesellschafter, vorzustellen, mit welchem ich eine Wanderung durch Italien gemacht habe. Mein lieber Franz, Herr Maximilian Morrel, ein vortrefflicher Freund, den ich mir in Deiner Abwesenheit erworben, und dessen Namen Du in meiner Unterhaltung so oft hören wirst, als ich von Geist, Herz und Liebenswürdigkeit zu sprechen habe."

Morrel war einen Augenbick unentschieden. Er fragte sich, ob er nicht als eine verdammenswerthe Heuchelei den freundschaftlichen Gruß an einen Mann gerichtet, den er im Verborgenen bekämpfte, zu betrachten hätte: doch sein Schwur und die ernste Bedeutung der Umstände stellten sich vor seinen Geist: er bemühte sich, nichts auf seinem Gesichte durchblicken zu lassen, und grüßte auf eine ruhige Weise.

„Fräulein von Villefort ist wohl sehr traurig?" sagte Debray zu Franz.

„Oh! mein Herr, sie ist unaussprechlich traurig; diesen Morgen war sie so entstellt, daß ich sie kaum erkannte."

Die scheinbar so einfachen Worte brachen Morrel das Herz. Dieser Mensch hatte also Valentine gesehen, er hatte mit ihr gesprochen!

Der junge brausende Officier bedurfte seiner ganzen Kraft, um dem Verlangen, seinen Schwur zu brechen, zu widerstehen.

Er nahm Chateau-Renaud beim Arm und zog ihn rasch nach dem Grabgewölbe fort, vor welchem die mit

den Ceremonien des Leichenbegängnisses Beauftragten die zwei Särge niedergesetzt hatten.

„Eine herrliche Wohnung," sprach Beauchamp, das Mausoleum betrachtend, „ein Sommerpalast, ein Winterpalast. Sie werden ebenfalls hier wohnen, mein lieber d'Epinay, denn Sie gehören nun bald zu der Familie. Ich als Philosoph will ein Landhäuschen, eine Hütte dort unter jenen Bäumen, und nicht so viele Quadersteine auf meinem armen Körper haben. Sterbend werde ich zu denen, welche mich umgeben, sagen, was Voltaire an Piron schrieb: Eo rus, und Alles wird vorbei sein. . . Vorwärts, Muth gefaßt, Franz, Ihre Frau erbt!"

„In der That, Beauchamp, Sie sind unerträglich," versetzte Franz. „Die politischen Angelegenheiten verleihen Ihnen die Gewohnheit, über Alles zu lachen, und die Menschen, welche diese Angelegenheiten lenken, die Gewohnheit, nichts zu glauben. Doch, mein lieber Beauchamp, wenn Sie die Ehre haben, mit gewöhnlichen Menschen zusammen zu sein, und das Glück, sich einen Augenblick von der Politik zu trennen, so suchen Sie Ihr Herz wieder aufzunehmen, das Sie gewöhnlich in dem Stöckeaufbewahrungs-Bureau der Kammer der Abgeordneten oder der Kammer der Pairs lassen."

„Ei, mein Gott!" versetzte Beauchamp, „was ist das Leben? ein Halt im Vorzimmer des Todes."

„Beauchamp wird mir widerwärtig," sagte Albert, zog sich vier Schritte mit Franz zurück und überließ es Beauchamp, seine philosophischen Abhandlungen mit Debray fortzusetzen.

Das Familienbegräbniß von Villefort bildete ein Gevierte von weißen Steinen und war etwa zwanzig Fuß hoch; eine innere Trennung schied in zwei Abtheilungen die Familie Saint-Meran und die Familie Villefort, und jede Abtheilung hatte ihre eigene Thüre.

Man sah nicht, wie in den andern Gräbern, die gemeinen, über einander gelegten Schubladen, in welcher

eine sparsame Vertheilung die Todten mit einer Inschrift einschließt, welche einer Etiquette gleicht; Alles, was man Anfangs durch die Bronzethüre erblickte, war ein strenges, ernstes, durch eine Mauer von dem wahren Grabe getrenntes Vorgemach.

Mitten in dieser Mauer öffneten sich die zwei von uns so eben erwähnten Thüren, welche mit den Begräbnissen Villefort und Saint-Meran in Verbindung standen.

Hier konnten sich die Schmerzen frei aushauchen, ohne daß leichtfertige Spaziergänger, welche aus einem Besuche auf dem Père la Chaise eine Landpartie oder eine Liebeszusammenkunft machen, durch ihren Gesang, durch ihr Geschrei oder durch ihr Geläufe die stumme Betrachtung oder das von Thränen überströmte Gebet stören.

Die zwei Särge kamen in das Grabgewölbe rechts: es war das der Familie Saint-Meran; sie wurden auf Gestelle gesetzt, welche der Todten harrten. Villefort, Franz und einige nahe Verwandte traten allein in das Allerheiligste.

Da die religiösen Ceremonien vor der Thüre vollzogen worden waren, und man keine Rede zu halten hatte, so trennten sich die Anwesenden alsbald; Chateau-Renaud, Albert und Morrel gingen auf der einen Seite ab, Debray und Beauchamp auf der andern.

Franz blieb mit Herrn von Villefort; an dem Thore des Friedhofes stand Morrel unter dem nächsten dem besten Vorwand stille; er sah Franz in einem Trauerwagen mit Herrn von Villefort herausfahren und es erfaßte ihn eine schlimme Ahnung, als er dieses Zusammensein unter vier Augen wahrnahm. Er kehrte daher nach Paris zurück, und obgleich er in demselben Wagen mit Chateau-Renaud und Albert fuhr, hörte er doch nicht ein Wort von dem, was die zwei jungen Leute sprachen.

Als Franz Herrn von Villefort zu verlassen im Begriffe war, hatte dieser gesagt:

„Mein Herr Baron, wann werde ich Sie wiedersehen?“

„Wann Sie wollen,“ hatte Franz erwiedert.

„Sobald als möglich.“

„Ich bin zu Ihren Befehlen, mein Herr; ist es Ihnen genehm, daß wir zusammen zurückkehren?“

„Wenn es Sie nicht belästigt.“

„Keines Wegs.“

So stiegen der zukünftige Schwiegervater und der zukünftige Schwiegersohn in einen Wagen, und Morrel wurde, als er sie vorüberfahren sah, mit Recht von einer Unruhe erfaßt.

Villefort und Franz kehrten nach dem Faubourg Saint-Honoré zurück.

Ohne bei Jemand einzutreten, ohne mit seiner Frau oder seiner Tochter zu sprechen, ließ der Staatsanwalt den jungen Mann in sein Cabinet gehen, bezeichnete ihm einen Stuhl und sprach:

„Mein Herr d'Epinay, ich muß Sie daran erinnern, und der Augenblick ist nicht so schlecht gewählt, als man von Anfang glauben dürfte, denn der Gehorsam gegen die Todten ist das erste Opfer, das man auf ihren Sarg zu legen hat; ich muß Sie also daran erinnern, daß nach dem von Frau von Saint-Meran auf ihrem Sterbebette vorgestern ausgedrückten Wunsche die Heirath von Valentine keinen Aufschub duldet. Sie wissen, daß die Angelegenheiten der Hingeschiedenen vollkommen in Ordnung sind; daß ihr Testament Valentine das ganze Vermögen der Saint-Meran sichert; der Notar hat mir gestern die Akten gezeigt, welche auf eine bestimmte Weise den Ehevertrag abzufassen gestatten. Sie können den Notar besuchen und sich in meinem Auftrage die Akten mittheilen lassen. Der Notar ist Herr Deschamps, Place Beauveau, Faubourg Saint-Honoré.“

„Mein Herr,“ entgegnete d'Epinay, „es ist viel-

leicht für Fräulein Valentine bei ihrem heftigen Schmerze nicht der Augenblick, um an einen Gatten zu denken; ich würde in der That befürchten ..."

„Valentine," unterbrach ihn Herr von Villefort, „Valentine wird kein lebhafteres Verlangen haben, als das, den letzten Willen ihrer Großmutter zu erfüllen; die Hindernisse werden somit, dafür stehe ich Ihnen, nicht von ihrer Seite kommen."

„Da sie in diesem Falle auch nicht von meiner Seite kommen," erwiederte Franz, „so mögen Sie nach Ihrem Gutdünken handeln; mein Wort ist gegeben, und es gereicht mir nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zum Glück, es zu halten."

„Es steht also nichts im Wege," versetzte Villefort; „der Vertrag sollte vor drei Tagen unterzeichnet werden, wir finden ihn völlig bereit, und man kann ihn heute unterzeichnen."

„Doch die Trauer?" sagte Franz zögernd.

„Seien Sie unbesorgt, mein Herr; der Wohlanstand wird in meinem Hause nicht vernachläßigt werden. Fräulein von Villefort kann sich für die drei vorgeschriebenen Monate auf ihr Gut Saint-Meran zurückziehen; ich sage ihr Gut, denn heute ist es ihr Eigenthum. Dort wird in acht Tagen, wenn Sie wollen, ohne Geräusch, ohne Gepränge, die bürgerliche Heirath vollzogen. Es war ein Wunsch von Frau von Saint-Meran, daß ihre Enkelin sich auf diesem Gute verheirathen möchte. Ist der Ehebund geschlossen, so können Sie nach Paris zurückkehren, während Ihre Frau die Trauerzeit mit ihrer Stiefmutter zubringt."

„Ganz nach Ihrem Belieben," sprach Franz.

„So haben Sie die Güte, eine halbe Stunde zu warten; Valentine wird in den Salon herabkommen. Ich lasse Herrn Deschamp rufen, wir lesen und unterzeichnen den Vertrag auf der Stelle, und noch diesen Abend führt Frau von Villefort Valentine auf ihr Gut, wohin wir ihnen in acht Tagen nachfolgen."

„Mein Herr, ich habe Sie nur um Eines zu bitten," sagte Franz.

„Um was?"

„Ich wünschte, daß Albert von Morcerf und Raoul von Chateau=Renaud bei dieser Unterzeichnung gegenwärtig sein möchten, Sie wissen, sie sind meine Zeugen."

„Eine halbe Stunde genügt, um sie in Kenntniß zu setzen; soll ich sie holen lassen, oder wollen Sie diese Herren selbst holen?"

„Ich ziehe es vor, sie selbst zu holen."

„Ich erwarte Sie in einer halben Stunde, und in einer halben Stunde wird auch Valentine bereit sein."

Franz verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Kaum hatte sich die Thüre des Hauses hinter dem jungen Manne geschlossen, als Villefort Valentine sagen ließ, sie sollte in einer halben Stunde in den Salon herabkommen, weil der Notar und die Zeugen von Herrn d'Epinay erscheinen werden.

Diese unerwartete Kunde brachte einen mächtigen Eindruck in dem Hause hervor. Frau von Villefort wollte nicht daran glauben, und Valentine war wie von einem Donnerschlage niedergeschmettert.

Sie schaute umher, als ob sie suchen wollte, von wem sie Hülfe verlangen könnte.

Sie gedachte zu ihrem Großvater hinabzugehen; doch sie begegnete auf der Treppe Herrn von Villefort, der sie beim Arme nahm und in den Salon führte.

In dem Salon traf Valentine Barrois, sie warf dem alten Diener einen verzweifelten Blick zu.

Einen Augenblick nach Valentine trat Frau von Villefort mit dem kleinen Eduard in den Salon. Die junge Frau hatte sichtbar ihren Theil an dem Kummer der Familie gehabt; sie war bleich und schien furchtbar ermattet.

Frau von Villefort nahm Eduard auf ihren Schooß und drückte von Zeit zu Zeit mit beinahe krampfhaften

Bewegungen dieses Kind an ihre Brust, auf welches sich ihr ganzes Leben zusammenzudrängen schien.

Bald hörte man das Geräusch von zwei Wagen, welche in den Hof fuhren.

Der eine war der des Notars, der andere der von Franz.

In einem Augenblick hatteu sich Alle im Salon versammelt.

Valentine war so bleich, daß man die blauen Adern ihrer Schläfe um ihre Augen sich abzeichnen und ihre Wangen entlang laufen sah.

Chateau-Renaud und Albert schauten sich erstaunt an; die so eben vollzogene Ceremonie kam ihnen nicht trauriger vor, als die, welche nun beginnen sollte.

Frau von Villefort hatte sich hinter einen Sammetvorhang in den Schatten gesetzt, und da sie sich beständig über ihren Sohn neigte, so konnte man nur schwer auf ihrem Gesichte lesen, was in ihrem Herzen vorging.

Herr von Villefort war, wie immer, unempfindlich.

Nachdem der Notar, nach der gewöhnlichen Methode der Leute des Gesetzes, seine Papiere auf dem Tische geordnet, in seinem Lehnstuhle Platz genommen und seine Brille etwas in die Höhe gehoben hatte, wandte er sich gegen Franz und fragte ihn, obgleich er es vollkommen wußte:

„Sie sind Herr Franz von Quesnel, Baron d'Epinay?"

„Ja, mein Herr," antwortete Franz.

Der Notar verbeugte sich und fuhr fort:

„Ich muß Sie davon in Kenntniß setzen, mein Herr, und zwar im Auftrage von Herrn von Villefort, daß Ihre mit Fräulein von Villefort beabsichtigte Heirath die Gesinnung des Herrn von Noirtier gegen seine Enkelin völlig verändert hat, und daß er auf Andere das Vermögen übergehen läßt, welches er ihr hätte vermachen sollen. Ich muß indeß sogleich beifügen,

daß, insofern der Erblasser nur berechtigt ist, ihr einen Theil seines Vermögens zu entziehen, während er ihr das ganze entzogen hat, daß, sage ich, das Testament einem Angriffe nicht widerstehen und für null und nichtig erklärt werden wird."

„Ja," sprach Villefort; „nur setze ich Herrn d'Epinay zum Voraus davon in Kenntniß, daß zu meinen Lebzeiten das Testament meines Vaters nie angegriffen werden wird, in Betracht, daß ich bei meiner Stellung den Scandal bis zum Schatten zu vermeiden habe."

„Mein Herr," sagte Franz, „es thut mir leid, daß eine solche Frage in Gegenwart von Fräulein Valentine erhoben worden ist. Ich habe mich nie nach der Summe ihres Vermögens erkundigt, welches, so beschränkt es auch sein mag, immerhin beträchtlicher sein wird, als das meinige. Meine Familie suchte in der Verbindung mit Herrn von Villefort das Ansehen, ich suche darin das Glück."

Valentine machte ein unmerkliches Zeichen des Dankes, während zwei stille Thränen über ihre Wangen flossen.

„Abgesehen jedoch," sprach Villefort sich an seinen zukünftigen Schwiegersohn wendend, „abgesehen von einem theilweisen Verluste Ihrer Hoffnungen hat dieses unerwartete Testament nichts, was Sie persönlich verletzen dürfte. Es erklärt sich durch die Geistesschwäche von Herrn Noirtier. Meinem Vater mißfällt es nicht, daß Fräulein von Villefort sich mit Ihnen verbindet, sondern daß Valentine heirathet. Ein Ehebund mit jedem Anderen hätte ihm denselben Kummer eingeflößt. Das Alter ist selbstsüchtig, mein Herr, und Fräulein von Villefort war für Herrn Noirtier eine treue Gesellschafterin, was die Baronin d'Epinay nicht mehr wird sein können. Der unglückliche Zustand meines Vaters macht, daß man selten mit ihm über ernste Gegenstände spricht, welche die Schwäche seines Geistes zu verfolgen ihm nicht gestatten würde, und ich bin fest überzeu-

daß Herr Noirtier, während er die Erinnerung an den Umstand der Verheirathung seiner Nichte bewahrt, denjenigen, welcher sein Enkel werden soll, bis auf den Namen vergessen hat."

Kaum vollendete Villefort diese Worte, welche Franz durch eine Verbeugung erwiederte, als die Thüre des Salon sich öffnete und Barrois erschien.

„Meine Herren," sagte er mit einer für einen Diener, der unter so feierlichen Umständen mit seinen Gebietern spricht, seltsam festen Stimme, „meine Herren, Herr Noirtier von Villefort wünscht auf der Stelle Herrn Franz von Quesnel, Baron d'Epinay, zu sprechen."

Wie der Notar, gab er, damit kein Irrthum entstehen könnte, dem Verlobten alle seine Titel.

Villefort bebte, Frau von Villefort ließ ihren Sohn über ihren Schooß hinabgleiten, Valentine erhob sich bleich und stumm wie eine Bildsäule.

Albert und Chateau-Renaud schauten sich abermals und noch mehr erstaunt als das erste Mal an.

Der Notar heftete seine Blicke auf Villefort.

„Es ist unmöglich," sprach der Staatsanwalt; „Herr d'Epinay kann den Salon in diesem Augenblick nicht verlassen."

„Gerade in diesem Augenblick wünscht Herr Noirtier, mein Gebieter, Herrn Franz d'Epinay in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen," versetzte Barrois mit derselben Festigkeit.

„Der gute Papa Noirtier spricht also jetzt?" fragte Eduard mit seiner gewöhnlichen Frechheit.

Doch dieser Witz machte nicht einmal Frau von Villefort lächeln, so sehr waren die Geister in Anspruch genommen, so feierlich erschien die Lage der Dinge.

„Antworten Sie Herrn Noirtier, daß das, was er verlangt, nicht sein könne," sagte Villefort.

„Dann läßt Herr Noirtier die Herren benachrichtigen, daß er sich werde in diesen Salon tragen lassen," sprach Barrois.

Das Erstaunen erreichte den höchsten Grad.

Ein gewisses Lächeln trat auf das Antlitz von Frau von Villefort. Valentine schlug unwillkührlich die Augen zum Plafond auf, um dem Himmel zu danken.

„Valentine," sagte Herr von Villefort, „ich bitte Dich, erkundige Dich ein wenig, was diese neue Phantasie Deines Großvaters bedeuten soll."

Valentine machte rasch einige Schritte, um sich zu entfernen, doch Herr von Villefort besann sich eines Anderen und rief:

„Warte, ich begleite Dich."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sprach Franz, „da Herr Noirtier nach mir verlangt, so habe ich mich, wie es scheint, vor Allem seinen Wünschen zu fügen; überdies werde ich mich glücklich fühlen, ihm meine Achtung zu bezeigen, da ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, mir diese Ehre zu erbitten."

„Oh! mein Gott! bemühen Sie sich nicht," rief Villefort mit sichtbarer Unruhe.

„Entschuldigen Sie mich, mein Herr," entgegnete Franz mit dem Tone eines Mannes, der seinen Entschluß gefaßt hat. „Ich wünsche diese Gelegenheit nicht zu versäumen, um Herrn Noirtier zu beweisen, wie sehr er Unrecht hätte, einen Widerwillen gegen mich zu hegen, welchen durch meine tiefe Ergebenheit zu besiegen mein inniges Verlangen ist."

Und ohne sich länger durch Villefort zurückhalten zu lassen, stand Franz ebenfalls auf und folgte Valentine, welche bereits mit der Freude eines Schiffbrüchigen, der die Hand an einen Felsen legt, die Treppe hinabstieg.

Herr von Villefort folgte Beiden.

Chateau-Renaud und Morcerf schauten sich zum dritten Male, und zwar noch erstaunter als die beiden ersten Male an.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Der Graf von Monte Christo

Bd.: 15/18

Stuttgart 1846

L.eleg.g. 16 t-2,20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573003-9